B. Fol 81.
2

B. 724

1641

Versuche

über die

Geschichte des Menschen

von

Heinrich Hume.

Aus dem Englischen übersetzt.

Erster Theil.

K. K. KREISBIBLIOTHEK
IN
AUGSBURG

Letzte verbesserte Auflage.

Wien

gedruckt für F. A. Schrämbl

bey Ign. Alberti.

1790.

Vorrede
des Verfassers.

Das folgende Werk ist der Hauptinhalt verschiedener Betrachtungen, die den Verfasser gelegentlich unterhalten, und ihm seine müßigen Stunden angenehm gemacht haben. Es ist weder für die Gelehrten, die schon darüber weg sind, noch für den gemeinen Mann, der unter demselben ist, bestimmt. Es gehört vielmehr für Leute, die sowohl von der Verderbniß des Reichthumes, als auch von der Bedrückung körperlicher Arbeit gleich weit

entfernt sind, und eine Neigung zu nützlicher Kenntniß haben, für solche, die sogar in der Hitze der Jugend schon die Morgenröthe des Patriotismus empfinden, und hernach in ihren reifern Jahren die mittägige Wärme desselben genießen. Solchen Leuten ist dieses Werk gewidmet; und der Verfasser wünschet sehnlich, und wird es allezeit wünschen, so lange ihm noch die Kraft zum Wünschen übrig bleibt, daß sie einigen Nutzen daraus ziehen mögen.

Kann er nicht hoffen, daß dieses Werk, als das Kind seiner grauen Haare, ihn überleben, und für ihn bey redlichen Leuten zum Zeugnisse dienen werde, daß er sogar bey einem mühsamen Berufe, der ihm nicht viele müßige Stunden übrig ließ, niemals vergessen habe, daß er wenig verdienen würde, ein Mensch zu seyn, wenn er gegen seine Nebengeschöpfe gleichgültig seyn könnte.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Die meisten Gegenstände, welche in den folgenden Bogen abgehandelt sind, verstatten nur einen wahrscheinlichen Beweis, der nicht wenig schlüpfrig ist, da es bey vielen Urtheilen von dieser Art schwer zu sagen ist, was für einen Grad der Überzeugung sie hervor bringen sollten. Es ist leicht, scheinbare Beweise zu machen; aber es ist nicht allezeit so leicht, solche zu machen, welche die Probe der Zeit aushalten werden. Ich könnte den Leser mit unzähligen Beyspielen muthmaßlicher Beweise unterhalten, welche bey einem entfernten Anblicke schön sind, aber bey einer nähern Untersuchung wie eine Wolke verschwinden. Er wird in dem ersten Versuche dieses Buches, ohne weiter gehen zu dürfen, mehr als ein Beyspiel aufgezeichnet finden. Die Furcht, durch solche Beweise verführt zu

seyn, erfüllet den Verfasser mit Bekümmerniß; und er kann bey seiner großen Aufmerksamkeit doch nur eine schwache Hoffnung hegen, daß er bloß bisweilen von der Wahrheit abgewicheu ist.

Er machte vor dreyßig Jahren den Anfang, die Materialien zu einer natürlicheu Geschichte des Menschen zu sammeln, und er hielt in der Stärke seiner Jugend das Unternehmen sogar für einen einzigen Menschen nicht für allzu verwegen. Er hat aber vor Kurzem gefunden, daß seine äußersten Kräfte kaum zureichend sind, nur einige wenige unvollkommene Versuche zu Stande zu bringen.

Inhalt

des ersten Theils.

Erstes Buch.

S.

Das Wachsthum der Menschen in ihrem einzelnen Zustande.

Erster Versuch.

Die Verschiedenheit der Menschen und der Sprachen. 1

Zweyter Versuch.

Das Wachsthum der Menschen in Absicht auf die Speise und Bevölkerung. 67

Dritter Versuch.

Das Wachsthum der Menschen in Ansehung des Eigenthums. 93

Vierter Versuch.

Ursprung und Fortgang des Handels. 104

Fünfter Versuch.

Der Ursprung und das Wachsthum der Künste.

S.

Erster Abschnitt.

Nützliche Künste. 133

Zweyter Abschnitt.

Das Wachsthum des Geschmacks und der schönen Künste. 162

Sechster Versuch.

Das Wachsthum des weiblichen Geschlechts. 237

Anhang über die Fortpflanzung der Thiere, und Sorge für ihre Jungen. 318

Siebenter Versuch.

Das Wachsthum der Sitten. 328

Achter Versuch.

Das Wachsthum und die Wirkungen des Luxus. 473

Versuche über die Geschichte des Menschen.

Erstes Buch.

Das Wachsthum der Menschen in ihrem einzelnen Zustande.

Erster Versuch.

Die Verschiedenheit der Menschen und der Sprachen.

Es ist immer noch eine schwere Frage in der Naturgeschichte, die nach allem, was man darüber bisher gesagt hat, unentschieden bleibt, ob es verschiedene Stämme von Menschen gebe, oder ob alle nur von einem Stamme herkommen, und kein anderer Unterschied bey ihnen Statt finde, als der von der Himmelsgegend, oder von einem andern Zufalle herrühret. Da die Frage selbst bey dem Entwurfe einer Geschichte des Menschen von Wichtigkeit ist, so will ich auch gern zur Aufklärung derselben mein Möglichstes bey-

tragen. Es wird daher auch, um diese Sache in ihr völliges Licht zu setzen, eine Betrachtung der unvernünftigen Thiere, wie sie in verschiedene Gattungen oder Arten eingetheilt sind, hoffentlich eine schickliche Einleitung seyn.

Da viele Thiere theils durch ihre Arbeiten für uns, theils auch dadurch, daß sie uns Speise und Kleidung gewähren, zu unsrer Wohlfahrt dienen, und eben so viele schädlich sind; so würde unsre irdische Wohnung eben nicht angenehm seyn, wenn wir kein anderes Mittel, als die Erfahrung hätten, die eine Art von der andern zu unterscheiden. Wäre ein jedes einzelnes Thier an sich so zu sagen eine Gattung, die von einer jeden andern unterschieden wäre; so würde der Mensch sein ganzes Leben hindurch nicht einmahl so viel Kenntniß von Thieren erlangen, als zu seiner Selbsterhaltung nöthig ist; und die Erfahrung würde ihm in Absicht auf ein jedes Thier, welches er nicht kennet, gar nichts helfen. Die Gottheit hat keines von ihren Werken unvollkommen gelassen. Die Thiere sind von verschiedenen Gattungen gebildet, und eine jede Gattung hat ihre Gestalt und Neigung, die ihr eigen ist. Man findet eine große Gleichförmigkeit unter den Thieren von einerley Gattung, und nicht weniger Verschiedenheit unter Thieren von verschiedenen Gattungen; ja die Arten selbst sind zur Vermeidung der Verwirrung durch ihre Gestalt, ihr Ansehen und Betragen so deutlich von einander unterschieden, daß es ein Kind bemerken kann. Wir haben sogar zur völligen Einsicht dieses

wunderbaren Systems eine angeborne Empfindung, daß eine jede Gattung mit solchen Eigenschaften begabet ist, welche derselben ganz eigen sind; und daß diese Eigenschaften einem jeden einzelnen Thiere von der Art zukommen. Unser Weg zur Kenntniß der Thiere ist auf eine wunderbare Art abgekürzt; und wir können die Erfahrung, die wir von der Neigung und den Eigenschaften eines Thieres haben, ohne Bedenken auf ein jedes von der Art anwenden. Durch Hülfe dieser Empfindung wird ein Kind, welches mit einem Hunde bekannt ist, die andern, welche diesem ähnlich sind, wohl leiden können; ein Europäer streichelt bey dem ersten Anblicke eine Kuh in Afrika eben so sanft und ohne Schaden, als in Europa, und ein Afrikaner flieht vor einem Tieger in Hindostan wie zu Hause.

Ist nun diese angezeigte Theorie gegründet, so werden weder Erfahrungen noch Beweise erfordert, zu zeigen, daß ein Pferd kein Esel, oder daß ein Affe kein Mensch sey. Einige Thiere sind zwar einander so ähnlich, daß es ungewiß bleibt, ob sie nicht ursprünglich von einer Gattung sind. Allein man braucht in einem jeden solchen Falle nicht sehr bekümmert zu seyn; indem ich mir getraue zu behaupten, daß man beyde entweder zahm oder wild, und als eine gesunde oder ungesunde Speise finden werde. Solche Fragen können die Neubegierde belustigen, sie sind aber von keinem Nutzen.

Die Eintheilung der Thiere in verschiedene

Classen ist für den Menschen nicht nützlicher, als für die Thiere selbst. Ein Raubthier würde sich bey seinem Stande sehr schlecht befinden, wenn es die Natur nicht gelehret hätte, was es für Geschöpfe angreifen, und welche es vermeiden könnte. Ein Kaninchen ist der Raub des Iltisses. Man lege sogar ein todtes Kaninchen einem jungen Iltisse vor, der niemahls ein Kaninchen gesehen hat, so wird er über den Körper herfallen, und ihn mit vieler Wuth beissen. Ein Jagdhund hat eben diesen Instinct gegen einen Hasen, und die meisten Hunde haben ihn. Würden die zahmen Thiere nicht von der Natur geleitet, so würden sie ihren Feind nicht eher kennen, als bis sie in seinen Klauen wären. Ein Hase flieht mit der größten Geschwindigkeit vor dem ersten Hunde, den er jemahls gesehen hat, und ein Hühnchen verbirgt sich bey dem ersten Anblicke eines Geyers unter seine Gluckhenne. Gesellige Thiere gehen ohne Bedenken zu ihrer eigenen Gattung, und vermeiden auch eben so gern die andern *). Die Vögel fürchten sich nicht vor vierfüßigen Thieren, nicht einmahl vor einer

---

*) Das gemeine Volk um Smyrna hat eine grausame Art von Belustigung. Man legt die Eyer einer Henne in ein Storchnest. So bald als nun der Storch die jungen Hühner sieht, so ruft er voll Erstaunen die benachbarten Störche zusammen, welche zur Rache der ihnen angethanen Beleidigung die arme unschuldige Sie des Storchs umbringen, da er unterdessen sein Unglück in klägelichem Geschreye beklaget.

Katze, bis sie aus der Erfahrung gelernt haben, daß eine Katze ihr Feind ist. Sie scheinen sich auch von Natur nicht vor dem Menschen zu fürchten, und werden deßwegen nicht eher scheu, als bis sie beunruhiget oder geplagt werden. In Visia-Grande, einer von den unbewohnten philippinischen Inseln, kann man die Vögel, wie Kämpfer sagt, mit der Hand haschen. Die Habichte sind auf einigen Inseln der Südsee ebenfalls zahm. Zu Port-Egmont in den Falkland-Inseln kann man die Gänse, ohne scheu zu werden, mit einem Stocke todt schlagen. Die Vögel, welche auf gewissen Felsen wohnen, die in der Insel Annabon über die See hängen, nehmen das Futter aus der Hand eines Menschen an. In dem glücklichen Arabien zeigen die Füchse und Affen keine Furcht vor den Menschen; und die Einwohner der heißen Länder wissen nichts vom Jagen. In der unbewohnten Insel Bering nahe bey Kamschatka sind die Füchse so wenig scheu, daß sie dem Menschen kaum aus dem Wege gehen. Führet uns diese Bemerkung nicht auf eine Endursache? Ein Rebhuhn, ein Wasserhuhn, und ein Fasan würden niemahls die Speise eines Menschen werden, wenn sie sich von Natur eben so sehr vor ihm fürchteten, als vor einem Habicht oder Geyer.

Die Eintheilung der Thiere in verschiedene Arten dienet noch zu einer andern Absicht, die nicht weniger wichtig ist, als die erwähnten, nähmlich, daß sie nach den verschiedenen Himmelsgegenden eingerichtet sind. Wir wissen aus der Er-

fahrung, daß sich kein Thier noch Gewächs für ein jedes Klima schickt; und eben so lehret uns auch die Erfahrung, daß kein Thier noch Gewächs vorhanden ist, welches sich nicht für ein gewisses Klima schickt, wo es zur Vollkommenheit wächst. Sogar in dem heißen Erdstriche findet man auf den Bergen die Pflanzen eines kalten Landes, wo die Pflanzen eines heißen Landes nicht wachsen werden; und man kann die Höhe eines Berges aus den Pflanzen, die darauf wachsen, ziemlich genau bestimmen. Weitzen ist kein einheimisches Gewächs in Brittanien, und ein jeder Landmann weiß, daß ein fremder Same erfordert wird, diese Pflanze in ihrer Stärke zu erhalten. Es wird jährlich, um zu verhüten, daß der Flachs in Schottland und Irrland nicht ausartet, eine große Menge von fremdem Samen eingeführt. Ein Kamehl schicket sich besonders für den heißen Sand von Arabien, und Lappland ist nur für Rennthiere bewohnbar; ein Thier, welches sich dergestalt für die durchdringende Kälte schickt, daß es nicht einmahl in einem gemäßigten Klima leben kann. Arabische und Afrikanische Pferde arten in Brittanien aus; und man muß oft zur Erhaltung einer guten Art derselben einen neuen Zuwachs aus ihrem ursprünglichen Lande kommen lassen. Spanische Pferde arten in Mexico aus, aber in Chili werden sie besser; indem sie daselbst mehr Stärke und Geschwindigkeit haben, als die Andalusischen Pferde, deren Abkömmlinge sie doch sind. Unsre Hühner, die man ursprünglich aus einem warmen Lande in Asien herein gebracht hat,

sind sogar nach vielen Jahrhunderten noch nicht so abgehärtet, daß sie die Kälte dieses Landes, wie das inländische Geflügel, ertragen könnten; die Hühner legen im Winter wenige oder gar keine Eyer, es müßte denn in Behältnissen seyn, wo man einheitzet. Die Wüsten von Zara und Bilidulgerid können eigentlich das Vaterland der Löwen genannt werden; sie wachsen daselbst neun Fuß lang und fünf Fuß hoch. Die Löwen in dem südlichen Afrika gegen das Cap der guten Hoffnung wachsen nur fünf und einen halben Fuß lang und drey und einen halben Fuß hoch. Wollte man junge Löwen aus der letztern in die erstere Gegend versetzen, so würden sie ihre völlige Größe erlangen, und zu der kleinern Gestalt herab kommen, wenn man sie aus der erstern in die letztere Gegend brächte.

Die Vorsehung hat zur Erhaltung der verschiedenen Gattungen von Thieren, so weit es nöthig ist, eine vermischte Paarung sorgfältig zu verhüthen gesucht. Wenige Thiere paaren sich mit einander. Einige thun es zwar, aber ohne Wirkung; und einige bringen einen Bastard hervor, z. E. einen Maulesel, der sich selten oder gar nicht fortpflanzet. Nur in einigen wenigen Fällen, wo eine Vermischung der Gattungen ohne Schaden ist, geschieht die Fortpflanzung ohne alle Einschränkung. Alle verschiedenen Gattungen des Hundegeschlechts paaren sich, und die hervor gebrachten Bastarde zeugen immer wieder andere. Allein die Hunde sind ihrer Natur nach Begleiter der Menschen, und die Vorsehung hat wahr-

scheinlicher Weise deßwegen eine Vermischung zugelassen, damit jedermann einen Hund haben könne, der ihm am besten gefällt.

Buffon hat in seiner Naturgeschichte eine sehr künstliche Regel zur Behauptung der verschiedenen Gattungen der Thiere aus dem Buche des Ray: die Weisheit Gottes in den Werken der Schöpfung, entlehnt, nähmlich: Jede zwey Thiere, die sich mit einander begatten können, und deren Junge sich auch fortpflanzen können, sind von einerley Gattung. Ein Pferd und ein Esel können sich mit einander paaren, aber sie sind nicht, sagt er, von einer Gattung, weil ihre Jungen, als Maulesel, sich nicht fortpflanzen können. Er wendet diese Regel auf das menschliche Geschlecht an, und hält dafür, daß alle Menschen von einem Stamme oder Geschlechte sind, weil ein Mann und eine Frau, sie mögen auch an Größe, Gestalt und Farbe noch so sehr verschieden seyn, doch beständig mit einander zeugen können. Und nach eben der Regel hält er alle Hunde für eine Gattung. Ich würde dieser Regel in Absicht auf andre Thiere nicht widersprechen; da sie aber den Menschen, als den Gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung, angehet, so bin ich Willens, sie mit Aufmerksamkeit zu prüfen. Es ist wahr, die Vorsehung hat die Verwirrung verhüthet; denn in den meisten Fällen hat sie den Thieren von verschiedener Gattung das Vermögen, sich mit einander zu paaren, entzogen; allein da unser Schriftsteller nicht bewiesen hat, daß eine solche Einschrän-

kung ohne eine einzige Ausnahme allgemein ist, so ist seine Regel augenscheinlich eine petitio principii. Warum können nicht zwey in ihrer Art verschiedene Thiere vermischte Junge hervorbringen? Buffon muß sagen, daß die Thiere von verschiedener Art nach einem Gesetze der Natur niemahls vermischte Junge zeugen. Allein hat er denn bewiesen, daß dieses ein Gesetz der Natur sey? Vielmehr erwähnt er selbst verschiedene Ausnahmen. Er gibt zu, daß Schafe und Ziegen von verschiedener Gattung sind. Und doch versichert er, daß ein Ziegenbock und eine Schafmutter Junge hervor bringen, die sich beständig fortpflanzen. Ein Kamehl und ein Dromedar, ob sie gleich eine nahe Verwandtschaft haben, sind dennoch nicht weniger unterschieden, als das Pferd und der Esel. Ein Dromedar ist kleiner als ein Kamehl, viel magerer und merklich schneller auf den Füßen; hat nur einen Buckel auf dem Rücken, und das Cameel hat deren zweye; sein Geschlecht ist zahlreicher und ausgebreiteter als der Kamehle. Man kann hierbey keine hinlänglichern Unterscheidungszeichen verlangen; und doch pflanzen sich diese zwey Gattungen eben so ungezwungen mit einander fort, als die verschiedenen Geschlechter der Menschen und der Hunde. Buffon bemühet sich zwar in Absicht auf das Kamehl und den Dromedar, sein Ansehen durch eine Unterscheidung zu retten. „Sie sind, sagt er, eine Gattung, aber ihre Geschlechter sind verschieden, und sind es seit undenklichen Zeiten gewesen." Allein saget dieses wohl mehr, als daß ein Kamehl und Dromedar verschiedene

Gattungen von eben derselben Art sind? welches auch bey den verschiedenen Gattungen der Menschen und Hunde Statt findet. Sobald als mir nun unser Schriftsteller erlaubet, daß ich das Kamehl und den Dromedar als zwey verschiedene Geschlechter bis auf die Schöpfung zurück führen darf, so verlange ich keine weitere Verwilligung. Er gibt selbst nicht weniger als zehn Arten von Ziegen zu, die merklich unterschieden sind, und sich auch mit einander fortpflanzen; aber er sagt, daß dieses nur immerwährende und unveränderliche Abwechslungen sind. Auf diese Weise ist keine Schwierigkeit unüberwindlich, wenn man die Worte ohne Verstand annehmen kann. Er bleibt sich sogar in seinen Meinungen nicht immer gleich. Denn ob er gleich bey der Unterscheidung eines Pferdes von einem Esel behauptet, daß der Maulesel, den sie zeugen, unfruchtbar sey, so vergißt er doch hernach seine Regel, und läßt gerade das Gegentheil zu. Also sind Pferde und Esel von einerley Gattung. Warum fiel es doch diesem Schriftsteller nicht ein, zu behaupten, daß das menschliche Geschlecht sehr unvollkommen seyn würde, wenn es einen Menschen von einem Affen, oder einen Hasen von einem Igel nicht eher unterscheiden könnte, als bis es wüßte, ob sie sich mit einander fortpflanzen könnten?

Allein es scheinet überhaupt unnöthig, einen Beweis wider die erwähnte Regel zu führen, die Buffon selbst unvorsichtiger Weise bey allen Thieren, außer bey Menschen und Hunden, verläßt. Wir haben ihm eine Bemerkung zu dan-

ken: daß nicht ein Thier des heißen Erdstrichs in der alten und neuen Welt angetroffen werde. Allein wie bestätigt er diese Bemerkung? Denkt er wohl jemahls daran, zu zeigen, ob sich solche Thiere mit einander paaren können? „Sie sind, sagt er, von verschiedenen Arten, und haben keine so große Ähnlichkeit, daß wir sie von einer Gattung zu seyn behaupten könnten. Linne und Brisson, setzt er hinzu, haben auf eine sehr uneigentliche Weise den Nahmen des Kamehls dem Lama und dem Pacos von Peru beygelegt. Der Unterschied aber ist so deutlich, daß andere Schriftsteller diese Thiere in die Classe der Schafe setzen. Jedoch die Wolle ist der einzige Umstand, worin ein Pacos dem Schafe ähnlich ist; und ein Lama ist dem Kamehle auch nicht weiter, als in der Länge des Halses ähnlich." Er unterscheidet auf eben diese Weise den wahren Asiatischen Tieger von verschiedenen Amerikanischen Thieren, die eben den Nahmen führen. Er erwähnt seine Größe, seine Stärke, seine Wildheit, die Farbe seines Haares und die schwarzen und weißen Streifen, welche wie Ringe wechselsweise um seinen Leib gehen, und bis an das Ende seines Schwanzes fort laufen: „Charaktere, sagt er, welche den wahren Tieger von allen andern Raubthieren in der neuen Welt unterscheiden, von welchen der größte kaum einem von unsern Schäferhunden gleich ist." Und auf eben die Weise urtheilet er auch über die andern Thiere des heißen Erdstrichs. Hier haben wir Buffons Ausspruch wider ihn selbst, daß es verschiedene Gattungen von Menschen gibt; denn er kann

nicht läugnen, daß gewisse Stämme augenscheinlich von einander nicht weniger unterschieden sind, als ein Lama und Pacos von dem Kamehle oder von dem Schafe, oder als der wahre Tieger von den Amerikanischen Thieren dieses Nahmens. Welcher von seinen Regeln sollen wir folgen? Muß man verschiedene Regeln auf verschiedene Thiere anwenden? Was hat man wohl zur Versicherung, daß die Hunde von verschiedenen Gattungen erschaffen worden, für einen bessern Beweis nöthig, als daß diese Arten noch bis auf den heutigen Tag unterschieden sind? Unser Schriftsteller will den Schäferhund, den Bullenbeisser, den Jagdhund, den Spürhund, den Dachshund, den Wasserhund u. s. w. insgesammt von dem Hirtenhunde ableiten. Gesetzt nun, die Nachkommenschaft des ursprünglichen männlichen und weiblichen Hirtenhundes hätte alle mögliche Veränderung von dem Klima, dem Futter und der Abrichtung erlitten; so würde der Erfolg unzählige Abwechslungen seyn, so daß kein einziges dem andern mehr ähnlich seyn würde. Woher sind denn die verschiedenen Gattungen der oben erwähnten Hunde, oder der verschiedenen Arten oder Abwechslungen, wie sie Buffon zu nennen beliebet, entstanden? Die Gleichförmigkeit und beständige Dauer muß ein Gesetz in ihrer Natur seyn, indem sie niemahls von dem Zufalle herrühren können. Es gibt zwar auch unter den Hunden aus Mangel der Wahl oder eines verdorbenen Triebes Bastarde; allein da alle Thiere ihre eigene Gattung vorziehen, so sind die Bastarde in Vergleichung mit den Thieren von der

rechten Art nur wenige. Es gibt auch Bastarde unter den Menschen; jedoch die mancherley Gattungen bleiben unterschieden, und werden wahrscheinlicher Weise beständig so bleiben.

Der berühmte Linne, anstatt ein jedes Thier nach seiner Art zu beschreiben, wie es Adam unser erster Vater that, wie auch Buffon, der ihm nachahmt, sind sehr weit in der Eintheilung der Thiere von der Natur abgewichen. Der erstere theilet sie in sechs Classen, nähmlich Mammalia, Aves, Amphibia, Pisces, Insecta, Vermes. Die Mammalia werden wiederum in sieben Ordnungen, vornehmlich nach ihren Zähnen, abgetheilet, nähmlich: Primates, Bruta, Ferae, Glires, Pecora, Belluae, Cete. Und die Primates sind: Homo, Simia Lemur, Vespertilio. Ich kann nicht einsehen, was bey dieser Eintheilung der Thiere seine Absicht gewesen ist, es müßte denn seyn, daß er uns in den Stand setzen wollen, nach den Zitzen und Zähnen eines jeden besondern Thieres zu wissen, wo es in seinem Buche befindlich ist. Es ist dieses der Eintheilung der Bücher in einer Bibliothek, nachder Größe oder nach dem Bande ohne Absicht auf den Inhalt, ziemlich ähnlich. Es kann dieses, so viel ich davon einsehen kann, zu nichts weiter, als zu einer Art von Wörterbuche dienen. Wie widersinnig ist es nicht, Thiere in eine Classe zu setzen, welche die Natur so weit von einander getrennet hat, z. B. ein Mensch und eine Fledermaus? Was wird ein ehrlicher Mann von einer solchen Eintheilung denken, nach welcher

geläugnet wird, daß der Wallfisch ein Fisch sey? Überdieß möchte einer wohl gern wissen wollen, warum er sich bey der Eintheilung der Thiere auf die Zitzen und Zähne einschränkt, da noch viele andere unterscheidende Kennzeichen vorhanden sind. Die Thiere können auf diese Weise auch nach ihren Schwänzen eingetheilt werden, nähmlich lange Schwänze, kurze Schwänze und keine Schwänze; wie auch nach ihren Händen, einige die vier Hände, und andere die zwey, und einige, die gar keine haben. Sollte man bey einer solchen Eintheilung zugleich zeigen können, daß man einen gründlichen Unterricht dadurch erlangen könnte, so würde ich nicht allein mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Vergnügen zuhören.

Und nun kommen wir nach der Untersuchung anderer Thiere insbesondere auf den Menschen. Wenn man sich auf die einzige Regel, welche die Natur zur Eintheilung der Thiere geliefert hat, verlassen kann, so gibt es eben so wohl verschiedene Gattungen von Menschen, als von Hunden. Ein Schafhund ist von einem Wachtelhunde nicht mehr unterschieden, als ein weißer Mensch von einem schwarzen, oder als ein Lappländer von einem Dänen. Und wofern wir noch einiges Vertrauen in die Vorsehung setzen, so sollte es so seyn. Die Gewächse wurden zum Nutzen verschiedener Gegenden auch von verschiedenen Arten geschaffen; und eben so geschah es auch bey den unvernünftigen Thieren. Es ist gewiß, daß sich nicht alle Menschen auf gleiche

Weise für ein jedes Klima schicken. Es ist kaum ein Klima, welches einigen Menschen natürlich ist, wo sie gut gedeihen und blühen; und es ist kein Klima, wo nicht einige Menschen ausarten. Führet uns daher nicht die Analogie darauf, den Schluß zu machen, daß, wie verschiedene Himmelsstriche auf dem ganzen Erdboden sind, eben so auch verschiedene Gattungen von Menschen sind, die sich für ein jedes Klima schicken? Die Bewohner der kalten nördlichen Gegenden, Menschen, Vögel, vierfüßige Thiere und Fische sind alle mit vielem Fette versehen, welches sie wider die Kälte schützet. Sogar die Bäume sind voll von Harze. Die Esquimaux bewohnen ein sehr kaltes Land; und ihr Blut und Athem sind vorzüglich warm. Die Insel St. Thomas unter der Linie, ist außerordentlich nebelig, und die Einwohner schicken sich wegen ihrer rauhen Fasern zu dieser Art von Witterung vortrefflich. Der Nebel wird im Julius und August durch trockne Winde vertrieben, welches die Europäer stärket, deren Fasern durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre, wie durch ein warmes Bad, erschlaffen. Hingegen die Landeseingebornen, die sich nicht für eine trockene Luft schicken, haben im Julius und August mehr Krankheiten, als während der andern zehn Monathe. Auf der andern Seite sind auch unzählige Beyspiele von Menschen, die in einer Gegend ausarten, wo sie von Natur nicht wohnen können; und ich kenne nicht ein einziges Beyspiel, daß die Leute in einem solchen Klima ihre ursprüngliche Stärke behalten haben. Verschiedene Europäische Colo-

nien haben in dem heißen Erdstriche von Amerika mehr als zwey Jahrhunderte hindurch sich erhalten; und gleichwohl haben sie sich in dieser langen Zeit nicht an das Klima gewöhnen können; sie können die Hitze nicht wie die ursprünglichen Einwohner, oder wie die aus einem eben so heißen Lande dahin versetzten Neger vertragen; und sie sind auch an Stärke des Leibes und des Gemüthes den Nationen, von welchen sie entsprungen, bey weitem nicht gleich. Die Spanischen Einwohner zu Carthagena in dem südlichen Amerika verlieren ihre Stärke und Farbe in wenig Monathen. Ihre Bewegung ist matt, und ihre Worte werden mit einer schwachen Stimme und langsam ausgesprochen. Die Europäer, welche in Batavia geboren werden, arten bald aus, und kaum einer von ihnen hat hinlängliche Talente, an der Regierung Theil zu nehmen. Es ist daselbst kein ansehnliches und wichtiges Amt, welches nicht von eingebornen Europäern verwaltet würde. Einige Portugiesen, die sich viele Jahre auf der Seeküste von Congo niedergelassen haben, behalten kaum das äußerliche Ansehen von Menschen. In Süd-Carolina und insonderheit bey Charlestown ist es außerordentlich heiß, indem daselbst kein Wind von der See die Luft abkühlet. Die Europäer sterben daselbst so geschwinde, daß sie nicht einmahl Zeit haben, auszuarten. Sogar in Jamaica, welches doch durch eine ordentliche Folge von Land- und Seewinden gemildert wird, werden aus Brittanien Recruten erfordert, um nur daselbst die gehörige Anzahl zu erhalten. Das Klima der nördlichen Gegenden ist unserm

eignen ähnlich, und die Bevölkerung gehet daselbst mit großer Geschwindigkeit von Statten.

Auf diese Weise sieht man, daß es verschiedene Gattungen von Menschen gibt, die von der Natur für verschiedene Himmelsgegenden bestimmt sind. Eben so wird sich auch bey genauer Untersuchung eine andere Wahrheit bestätigen, daß die natürlichen Producte eines jeden Klima die gesundeste Speise für die Leute sind, welche in diesem Klima zu leben bestimmt sind. Zwischen den Wendekreisen leben die Landeseingebornen vornehmlich von Früchten, Samen und Wurzeln; und die erfahrensten Naturforscher halten davor, daß eine solche Speise auch die gesundeste für den heißen Himmelsstrich sey, wo die heißen Gewächse befindlich sind, welche daselbst zur Vollkommenheit wachsen, und gar sehr zur Stärkung des Magens dienen. In einer gemäßigtern Gegend wird eine Vermischung der thierischen und Pflanzenspeise für die gesundeste gehalten; und es sind deßwegen darin sowohl Thiere als Pflanzen im Überflusse. In einer kalten Gegend sind zwar die Thiere sehr häufig, aber kaum eine einzige Pflanze kann daselbst dem Menschen zur Nahrung dienen. Ich weiß zwar nicht, was die Ärzte hierüber urtheilen; allein wofern wir nach der Analogie eine Muthmaßung wagen dürfen, so wird man finden, das die thierische Speise für diejenigen am gesundesten ist, welche in einem kalten Klima leben sollen.

Buffon machet aus der Regel, daß die Thiere,

welche sich paaren können, und deren Junge sich ebenfalls mit einander paaren, von einer Gattung sind, den Schluß, daß alle Menschen von einer Gattung oder einem Stamme sind; und er bemühet sich, diese seine Lieblingsmeinung dadurch zu unterstützen, daß er dem Klima, der Speise oder andern zufälligen Ursachen alle Verschiedenheiten zuschreibt, die man bey den Menschen findet. Allein kann er wohl im Ernste glauben, daß sich aus der Wirkung des Klima oder aus einer andern zufälligen Ursache die Kupferfarbe und das glatte Kinn der Amerikaner, die hervor ragenden Schamglieder der hottentotischen Weiber, oder die schwarze Brustwarze der weiblichen Samojeden erklären lassen? Die dicken Nebel auf der Insel St. Thomas können die Fasern der Eingebornen erschlaffen; allein sie können dieselben nicht rauher machen, als sie von Natur sind. Woher rühret nun der Unterschied in Absicht auf die rauhen Fasern zwischen ihnen und den Europäern wohl anders her, als von der ursprünglichen Natur? Es ist ganz ungegründet, wenn man dem Klima die niedrige Statur der Esquimaux, die Kürze ihrer Füße, oder die allzugroße Dicke ihres Kopfes zuschreiben will. Eben so falsch ist es, wenn man dem Himmelsstriche die niedrige Statur der Lappländer*), oder ihr

---

*) Den letztern Nachrichten zu Folge sind die Lappländer nur ausgeartete Tartarn, und sie nebst den Ungarn stammen ursprünglich von einerley Stamme und aus einem Lande her. Der P. Hell, der Jesuit, ein Ungar, hat vor Kur-

häßliches Gesicht beymessen will. Lappland ist zwar durchdringend kalt; aber eben so ist auch Finnland, und die nördliche Gegend von Norwegen, deren Einwohner doch groß, schön und wohl gebildet sind. Die schwarze Farbe der Neger, ihre dicken Lippen, flache Nase, krauses wollenes Haar, und garstiger Geruch unterscheiden sie von einem jeden andern Geschlechte der Menschen. Die Abyssinier hingegen sind groß und wohl gewachsen, ihre Haut ist olivenbraun, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, ihre Augen groß und von einer funkelnden Schwärze, die Lippen dünne, und die Nase ist eher hoch als flach. Es ist kein so großer Unterschied des Klima zwischen Abyssinien und dem Lande der Neger, welches diese einleuchtenden Verschiedenheiten hervor bringen könnte. Es muß in diesen weiten Gegenden ohne Zweifel eine beträchtliche Abwechslung sowohl des Erdbodens als auch des Klima seyn; und doch bemerket man nicht die geringste Abwechslung der Einwohner.

Sollte das Klima einen herrschenden Einfluß haben, so müßte er sich vornehmlich bey der Farbe zeigen; und in diesem Stücke frohlocket schon unser Schriftsteller, wenn er spricht: „Der Mensch, weiß in Europa, schwarz in Afrika, gelb in Asien, und roth in Amerika, ist immer noch eben dasselbe Thier, welches bloß mit der

---

zem diese Entdeckung gemacht, da er sich, um astronomische Beobachtungen anzustellen, in Lappland befand.

Farbe des Klima gezeichnet ist. An den Orten, wo die Hitze außerordentlich groß ist, wie in Guinea und Senegal, sind die Leute vollkommen schwarz; und wo sie geringer ist, wie in Abyssinien, sind die Leute weniger schwarz; wo es gemäßigter ist, wie in der Barbarey und in Arabien, sind sie braun, und wo es sehr milde ist, wie in Europa und Kleinasien, sind sie schön und weiß." Allein hier triumphiret er ohne Sieg: er muß bekennen, daß die Samojeden, Lappländer und Grönländer von einer blassen Farbe sind; wobey er aber folgende Ausflucht hat, daß die äußerste Hitze und Kälte beynahe einerley Wirkungen auf der Haut hervor bringen. Allein er schweigt ganz von einer Sache, welche sein ganzes Farben-System über den Haufen wirft, nähmlich, daß alle Amerikaner ohne Ausnahme von einer kupferigen Farbe sind, obgleich in einem so weiten Lande alle Abwechslung von Klima angetroffen wird. Eben so wenig stimmt auch die schwarze Farbe einiger Amerikaner, und die braune Farbe anderer mit dem Klima überein. Die Leute in der Wüste Zara, welche gemeiniglich Nieder-Äthiopien heißt, sind ungeachtet der scheitelrechten Strahlen der Sonne in einem brennenden Sande, der Guinea an Hitze nichts nachgibt, von einer gelben Farbe, die von der Schwärze der Neger noch weit entfernt ist. Die Einwohner von Monomotapa sind ganz schwarz, mit krausen wollichten Haaren, obgleich die südlichen Gegenden dieses weiten Reichs in einem gemäßigten Klima liegen, welches von dem in Guinea sehr verschieden ist. Und die

Kaffern, sogar diejenigen, welche nahe an dem Cap der guten Hoffnung leben, sind eben solche Arten von Leuten. Die Hitze in Abyssinien kommt der Hitze in Guinea noch näher; und doch sind die Einwohner, wie schon erwähnt worden, nicht schwarz. Eben so wenig kann unserm Schriftsteller die sinnreiche Bemerkung wegen der äußersten Hitze und Kälte in Absicht auf die blasse Farbe der Samojeden, Lappländer und Grönländer zu Statten kommen. Die Finnländer und nördlichen Norweger leben in einem Klima, welches eben so kalt als das Klima der erwähnten Völker ist; und doch sind sie schöner als die Europäer. Ja ich sage noch mehr, es gibt viele Beyspiele von Abstammungen der Völker, die in einer Gegend, welche von der ihrigen sehr unterschieden ist, ihre ursprüngliche Farbe behalten; es ist aber, so viel ich weiß, nicht ein einziges Beyspiel vorhanden, welches das Gegentheil zeigte. Es sind vier völlige Geschlechtsfolgen von Negern ohne eine merkliche Veränderung der Farbe in Pensylvanien gewesen: sie bleiben schwarz wie im Anfange. Shaw in seinen Reisen durch die Barbarey erwähnt ein Volk, welches die Gebirge von Aureß bewohnt, die gegen Süden an Algier gränzen, welches von dem Geschlechte der Mohren ganz verschieden zu seyn schien. Ihre Farbe ist nicht schwarzbraun, sondern weiß und roth; und ihr Haar ist dunkelgelb, anstatt daß die benachbarten Mohren schwarzes Haar haben. Er muthmaßet, daß sie Überbleibsel der Vandalen, und vielleicht der Stamm sind, den Procopius in seinem ersten Buche des van-

dalischen Krieges anführet. Wenn daher die Europäische Farbe tausend Jahre hindurch sich wider die Hitze des Klima erhalten kann, so behaupte ich, daß sie niemahls dem Klima weichen wird. In den Vorstädten von Kochin, einer Stadt in Malabar, ist eine Colonie arbeitsamer Juden, die immer noch die Europäische Farbe haben. Sie geben vor, daß sie sich daselbst während der Babylonischen Gefangenschaft niedergelassen hätten; und so viel ist gewiß, daß sie viele Jahrhunderte in diesem Lande gewesen sind. Diejenigen, welche alles der Sonne zuschreiben, sollten bedenken, daß es eben nicht wahrscheinlich ist, daß die Farbe, die sie den Ältern eindrückt, sich auch ihren kleinen Kindern mittheilen sollte, welche die Sonne noch nicht gesehen haben: ich würde eher mit einem Deutschen Naturforscher glauben, daß die Negerfarbe von einer alten Gewohnheit in Afrika, die Haut schwarz zu färben, herrühre. Ein Europäer mag sich viele Jahre in einem heißen Klima der Sonne aussetzen, bis er ganz braun wird, so werden dennoch seine Kinder die Europäische Farbe bekommen. Die Hottentoten sind beständig geschäftig, ihre Haut zu schwärzen; allein diese Arbeit hat keine Wirkung auf ihre Kinder. Ist es nun möglich, aus der Wirksamkeit der Sonne zu erklären, warum ein Neger, wie ein Europäer, mit einer rothen Farbe geboren wird, die am achten oder neunten Tage anfängt schwarz zu werden?

Verschiedene Stämme sind nicht weniger durch ihre innerliche Gemüthsart, als durch ihre äußer-

liche Gestalt zu unterscheiden. Die Nationen sind meisten Theils durch Krieg, Handel, oder andere Mittel so unter einander vermischt worden, daß es vergeblich seyn würde, wenn man einen Original-Charakter in einer gesitteten Nation zeichnen wollte. Allein es sind doch wilde Stämme, die, so weit als man zurück gehen kann, noch bis auf den heutigen Tag unvermischt sind, die nach Instinct, und nicht nach Kunst handeln, und die noch nicht gelernt haben, ihre Leidenschaften zu verstellen; und auf diese will ich auch nur meine Untersuchung einschränken. Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde, wie ich in einem der folgenden Versuche deutlicher zeigen will. Und dessen ungeachtet muß man einige Nationen davon ausnehmen, die vorzüglich gütig gegen Fremde sind; so daß sie nach diesem Umstande von einer besondern Gattung zu seyn scheinen. Ich werde zur deutlichen Aufklärung dieser Ausnahmen einige wenige Beyspiele von der allgemeinen Neigung im voraus anführen. Die Nationen, auf welche man sich wegen eines Original-Charakters am meisten verlassen kann, sind Insulaner in einer weiten Entfernung vom festen Lande und von andern Inseln. Unter solchen findet man eine große Verschiedenheit des Charakters. Einige Inseln, die bey Neu-Guinea liegen, werden von Negern bewohnt, die ein kühnes, schädliches und unbiegsames Volk sind, und allezeit bereit stehen, die Fremden anzugreifen, die sich ihren Küsten nähern. Die Einwohner von Neu-Seeland sind von einer großen Gestalt und rauhen Stimme.

Sie schienen nach Tasmanns Berichte ganz scheu zu seyn. Jedoch einige von ihnen wagten es um des Handels willen, an das Schiff zu kommen. Da sie aber eine bequeme Gelegenheit wahrnahmen, so überfielen sie sieben von seinen Leuten in einer Schaluppe, und tödteten ohne die geringste Beleidigung drey von ihnen, indessen daß sich die übrigen durch Schwimmen noch retteten. Die Insel mit Nahmen Recreation im 16ten Grade südlicher Breite und 148sten Grade der Länge westwärts von London wurde auf Roggeweins Reise entdeckt. Bey dem Anblicke der Schiffe kamen die Eingebornen mit langen Spießen haufenweise an das Ufer. Das Schiffsvolk machte eine glückliche Landung, indem es die Einwohner durch ein beständiges Musketenfeuer zurück getrieben hatte; welche nach einer kurzen Zeit wieder zurück kamen, und die Geschenke von Korallen, kleinen Spiegeln und andern Tändeleyen ohne die geringste Furchtsamkeit annahmen; ja sie halfen dem Schiffsvolke noch, für diejenigen Kräuter zu suchen, welche mit dem Scharbocke geplagt waren. Einige von den Schiffleuten gingen mit großer Sicherheit durch die Insel, und als sie sich verschiedenen Einwohnern als Wegweisern anvertrauten, so wurden sie in ein tiefes Thal geführet, welches mit Felsen umgeben war; hier wurden sie sogleich von allen Seiten mit großen Steinen angegriffen, so daß sie noch mit genauer Noth entflohen, und verschiedene Todte auf dem Platze zurück ließen. Auf der Reise des Commodor Byron in die Südsee wurde eine Insel mit Nahmen Disappointement entdeckt. Das Ufer war

mit bewaffneten Einwohnern angefüllet, um die Landung zu verhindern. Sie waren schwarz, und außer einer Bedeckung der Schamglieder ohne weitere Kleidung. Jedoch diese Beyspiele können hier hinreichend seyn, da die Materie selbst in dem erwähnten Versuche weitläufiger soll erläutert werden.

Die Gütigkeit einiger Stämme von Menschen gegen Fremde verdienet eine größere Aufmerksamkeit, da sie nicht wenig sonderbar ist. Gonneville, der Befehlshaber eines französischen Schiffes auf der Reise nach Ostindien im Jahre 1503, war aller Wahrscheinlichkeit nach der erste Europäer, von welchem die Terra Australis incognita besucht wurde, indem er durch einen Sturm dahin getrieben wurde. Er blieb sechs Monathe in diesem Lande, da man unterdessen sein Schiff ausbesserte; und die Sitten der Einwohner waren seiner Beschreibung nach ganz Original. Die Eingebornen hatten in den Künsten zum Leben nicht mehr zugenommen, als die wilden Einwohner von Canada; sie waren schlecht bekleidet, und hatten noch schlechtere Wohnungen, indem in ihre Hütten kein anderes Licht kam, als was durch ein Loch in dem Dache hineinfiel. Sie waren in kleine Stämme getheilt, wovon ein jeder durch einen König regiert wurde, der zwar keine bessere Kleidung und Wohnung als andere hatte, und dennoch die Macht über Leben und Tod bey seinen Unterthanen hatte. Sie waren ein einfältiges und friedliches Volk, und verehrten gewissermaßen

die Franzosen, indem sie ihnen ihre Bedürfnisse austheilten, und dagegen zur Dankbarkeit Messer, Beile, kleine Spiegel und andere Kleinigkeiten bekamen. In einem Theile von Californien gehen die Menschen nackend, und lieben die Federn und Muschelschalen. Sie werden von einem Könige mit großer Gelindigkeit regieret, und sind unter allen Wilden die liebreichsten gegen die Fremden. Eine Insel, die Tasmann in der Südsee entdeckte, im 21. Grade der Breite und 177. Grade der Länge westwärts von London, wurde von ihm mit dem Nahmen Amsterdam beleget. Die Einwohner, welche keine Waffen hatten, nahmen die Holländer mit großer Höflichkeit auf, außer daß sie ein wenig dem Stehlen ergeben waren. Man entdeckte nicht weit davon eine andere Insel, welche die Einwohner Annamocha, und Tasmann Rotterdam nannte; sie wurde ebenfalls von einem Volke bewohnt, welches dem zu letzterwähnten besonders darin ähnlich war, daß es keine Waffen hatte. Die Holländer, welche die Insel umschifften, sahen eine Menge Cocosbäume in Reihen gesetzt, nebst vielen andern fruchttragenden Bäumen, die in vortrefflicher Ordnung waren. Der Commodor Roggewein, Befehlshaber über eine holländische Flotte, entdeckte im Jahre 1721 in der Südsee eine neue Insel, die von einem lebhaften, muntern und schnellfüßigen Volke bewohnt war, welches ein sanftes und bescheidenes Betragen hatte, aber furchtsam und feigherzig war, indem die Leute auf ihren Knien den Holländern einige Erfrischungen überreichten, und sich schnell

wieder weg begaben. Es waren längs der Küste viele steinerne Götzen in Gestalt der Menschen mit langen Ohren und mit einer Krone auf dem Kopfe aufgerichtet, wovon das Ganze sehr regelmäßig und vollkommen ausgearbeitet war. Sie flohen zu ihren Götzen um Hülfe; und sie konnten auch nicht besser thun, weil sie keine Waffen hatten. Es schien auch daselbst keine Art der Regierung und der Unterwürfigkeit zu seyn, indem sie alle mit gleicher Freyheit sprachen und handelten. Diese Insel liegt im 28sten Grade der Breite, und ungefähr im 115ten Grade der Länge westwärts von London, und wird von den Holländern die Osterinsel*) genannt. Der Commodor, welcher seinen Lauf nordwestwärts nahm, entdeckte in der südlichen Breite von 12 Graden und in der Länge von 190 Graden eine ganze Menge anderer Inseln, die mit verschiedenen Fruchtbäumen besetzt waren, und Kräuter, Getreide und Wurzeln im Überflusse trug. So bald als die Schiffe die Küste erreichten, so kamen die Einwohner in ihren Booten mit Fischen, Cocosnüssen, Indianischen Feigen und andern Erfrischungen, wofür sie kleine Spiegel und andere Spielwerke bekamen. Diese Inseln waren wohl bevölkert: viele tausend drängten sich an das Ufer, die Schiffe zu sehen; die Mannspersonen waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet,

---

*) Die Weiber waren daselbst sehr verliebt, indem sie die Holländer mit allen weiblichen Künsten zum vertrautesten Umgange reitzten.

und schienen von einem Anführer regieret zu zu werden. Sie hatten eben die Farbe, wie die Europäer, und waren nur ein wenig mehr von der Sonne verbrannt. Sie waren munter und lebhaft, und begegneten einander mit Höflichkeit, und in ihrer ganzen Aufführung bemerkte man nichts wildes. Ihre Körper waren nicht gemahlt; sondern sie waren von der Mitte des Leibes hinunter mit seidenen Franzen in netten Falten recht schön bekleidet. Große Hüte beschützten ihre Gesichter vor der Sonne, und Kränze von wohlriechenden Blumen umgaben ihre Hälse. Der Anblick des Landes ist reitzend, indem Hügel und Thäler darin abwechseln. Einige von den Inseln haben zehn, andere funfzehn, und einige zwanzig Meilen im Umfange. Der Geschichtschreiber setzet hinzu, daß die Einwohner dieser Inseln in aller Betrachtung die artigsten und bestgesinnten Leute sind, die man in der Südsee entdeckt hat. Sie waren ohne Furcht, und begegneten den Holländern mit großer Leutseligkeit, und bezeugten eine große Betrübniß bey ihrer Abreise. Diese Inseln erhielten den Nahmen, die Baumans-Inseln, von dem Capitain des Schiffs Tienhoven, der sie entdeckte. Auf der Reise des Commodor Byron in die Südsee kamen ihnen bey ihrer Durchfahrt durch die Magellanische Meerenge die Einwohner in ihren Booten entgegen, und begaben sich auf geschehene Einladung ohne Furcht und Schüchternheit auf die Schiffe. Sie schienen auch außerordentlich dumm zu seyn, und konnten besonders den Gebrauch der Messer, die man ihnen

zu einem Geschenke anboth, nicht begreifen. Hingegen in einem andern Theile dieser Meerenge hatten die Einwohner über die ertheilten Geschenke ein ausnehmendes Vergnügen. Der Herr Bougainville in seiner Reise um die Welt beschreibt ein Volk in der Magellanischen Meerenge, ohne Zweifel das zu letzt erwähnte, welches von kleiner Statur, zahm und friedlich ist, und in einem sehr kalten Himmelsstriche kaum einige Bekleidung hat. Commodor Byron entdeckte in der Südsee eine andere Insel mit Bäumen besetzt, die man Byrons-Insel nannte. Die Einwohner waren weder wild noch schüchtern, und handelten mit den Schiffleuten ganz frey, ungeachtet sie zum Stehlen geneigt zu seyn schienen. Einer von ihnen wagte sich in das Schiff. Als Herr Banks und D. Solander Otaheite verlassen hatten, und westwärts segelten, so entdeckten sie eine ganze Menge Inseln, die von ihnen den Nahmen der Gesellschafts-Inseln erhielten. Die Einwohner waren sehr höflich, und schienen keinen Widerwillen gegen Fremde zu haben. Die Insel Oahena nordwestlich von Otaheite ist ein angenehmes Land; der Erdboden ist fruchtbar, und die Küsten sind mit Fruchtbäumen von verschiedener Art gezieret. Die Einwohner sind wohl gewachsen, und von regelmäßigen einnehmenden Gesichtszügen, und die Weiber ungemein schön und zart. Die Einwohner bezeigten sich sehr gastfrey und redlich gegen die Leute des Schiffes, auf welchem diese Herren die letzte Reise um die Welt gemacht haben.

Es ist gewiß ein sonderbares Phänomen, wenn man höret, daß die Einwohner dieser entfernten Inseln, welche von der übrigen Welt so sehr unterschieden sind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, sondern vielmehr den ersten, die sie wahrscheinlicher Weise sahen, die größte Liebe und Wohlgewogenheit erzeigten. Es ist vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will; weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Man darf nur aus den oben angeführten Beyspielen zwey Inseln, oder zwey Haufen von Inseln auswählen, und die von Weißen bewohnten Baumanns-Inseln, und die von Schwarzen bewohnten Inseln bey Neu-Guinea zum Beyspiele annehmen. Die liebreiche Aufnahme der Fremden ist der National-Charakter der erstern, und der Haß gegen Fremde der National-Charakter der letztern. Die Tugenden und Laster, welche den Charakter einzelner Personen ausmachen, hangen von so verschiedenen und veränderlichen Ursachen ab, daß sie mehr vom Zufalle, als von einem Vorsatze herzurühren scheinen. Wir können bey der Aufführung einer und eben derselben Person von keiner Gleichförmigkeit gewiß seyn; und noch weniger können wir sagen, daß die Söhne ihres Vaters Tugenden oder Laster erben werden. In den meisten Ländern würde ein Wilder, der keinen Haß gegen Fremde oder benachbarte Stämme hat, als ein besondrer Mensch angesehen werden; und man würde gar erstaunen, wenn man eben diese Eigenschaft in einem jeden von seinen Kindern anträfe; ja, diese Verwunderung würde noch grö-

ßer werden, wenn diese Eigenschaft unter einer Menge von seinen Nachkommen ausgebreitet wäre. Und doch ist eine Familie wie nichts in Vergleichung mit einer ganzen Nation; und wenn wir daher ein gütiges Betragen gegen Fremde als einen National-Charakter bey gewissen Stämmen finden, so müssen wir den Begriff von einem Zufalle verwerfen, indem wir augenscheinlich sehen, daß so regelmäßige und immer dauernde Wirkungen von einer beständigen und unveränderlichen Ursache herrühren. Solche Wirkungen können eben so wenig zufällig seyn, als die Gleichheit der männlichen und weiblichen Geburten in allen Ländern und zu allen Zeiten von einem Zufalle herkommen kann. Sie können auch nicht aus der Erziehung oder aus Beyspielen erklärt werden, welche zwar zur Ausbreitung einer gewissen Mode oder gewisser Sitten etwas beytragen, aber nie die Grundursache davon seyn können. Wo der größte Theil einer Nation von einem Charakter ist, da kann sich die Erziehung und das Beyspiel über das Ganze ausbreiten; aber der Charakter des größten Theils kann nie einen andern Grund als in der Natur haben. Ist daher wohl ein anderer Weg, die entgegen gesetzten Sitten der oben erwähnten Insulaner zu erklären, als daß sie von verschiedenen Gattungen und Stämme seyn müssen?

Eben diese Meinung wird dadurch gar sehr bestätiget, wenn man findet, daß der Muth und die Verzagtheit ein National-Charakter ist. Ein-

zelne Personen sind in diesen Stücken ebenfalls sehr weit unterschieden; allein ein National-Charakter des Muthes oder der Feigheit muß von einer beständigen und unveränderlichen Ursache abhangen. Ich fahre daher fort, auch Beyspiele von nationalem Muthe und Feigheit zu geben, damit der Leser selbst urtheilen möge, ob er zu dieser beständigen Gleichheit eine andere Ursache, als die Verschiedenheit der Abstammung, finden kann.

Die nördlichen Nationen von Europa und Asien sind zu allen Zeiten wegen ihres Muthes berühmt gewesen. Lucan bemühet sich, den Heldenmuth der Scandinavier aus einem unter ihnen allgemeinen und festen Glauben zu erklären, daß sie in einer andern Welt glücklich seyn würden, wenn er sagt: „Eurer Meinung nach fahren die abgeschiedenen Seelen nicht in eine dunkle Nacht und in die Hölle hinab; eben derselbe Geist belebet sie in einer andern Welt; der Tod ist nur das Mittel zu einem langen Leben. Gewiß die nördlichen Völker sind bey ihrem Irrthume glücklich, welche die Furcht vor dem Tode, als die größte, niemahls quälet! daher rühret es auch, daß ihre Männer so bereitwillig in die Schlacht und in den Tod laufen"*). Dieses ist gewiß von einem Dichter vortrefflich gesagt! Jedoch alle Nationen glauben, daß die Seele unsterblich sey, obgleich nicht alle den Muth der

*) I. B.

Scandinavier haben. Die Caledonier waren ebenfalls wegen dieser Tugend berühmt, und gleichwohl hatten sie keine solche Meinung von einer Glückseligkeit nach dem Tode, daß sie ihnen zum Sterben so große Lust gemacht hätte. Man glaubte, daß die Seelen nach dem Tode nur eine dunkle Art des Daseyns hätten, so wie sie Homer *) beschreibt. Ihr Muth war daher eine Gabe der Natur, und nicht des Glaubens. Die Einwohner von Malacca und den benachbarten Inseln, die alle von einem Stamme sind, und einerley Sprache reden, sind wild, unruhig und außerordentlich tapfer, ob sie gleich in dem heißen Erdstriche wohnen, den man gemeiniglich für das Land der Feigheit hält. Sie halten niemahls einen Friedenstractat, wenn sie eine Neigung empfinden, ihn zu brechen; und sind beständig mit ihren Nachbarn oder unter einander selbst im Kriege. Man hat mehr als ein Exempel, daß es fünf und zwanzig oder dreyßig von ihnen gewagt haben, in einem Boote ohne einige andere Waffen als Dolche, ein Europäisches Kriegsschiff anzugreifen. Diese Leute bewohnen ein sehr fruchtbares Land, welches sie natürlicher Weise träge und weibisch machen sollte; ein Land, welches an verschiedenen auserlesenen Früchten und wohlriechenden Blumen einen beständigen Überfluß hat, und gewiß vermögend ist, ein jedes andere Volk wollüstig zu

---

*) Odyss. B. II.

machen. Sie sind eine merkwürdige Ausnahme von der Bemerkung des Herodotus, „daß die Götter es keinem Lande gegeben haben, reiche Ärndten und kriegerische Menschen hervor zu bringen.“ Dieses Beyspiel nebst den folgenden zeiget unwidersprechlich, daß ein heißes Klima dem Muthe nicht zuwider ist. Die Einwohner von Neu-Seeland sind die unerschrockensten von allen Menschen, und können am wenigsten durch die Gefahr beunruhiget werden. Die Giagas sind ein wildes und muthiges Volk mitten in dem heißen Erdstriche von Afrika; und eben so sind die Ansinki, welche an Coango gränzen. Die wilden Araber, die größten Theils in dem heißen Erdstriche liegen, sind kühn und entschlossen, und glauben, daß der Krieg für sie von der Vorsehung bestimmt sey. Die Afrikanischen Neger, welche zwar in der heißesten Gegend leben, sind doch stark und muthig, und die gesundesten Leute von der Welt. Ich darf hier wohl kaum wieder die Neger bey Neu-Guinea erwähnen, welche einen ungewöhnlichen Grad von Muth und Wildheit haben. Allein ich führe mit Vergnügen die in der Südsee von Wallis entdeckte Insel Otaheite an, weil die Einwohner von keinem andern Volke an Unerschrockenheit übertroffen werden. Die Einwohner sind zahlreich; und ob gleich der Delphin wahrscheinlicher Weise das erste Schiff war, welches sie jemahls gesehen hatten, so marschirten sie doch ganz beherzt an das Ufer, und griffen es mit einem Regen von Steinen an. Einige Salven aus dem kleinen Gewehre brachten sie zwar zum

Weichen; allein sie kamen mit verdoppelter Hitze wieder zurück, und verloren nicht eher den Muth, als bis sie das grobe Geschütz in ihren Ohren donnern hörten. Ja auch alsdann liefen sie noch nicht in Schrecken davon, sondern berathschlagten mit einander, nahmen friedliche Mienen an, und bezeigten eine Bereitwilligkeit, die Feindseligkeiten einzustellen. Nach geschlossenem Frieden waren sie überaus gütig gegen unsere Leute, versorgten sie mit allen nöthigen Bedürfnissen, und ließen sich sogar mit ihnen in eine freundschaftliche Unterredung ein*). Als Herr Banks und D. Solander an der Küste von Neu-Holland waren, und die Einwohner sahen, daß einige von unsern Leuten an dem Ufer fischten; so hoben sie eine Anzahl von ihren Landsleuten aus, die jenen im Boote gleich war, welche an das Wasser herab marschirten, und die Fremden zum Gefechte heraus forderten; ein Beweis des größten Heldenmuths. Die Leute in diesem Theile von Neu-Holland müssen von jenen, welche Dampier gesehen hat, sehr unterschieden seyn.

Herr Ferguson hält alle Wilden für kühn, ungestüm und stolz, und behauptet, daß ihre Gleichheit und Unabhängigkeit die Ursache davon sey. Da er nun in dieser Bemerkung weder das Klima, noch eine ursprüngliche Neigung in Betrachtung zu

---

*) Es ist merkwürdig, daß diese Leute ihr Fleisch mit heißen Steinen braten, wie die Caledonier in den Tagen des Ossian auch thaten.

ziehen scheint; so geschieht es hier ungern, daß ich nach Anleitung meines Gegenstandes in Ansehung des Letztern von ihm unterschiedener Meinung seyn muß. Der Charakter, den er überhaupt allen Wilden beylegt, läßt sich zwar auf viele wilde Stämme, besonders auf unsere Europäischen Vorfahren, aber nicht auf alle anwenden. Er ist sogar den Nordamerikanischen Wilden kaum angemessen, die er doch vor Augen gehabt zu haben scheint, indem sie im Kriege alle offenbare Gewalt vermeiden, und sich vornähmlich auf List und Überfallung verlassen. Man sagt, sie rühmen sich, daß sie die Menschen schonen; da aber eben dieser Bewegungsgrund nicht weniger in Europa und überall wichtig ist, so bestätiget die Bereitwilligkeit unserer Vorfahren zur offenbaren Gewaltthätigkeit auch ihre Größe in der thätigen Tapferkeit. Die folgenden Begebenheiten, welche Charlevoix berichtet, geben eben keinen vortheilhaften Begriff von einigen nördlichen Amerikanern in Absicht auf diese Art der Tapferkeit. Das Fort Vercheres in Canada, welches den Franzosen gehörte, wurde im Jahre 1690 von einigen Irequoisen angegriffen. Sie näherten sich ganz in der Stille, und machten schon Anstalten, die Palisaden zu ersteigen, als sie sich auf einige gethane Flintenschüsse schleunigst wieder zurück zogen. Sie rückten zum zweyten Mahle an, wurden wieder zurück getrieben, und wunderten sich, daß sie niemand, als eine Frau entdecken konnten, die sich überall sehen ließ. Dieß war die Madame de Vercheres, die eben so entschlossen zu seyn schien, als ob sie von

einer starken Besatzung unterstützt würde. Die Hoffnung, einen Platz durch Sturm einzunehmen, der nicht von Männern vertheidigt würde, veranlaßte wiederhohlte Angriffe. Allein nach einer zweytägigen Belagerung zogen sie wieder zurück, und fürchteten sich, daß man sie von ihrem Rückzuge abschneiden möchte. Nach zwey Jahren erschien eine Partey von eben dieser Nation vor diesem Fort so unerwartet, daß ein Mädchen von vierzehn Jahren, die Tochter des Eigenthümers, kaum Zeit hatte, das Thor zuzuschließen. Es war bey diesem jungen Mädchen weiter niemand, als ein unerfahner Soldat. Sie zeigte sich nebst ihrem Gehülfen bald an einem, bald an einem anderen Orte; sie veränderte sehr oft die Kleidung, um ihnen einen Anschein von einer Besatzung zu geben, und feuerte allezeit recht glücklich. Die furchtsamen Iroquoisen marschirten also ohne Erfolg wieder ab.

Allein obgleich die Amerikaner nicht viel thätige Tapferkeit besitzen, so ist doch ihr leidender Muth ganz unbegreiflich. Ein jeder Schriftsteller beschreibt umständlich die Martern, die sie nicht nur geduldig, sondern auch mit besonderer Tapferkeit aushalten; sie verspotten ihre Henker, und biethen ihre äußerste Grausamkeit auf. Die Nordamerikanischen Wilden sind von den ehemahligen Europäischen so sehr unterschieden, daß man sie kaum für einerley Abstammung halten kann. Sie haben zwar bewundernswürdigen leidenden Muth, aber sie besitzen nicht viel thätige Tapferkeit; hingegen unsere Europäischen

Vorfahren waren mehr wegen ihres thätigen als leidenden Muthes berühmt. Die Einwohner von Kamschatka sind in allen Stücken den Nord-Amerikanern ähnlich. Sie sind im Kriege voller List, aber sie greifen niemahls offenbar an, wenn sie es vermeiden können. Wenn sie siegen, so ermorden sie ohne Barmherzigkeit, verbrennen ihre Gefangenen lebendig, oder reissen ihnen die Eingeweide aus dem Leibe. Sind sie aber umringt, und können nicht entfliehen, so gerathen sie in Verzweiflung, und schneiden ihren Weibern und Kindern die Kehlen ab, und werfen sich mitten unter die Feinde. Und doch sind diese Leute noch frey genug. Ihr Mangel an thätiger Tapferkeit ist um so viel mehr zu verwundern, weil sie kein Bedenken tragen, sich selbst umzubringen, so bald sie in Noth gerathen. Allein ihr leidender Muth ist dem Amerikanischen völlig gleich. Wenn man sie martert, um ihnen ein Bekenntniß auszupressen, so zeigen sie die größte Standhaftigkeit; und selten entdecken sie mehr, als was sie gleich bey dem ersten Verhöre frey bekannt haben.

Die Wilden von Guiana sind träge, gutherzig, folgsam und ein wenig feige; ob sie gleich den Nord-Amerikanern weder in der Gleichheit noch Unabhängigkeit etwas nachgeben. Die Einwohner der Inseln Marcon oder Ladrone leben in einem Stande der vollkommenen Gleichheit; jedermann rächet das ihm angethane Unrecht; und sogar die Kinder achten nicht auf ihre Ältern. Und doch sind diese Völker feige Leute;

sie machen zwar in der Schlacht ein lautes Geschrey, allein es geschieht mehr, um sich selbst aufzumuntern, als den Feind zu schrecken. Die Neger auf der Sclavenküste von Guinea sind treuherzig und dienstfertig; aber ihres Muths wegen eben nicht merkwürdig. Die Lappländer sind wohl unter allen Menschen die furchtsamsten, und sie fallen bey der geringsten Überraschung wie das schwächste Frauenzimmer in Ohnmacht. Der Donner setzet sie in das größte Schrecken. Ihr Land besteht nur aus Felsen, die mit Moos bedeckt sind: und es würde kaum zu bewohnen seyn, wenn sie nicht das Rennthier hätten, auf welches sich die Lappländer wegen ihres Unterhalts verlassen.

Die Macassars, Einwohner der Insel Celebes in dem heißen Erdstriche, sind von allen andern Völkern unterschieden. Sie übertreffen an thätigem Muthe sogar die grimmigsten Europäischen Wilden; und sind den Nordamerikanischen an leidendem Muthe gleich. Da während der Regierung des Shach Naraya, Königs in Siam, eine kleine Partey Macassars, die in des Königs Solde waren, sich empört hatten, so wurde eine ganze Armee dazu erfordert, um sie wieder zu unterdrücken. Vier Macassars, die man lebendig gefangen bekam, wurden aufs grausamste gemartert. Sie wurden mit Prügeln zu Mumien geschlagen, eiserne Nadeln unter ihre Nägel gestoßen, alle ihre Finger zerbrochen, das Fleisch von ihren Armen abgebrannt, und ihre Schläfe mit Bretern gequetschet; und doch er-

trugen sie alles mit unerhörter Standhaftigkeit. Ja sie weigerten sich sogar, Christen zu werden, obgleich die Jesuiten bey dieser Gelegenheit sich erbothen, für sie eine Vorbitte einzulegen. Da ein Tieger, den man los ließ, den einen von ihnen am Fuße angepackt hatte, so wollte er ihn nicht einmahl wegziehen; und ein andrer, ohne ein Wort zu sagen, trug den Tieger auf seinem Rücken, der ihm seine Beine zerbrach. Ein dritter ließ sich von diesem Thiere das Blut aus dem Gesichte saugen, ohne die Stirne zu runzeln, oder seine Augen wegzuwenden; und während dieser ganzen schrecklichen Scene beklagte nie einer den andern, und man hörte nicht einmahl, daß sie seufzten.

Indem ich nun aus allen den vorhergehenden Beyspielen den Schluß mache, daß es verschiedene Gattungen von Menschen gibt; so sehe ich schon im voraus, daß nicht allein diejenigen, welche wider alles, was neu und ungewöhnlich ist, eingenommen sind, sondern auch viele gelassene Schriftsteller, die ein jedes innerliches und äußerliches Unterscheidungszeichen für eine Wirkung des Erdbodens und der Gegend halten, mir stark widersprechen werden. Wider die erstern ist die Geduld mein einziger Schild; und in Ansehung der letztern kann ich wohl nicht hoffen, einige von einer neuen Meinung zu überzeugen, wofern ich nicht ihre Gründe vorher aus dem Wege zu räumen suche.

Unter den unzähligen Schriftstellern, welche

die stärkste Wirkung der Himmelsgegend zuschreiben, soll Vitruv hier der Heerführer seyn. Das erste Kapitel seines sechsten Buchs ist ganz der Beschreibung des Einflusses von dem Klima auf die Körper und Temperamente der Einwohner gewidmet. Das Vornehmste davon besteht in Folgendem: „Die Sonne, wo sie einen mäßigen Grad von Feuchtigkeit auswirft, erhält auch den Körper in einem gemäßigten Zustande; wo aber ihre Strahlen sehr heiß sind, da zieht sie die Feuchtigkeit aus dem Körper. In sehr kalten Gegenden, wo die Feuchtigkeit nicht von der Hitze ausgezogen wird, daselbst wächst der Körper, der die Thauluft einsauget, zu einer großen Höhe, und hat einen tiefen Ton der Stimme. Diesem zu Folge haben die nördlichen Nationen von der Kälte und Feuchtigkeit große Körper, eine weiße Haut, rothe Haare, graue Augen und viel Blut. Hingegen sind die Nationen gegen den Äquator von kleiner Statur, schwarzbrauner Farbe, krausen Haaren, schwarzen Augen, dünnen Füßen und wenigem Blute. Sie sind wegen Mangel an Blute furchtsam; doch halten sie die hitzigen Fieber wohl aus, indem ihr Körper durch Hitze schon dazu gebildet ist. Hingegen die nördlichen Nationen werden von einem Fieber bald überwältiget, doch sind sie wegen ihres überflüssigen Blutes im Kriege muthig.“ Und in einem andern Theile dieses Kapitels setzet er hinzu: „Die südlichen Nationen sind wegen der dünnen Luft und belebenden Hitze schnell im Denken, und scharfsinnig in ihren Urtheilen. Die nördlichen Völker hingegen, welche eine dicke und kalte

Luft einathmen, sind träge und dumm." Er erläutert dieses mit dem ähnlichen Falle bey den Schlangen, welche in der Sommerhitze munter und stark sind, aber im Winter träge und unbeweglich werden. Sodann fähret er fort, wie folget: „Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß die Hitze den Verstand schärfet, und die Kälte stumpf machet. Also sind die südlichen Nationen fertig in Anschlägen und scharfsinnig im Denken; allein sie machen keine große Figur im Kriege, indem ihr Muth durch die Sonnenhitze erschöpft ist. Die Einwohner der kalten Länder sind schnell zum Kriege, und thun den Angriff mit vieler Hitze und ohne die geringste Furcht; sie sind aber sehr langsam im Denken." Sodann erklärt er aus eben diesem Grunde den Vorzug der Römer im Kriege, und in der Erweiterung ihres Reiches: „Denn wie der Planet Jupiter zwischen der großen Hitze des Mars und der strengen Kälte des Saturns liegt, so besitzt auch Italien in der Mitte des gemäßigten Erdstrichs alles, was in andern Gegenden vortheilhaft ist. Eben so überwindet es auch durch seine Aufführung im Kriege die unbändige Stärke der nördlichen Barbaren; und durch die Macht der Waffen vereitelt es die politischen Anschläge seiner südlichen Nachbarn. Die göttliche Vorsehung scheint die Römer deßwegen in diese glückliche Lage gesetzt zu haben, damit sie Herren der Welt werden möchten." Vegetius *) erklärt die verschie-

*) Lib. 1. cap. 1. de re militari.

denen Charaktere der Menschen aus eben diesem Grunde: „Man sagt, daß die Nationen, welche der Sonne nahe sind, und durch die Hitze ausgetrocknet werden, einen größern Scharfsinn, aber weniger Blut haben; und daß sie deßwegen auch im Treffen keine Standhaftigkeit und Entschlossenheit haben, und sich vor den Wunden fürchten, weil sie wissen, daß es ihnen an Blute fehlet. Hingegen die nördlichen Völker, welche von der Sonnenhitze entfernt liegen, sind zwar nicht so verständig, aber wegen des Überflusses an Blute zum Kriege die bereitwilligsten." Servius in seinem Commentar über die Äneis des Virgils *) sagt: „Die Afrikaner sind listig, die Griechen wankelmüthig, und die Gallier von langsamem Verstande, welches die Beschaffenheit des Klima verursachet." Mallet in der Einleitung zu seiner Geschichte von Dännemark, wo er dem Vitruv und Vegetius nachschreibt, bemühet sich sehr, die Wildheit und den Muth der Scandinavier von dem Klima herzuleiten. „Ein großer Überfluß an Blute, starke und rauhe Fasern, und eine unerschöpfliche Stärke bilden den Charakter der Deutschen, Scandinavier, und aller andern Völker, welche unter eben dem Himmelsstriche liegen. Sie waren stark durch das Klima, abgehärtet durch die Übung, und verließen sich deßwegen auf ihre körperliche Stärke. Ein Mensch, der sich auf seine eigene Stärke verläßt, kann keinen Zwang und Unterwerfung

*) Lib. 6, vers. 724.

unter den Willen eines andern ertragen. Da er keinen Kunstgriff nöthig hat, so kennet er auch keinen Betrug oder Verstellung. Da er allezeit bereit ist, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist er auch nicht argwöhnisch oder mißtrauisch. Sein Muth treibt ihn an, treu in der Freundschaft, edel und sogar großmüthig zu seyn. Er ist ein Feind von Geschäften, die mehr Fleiß als Thätigkeit erfordern; weil eine mäßige Übung weder seinem Blute noch Fasern den Grad der Bewegung ertheilt, der ihnen angemessen ist. Daher rührt sein Ekel gegen Künste und Manufacturen; und weil die Leidenschaft bemüht ist, denselben zu rechtfertigen, so entsteht daher bey ihm die Meinung, daß der Krieg und das Jagen allein anständige Hanthierungen sind." Jedoch ehe ich dieser Meinung Beyfall geben kann, so wünsche ich, daß man mir einige besondere Umstände hinlänglich beantworten möge. Weiß denn unser Schriftsteller gewiß, daß die Einwohner in den kalten Ländern das meiste Blut haben? Und ist er gewiß versichert, daß der Muth in einem jeden Menschen mit der Menge seines Blutes *) in einem gleichen Verhältnisse steht? Weiß

---

*) Auf diese Weise kann der Verlust einer Unze Blut das Gleichgewicht aufheben. Der Muth macht zwar ein wesentliches Stück von dem Heldenmuthe aus; allein sind solche erhabene Tugenden bloß körperlich? hat die Seele dabey keinen Antheil? Dieses würde in der That ein kränkender Umstand bey dem menschlichen Geschlechte seyn. Jedoch gesetzt auch, der Muth sey bloß kör-

er ferner auch gewiß, daß die Wildheit und Liebe zum Kriege unter den nördlichen Europäern allgemein war? Tacitus leget den Chaucern, welche das nördliche Deutschland bewohnten, einen ganz verschiedenen Charakter bey: „Die Chaucer sind nicht allein in einem so weiten Lande, sondern sie füllen es ganz an; das edelste Volk unter den Deutschen, welches seine Größe lieber durch Gerechtigkeit, als durch Gewaltthätigkeit behaupten will. Sie sind mit ihrem Lande zufrieden, ohne Übermuth, ruhig und sicher; sie fangen keine Kriege an, und wissen nichts vom Rauben und Plündern. Es ist dieses auch der vorzüglichste Beweis ihrer Tapferkeit und Stärke, daß sie, ohne andere zu unterdrücken, ein höheres Ansehen über alle haben. Jedoch wenn es die Noth erfordert, so sind sie alle bereit zu Felde zu ziehen, und ihre Armeen sind bald errichtet" *). Ferner bezeuget er von den

---

perlich; so steht er doch nicht in gleichem Verhältnisse mit der Menge des Blutes; indem eine größere Masse Blutes, als durch das Herz und Adern frey und leicht herum laufen kann, eine Krankheit wirkt, die man plethora nennt. Der körperliche Muth gründet sich vornehmlich auf die festen Theile. So bald als durch die Kraft des Herzens und der Adern ein schneller Umlauf des Blutes entsteht; so ist der Mensch aufgeräumt, munter und kühn: hingegen eine größere Menge Blutes verursachet allezeit, anstatt den Muth zu erhöhen, eine Trägheit, und ein niedergeschlagenes Gemüth.

*) de Moribus Germanorum. cap. 35.

Ariern, daß sie ungeachtet ihrer Wildheit und Stärke des Körpers doch voll List und Betrug sind. Eben so wenig kommen auch die Lappländer und Samojeden mit dieser Beschreibung überein, indem sie vorzüglich verzagt sind, ob sie gleich ein sehr kaltes Land bewohnen *). Endlich macht auch ein kaltes Klima nicht allezeit die Einwohner zu Feinden von solchen Geschäften, die mehr Fleiß als Thätigkeit erfordern. Die Leute in Island legten sich ehemahls sehr auf das Studieren, und waren viele Jahrhunderte hindurch die vornehmsten Geschichtschreiber des Nordens. Sie sind noch heut zu Tage große Liebhaber vom Schachspiele, und wenden viel Zeit auf diese Belustigung; und es ist kaum ein Bauer, der nicht sein Schachbret hat. Herr Banks und D. Solander berichten, daß die Isländischen Bauern sich nicht nur auf die Geschichte ihres Landes, sondern auch auf die ganze Europäische Historie legen.

Es ist noch der fürchterlichste Gegner übrig, nähmlich Montesquieu, der als ein tapferer Held für das Klima streitet; indem er bemerket, daß die Leute in heißen Ländern furchtsam wie alte Weiber, und in kalten Gegenden muthig wie junge Männer wären. Dieses heißt in der That

---

*) Scheffer in seiner Historie von Lappland ist von den erwähnten Schriftstellern sehr weit unterschieden; denn er schreibt die Furchtsamkeit der Lappländer der Kälte ihres Landes zu.

so viel, daß der heiße Erdstrich sich nicht zur Wohnung für Menschen schickt; daß sie darin ausarten, ihre natürliche Stärke verlieren, und in ihrer Jugend schon wie alte Männer sind. Dieser berühmte Schriftsteller hatte gewiß nicht die Absicht, der Vorsehung die Schuld beyzumessen; und doch, sieht es nicht wie eine Beschuldigung aus, wenn man behauptet, daß ein so großes Stück des Erdbodens nur für Thiere, und nicht für Menschen geschickt sey? Er hätte erst erklären sollen, warum nicht eine gewisse Gattung von Menschen eben so wohl für einen heißen Erdstrich, als andere für gemäßigte oder kalte Gegenden könnte gebildet werden. Man sieht keinen größern Widerstand zwischen Hitze und Muth, als zwischen Kälte und Muth. Die wildesten Thiere, z. B. ein Löwe, ein Tieger, ein Panther leben nirgends so häufig, als in den heißesten Gegenden. Der große Condor von Peru in dem heißen Erdstriche ist ein Vogel, der im geringsten nicht wild und raubbegierig ist. Ein Löwe artet in einem gemäßigten Lande augenscheinlich aus. Die Löwen auf dem Gebirge Atlas, welches bisweilen mit Schnee gekrönet ist, haben nicht den Muth, die Stärke und Wildheit, als diejenigen, welche sich in dem brennenden Sande von Zara und Bilidulgerid aufhalten. Unser Verfasser bemühet sich zwar, seine Meinung mit natürlichen Ursachen zu unterstützen. Diese sind auch sehr sinnreich und scheinbar; aber zum Unglücke widersprechen sie den unläugbarsten Erfahrungen, welches bey einer flüchtigen Betrachtung unsrer Erdkugel leicht bestätiget wird. Die Samojeden und Lappländer

sind lebendige Beyspiele einer ungewöhnlichen Furchtsamkeit bey Einwohnern einer kalten Gegend; und kurz vorher sind nicht wenige Beyspiele kriegerischer Völker in einem heißen Erdstriche angeführt worden. Zu diesen setze ich noch die Hindos hinzu, von denen unser Verfasser nicht zugeben will, daß sie nur den geringsten Muth hätten; ob er gleich zugibt, daß sich die Männer daselbst um der Religion willen den schrecklichsten Martern freywillig unterwerfen, und sogar die Weiber stolz genug sind, sich mit ihren verstorbenen Männern lebendig verbrennen zu lassen. Er bemühet sich vergeblich, solche außerordentliche Äußerungen sowohl der thätigen als leidenden Tapferkeit aus der Stärke der Einbildungskraft zu erklären; nicht anders, als wenn die Einbildungskraft stärker bey einer Frau sich lebendig zu verbrennen, als bey einem Manne dem Feinde in der Schlacht entgegen zu gehen, wirken könnte. Die Malayer und Scandinavier leben in sehr entgegen gesetzten Gegenden, und doch sind beyde sehr herzhaft. Die Vorsehung hat nur jede von diesen Nationen in ihr gehöriges Klima gesetzt; die Kälte würde einen Malayer in Schweden erstarrend machen, und die Hitze würde einen Schweden in Malacca entkräften; und beyde würden feige werden. Jedoch ich bleibe hierbey stehen; weil mir mein eigen Gefühl sagt, daß ich einen verbothenen Boden betreten würde, wenn ich wider einen Gegner von so großem Ruhme zu Felde ziehen wollte.

Die Farbe der Neger gibt allerdings, wie

oben schon bemerkt worden, eine starke Vermuthung, daß sie eine von den Weißen ganz verschiedene Gattung sind; und ich glaubte ehemals selbst, daß diese Vermuthung noch durch ihren geringen Verstand bestätigt würde. Allein es scheint mir jetzt nach fernerer Überlegung ziemlich zweifelhaft, ob nicht ihr geringer Verstand von der Beschaffenheit ihrer Umstände herrühren könne. Ein Mensch gelangt weder in seinen Urtheilen, noch in seiner Klugheit jemahls anders als durch die Übung dieser Kräfte zu seiner Reife. Die Negers haben in ihrem Lande wenig Gelegenheit, beydes zu üben; sie leben von Früchten und Wurzeln, welche ohne Bearbeitung wachsen; sie brauchen wenig Kleidung, und sie errichten Häuser ohne Mühe oder Kunst. Außer ihrem Lande sind sie elende Sclaven, die keine Ermunterung weder zu denken noch zu handeln haben. Wer kann nun sagen, in wie weit sie sich in einem Stande der Freyheit bessern möchten, wenn sie wie die Europäer genöthiget wären, sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verschaffen? Einige Königreiche im Negerlande, besonders Whidah, haben in der Verbesserung der Regierungsform, der Politik und der Sitten sehr zugenommen. Die Negers, vornehmlich an der Goldküste, sind von Natur lustig, arbeitsam, begreifen leicht, was ihnen gesagt wird, haben eine gute Urtheilskraft, sind billig in ihrem Handel, und bequemen sich gern nach den Sitten der Fremden.

Ich werde diese Untersuchung mit einigen Bey-

spielen beschlieſſen, welche gar sehr von der gemeinen Natur des Menschen abzuweichen scheinen. Die Giagas, eine wilde und herum wandernde Nation in dem innersten Afrika, sind im Grunde nichts anders als Landräuber, und im Kriege mit der ganzen Welt. Sie sind der Vielweiberey ergeben, aber sie begraben alle ihre Kinder so bald als sie geboren sind, und erwählen an ihrer Statt die hoffnungsvollen Kinder, die sie im Kriege genommen haben. Es ist keine Neigung unter den Thieren herrschender, als die Liebe gegen ihre Jungen; gesetzt nun, die Giagas wären ohne Hände und Füße geboren, würden sie wohl von den übrigen Menschen mehr zu unterscheiden seyn *)? Der Verfasser einer Nachricht von Guia-

*) Ich habe mehr als einmahl daran gezweifelt, ob die Verfasser Glauben verdienen, aus welchen diese Nachricht genommen ist; so daß ich sie deßwegen auch meinen Lesern nicht aufdringen will. Es ist nur noch eine einzige Betrachtung, welche uns dieselbe wahrscheinlich machen kann, nähmlich, die wenige Liebe, welche die männlichen Wilden gegen ihre neu gebornen Kinder haben, welches man aus der alten Gewohnheit sie wegzusetzen deutlich sehen kann. Die Zuneigung der Mutter fängt mit der Geburt des Kindes an; und wenn es auf ihre Stimme ankäme, so würde gewiß kein Kind umkommen. Allein da die Liebe des Vaters später anfängt; so ist die Gewohnheit, neu geborne Kinder umkommen zu lassen, bey einer wandernden Nation, die vom Raube lebt, eben nicht unglaublich, zumahl da sie sich leichter auf andere Art mit Kindern versehen können, als wenn sie die verdrießliche und ungewisse Mühe übernehmen, ihre eigenen aufzuziehen.

na, der ein tödtliches Gift erwähnt, welches die Einwohner verfertigen, sagt: „Ich finde nicht einmahl, daß sie jemahls in ihren Kriegen vergiftete Pfeile brauchen. Und doch ist es zu verwundern, daß ein Volk, welches unter keinen Gesetzen lebet, keine Grundsätze der Religion hat, und von der Furcht vor der gegenwärtigen oder zukünftigen Strafe frey ist, nicht bisweilen dieses schädliche Gift brauchet, um seinen Haß, seine Eifersucht oder Rache zu befriedigen. Allein in dem Stande der Natur, wo zwar wenig Zwang ist, sind auch weniger Versuchungen zum Laster; und die verschiedenen Stämme merken ohne Zweifel wohl, daß vergiftete Pfeile im Kriege im Ganzen mehr Schaden als Nutzen thun würden." Dieser Verfasser hat allem Ansehen nach vergessen, daß die Aussichten vom zukünftigem Guten oder Bösen niemahls einen Einfluß auf die Wilden haben. Glaubt er etwa, daß die Furcht vor dem zukünftigen Schaden gegen sich selbst die Neger von Neu-Guinea abhalten sollte, vergiftete Pfeile gegen ihre Feinde zu brauchen? Wir haben nichts als die natürliche Neigung, wodurch wir die so sonderbaren Sitten bey den Wilden von Guiana erklären können. Die Japaneser rächen das angethane Unrecht auf eine solche Art, die in keinem Theile der Welt ihres Gleichen hat; sie ist in der That so sonderbar, daß sie kaum mit der menschlichen Natur bestehen kann. Andere lassen ihre Rache an der Person aus, die sie beleidigt hat; aber ein Einwohner von Japan läßt die Rache an sich selbst aus; er reißt sich seinen eigenen Bauch auf. Kämpfer erzählt da-

von folgendes Beyspiel: „Ein Herr, welcher die Treppe im kaiserlichen Pallaste herunter kam, begegnete einem andern, der eben hinauf ging, und es fügte sich, daß ihre Degen zusammen stießen. Der Heruntersteigende hielt sich für beleidigt; der andere entschuldigte sich, und sagte, daß es zufälliger Weise geschehen wäre; und setzte hinzu, daß es nur die Degen beträfe, und daß seiner so gut wäre als der andere. „Ich will euch den Unterschied zeigen," sagte derjenige, welcher den Zank anfing; er zog seinen Degen, und schnitt sich damit seinen eigenen Bauch auf. Der andere, welcher sich darüber ärgerte, daß man ihm auf diese Weise in der Rache zuvor gekommen war, eilete mit der Schüssel, die er für die Tafel des Kaisers in der Hand hatte, hinauf, und kam eben so eilig wieder zurück, schnitt sich im Angesichte seines Gegners ebenfalls den Bauch auf, und sagte: „Wenn ich nicht meinen Fürsten bedienet hätte, so solltet ihr mir nicht zuvor gekommen seyn; allein ich sterbe nunmehr ganz vergnügt, da ich euch gezeigt habe, daß mein Degen eben so gut ist, als der eurige." Eben dieser Schriftsteller erzählt ein Exempel von einer ungewöhnlichen Wildheit bey den Japanesern, die noch mit verfeinerten Sitten vermischt ist. Mitten in einer großen Gesellschaft bey der Mahlzeit ließ ein junges Frauenzimmer, die ihre Hand nach einer Schüssel ausstreckte, unvermerkt einen Wind fahren. Sie war hierüber ganz beschämt, und hob ihre Brüste zu ihrem Munde, zerriß sie mit ihren Zähnen, und starb auf der Stelle. Die Japaneser sind eben so sonderbar in einigen von

ihren Religions-Meinungen. Sie rufen die Götter niemahls in der Noth um Hülfe an; indem sie glauben, daß, weil die Götter eine ununterbrochene Glückseligkeit genießen, solche Bitten sie beleidigen würden. Ihre Feyertage sind daher nur den Festins, Hochzeiten, und allen öffentlichen und Privat-Lustbarkeiten gewidmet. Es ist den Göttern angenehm, sagen sie, die Menschen glücklich zu sehen. Und in dieser Meinung, daß eine gütige Gottheit einen Gefallen habe, die Menschen glücklich zu sehen, stimmen sie mit andern überein; aber nichts kann weniger mit dem allgemeinen Gefühle der Menschen bestehen, als wenn sie dafür halten, daß es unrecht sey, in der Noth den Urheber unserer Natur um Hülfe anzurufen, und daß ihm solche Bitten mißfallen sollten. Es ist gewiß in tiefer Betrübniß kein besserer Balsam, als wenn man sein Herz gegen eine gütige Gottheit ausschütten, und eine völlige Ergebung in seinen Willen an den Tag legen kann.

Man hätte zur Unterstützung der vorher gehenden Lehre allerdings noch viel mehrere außerordentliche Umstände aus den Griechischen und Römischen Schriftstellern anführen können; allein die Wahrheit bedarf keiner Kunstgriffe; und ich möchte auch nicht gern berühmte Nahmen dazu brauchen, um wirkliche Dinge zu behaupten, die unglaublich oder ungewiß zu seyn scheinen. Die Griechen und Römer waren ehemahls in der Dichtkunst, Redekunst, und allen andern schönen Künsten sehr berühmt, aber in der natürlichen

Geschichte waren sie nicht viel besser als Neulinge. Mehr als die Hälfte der Erdkugel war für sie, was die Terra Australis incognita für uns ist; und die Einbildungskraft wirket unaufhörlich, wenn sie nicht durch die Wissenschaft aufgehalten wird: die Unwissenden haben zugleich ein Vergnügen an Wundern; und je wunderbarer eine Geschichte ist, desto angenehmer ist sie. Dieses kann als eine Vertheidigung für die alten Schriftsteller dienen, auch sogar wenn sie Dinge berichten und glauben, die uns unglaublich sind. Die Menschen waren damahls größten Theils in der Natur und den Gränzen ihrer Wirkungen noch sehr unwissend. Ohne Zweifel wird man mir wenigstens dieses zugeben, daß die erwähnten Schriftsteller, welche die Dinge vom Hörensagen berichten, noch weit mehr zu entschuldigen sind, als die ersten von unsern neuen Reisenden, welche unzählige ihnen selbst bekannte Wunder behaupten wollen. Die Geschichte der Natur und insonderheit des Menschen ist seit Kurzem sehr zu ihrer Reife gekommen; man läßt keine unwahrscheinliche Erzählung ohne eine scharfe Untersuchung vorbey gehen; und ich habe mich deßwegen sorgfältig gehüthet, keine Begebenheiten anzunehmen, die nicht von neuen Reisenden und glaubwürdigen Schriftstellern behauptet worden. Wäre es wahr, was Diodor aus Sicilien auf das Ansehen des Agatharchides von Gnidus von den Ithyophages an der östlichen Küste von Afrika berichtet, so würde es noch ein stärkerer Beweis von einer verschiedenen Art Menschen seyn, als ich noch einen entdeckt habe. Der Beschrei-

bung nach sind sie so dumm, daß sie sogar, wenn ihre Weiber und Kinder vor ihren Augen getödtet werden, unempfindlich bleiben, und keine Zeichen weder des Zorns noch Mitleidens von sich geben. Dieses kann ich aber auf ein so leichtes Zeugniß nicht glauben, und die Griechen und Römer waren damahls ausnehmend leichtgläubig, indem sie mit den benachbarten Nationen weniger bekannt waren, als wir die Antipoden kennen. Die Balearischen Inseln Majorca, Minorca und Yvica sind von Sicilien nicht weit entfernt; und dessen ungeachtet berichtet Diodor aus Sicilien von den Einwohnern, daß bey der feyerlichen Vollziehung der Heurath alle männlichen Freunde und sogar die Bedienten im Hause eher bey der Braut schliefen, als man den Bräutigam zuließ. Ich würde vielleicht eben so leicht glauben, was Plinius von den Blemmyanen sagt, daß sie keinen Kopf hätten, und daß der Mund und die Augen an der Brust wären; oder von den Arimaspen, die nur ein Auge hätten, welches mitten an der Stirne stünde; oder von den Astomen, welche keinen Mund hätten, und weder essen noch trinken könnten, sondern vom Geruche lebten; oder von tausend andern abgeschmackten Dingen, welche Plinius im 6. Buche seiner natürlichen Geschichte Kap. 30. und im 7. Buche Kap. 2. mit einer ernsthaften Miene erzählet.

Auf diese Weise findet man nach einer ausgebreiteten Betrachtung der bewohnten Theile unserer Erde viele Nationen, die von einander nicht allein in der Farbe, Gestalt, in den Gesichtszügen,

und andern äußerlichen Umständen, sondern auch in dem Temperamente und der Gemüthsart, insonderheit in zwey Hauptstücken, nähmlich im Muthe und in der Behandlung der Fremden, so weit unterschieden sind, daß sogar die Gewißheit von wirklich unterschiedenen Gattungen keine einleuchtendern Unterschiede erwarten kann. Hält es etwa Buffon für hinlänglich, nur zu sagen, daß diese Unterschiede möglicher Weise die Wirkung des Klima oder anderer zufälliger Ursachen sind? Es ist zu vermuthen, daß die Unterschiede, die gegenwärtig vorhanden sind, auch allezeit Statt gefunden haben; und man sollte dieses so lange für wahr halten, bis man das Gegentheil mit völliger Gewißheit darthun könnte, und uns nicht mit bloßen Vermuthungen und Möglichkeiten abweisen.

Es scheinet mir sogar, um nicht einmahl bey der muthmaßlichen Gewißheit stehen zu bleiben, aus dem Baue des menschlichen Körpers deutlich zu erhellen, daß verschiedene Gattungen von Menschen seyn müssen, die sich für die verschiedenen Gegenden schicken. Wenige Thiere empfinden mehr als die Menschen, nicht allein die Veränderungen der Jahrzeiten in einerley Gegenden, sondern auch die Veränderung des Wetters in einer jeden Jahrszeit. Kann ein solches Geschöpf wohl für alle Gegenden geschickt seyn? Unmöglich. Ein Mensch muß wenigstens erst durch die Natur wider die geringern Veränderungen der Jahrzeiten oder des Wetters abgehärtet seyn; er sollte aber überhaupt gegen alle dergleichen Veränderun-

gen unempfindlich seyn. Jedoch man sieht schon aus des Herrn Johann Pringles Bemerkungen über die Krankheiten einer Armee, daß sogar Soldaten, welche doch die härtesten seyn sollten, diese Veränderungen sehr stark empfinden. Die Pferde und das Hornvieh schlafen ohne Schaden auf der bloßen Erde, sie mag trocken oder naß seyn; und doch sind sie nicht für ein jedes Klima gebildet; und kann wohl der Mensch für ein jedes Klima geschaffen seyn, der noch weit zärtlicher ist, so daß er ohne Gefahr einer tödlichen Krankheit nicht auf einem nassen Boden schlafen kann?

Allein der Beweis, auf welchen ich mich vornehmlich verlasse, ist dieser, daß, wenn alle Menschen von einer Gattung wären, niemahls ohne ein Wunder verschiedene Arten, wie jetzt vorhanden sind, hätten seyn können. Gesetzt aber, man nimmt alle möglichen Abwechslungen des Klima oder anderer natürlichen Ursachen an, was kann wohl anders, wie bey dem Hundegeschlechte bemerkt worden, daraus folgen, als eine unendliche Verschiedenheit unter den Einzelnen, wie unter den Tulpen in einem Garten, so daß keine einzige der andern ähnlich ist. Anstatt dessen finden wir Menschen von verschiedenen Arten, von denen die einzelnen Personen einer jeden Art merklich gleich sind, und doch auch nicht weniger von den einzelnen Menschen einer jeden andern Art merklich unterschieden sind. Die Gleichheit und die beständige Dauer sind die Wirkungen des Vorsatzes, und nicht des Zufalls.

Es ist noch ein anderer Beweis, der auch von einigem Gewichte zu seyn scheinet. Die Pferde sind in Ansehung der Größe, Gestalt und des Muthes in verschiedenen Gegenden weit von einander unterschieden. Allein man bringe ein männliches und weibliches Pferd aus einem jeden Erdstriche in ein Land, wo die Pferde vollkommen sind, so werden ihre Jungen nach und nach besser werden, und endlich die Vollkommenheit ihrer Art erlangen. Ist dieses nicht ein Beweis, daß alle Pferde von einer Art sind? Ist dieses wirklich, so sind die Menschen nicht alle von einer Art; denn wenn ein Weißer sich mit einer Schwarzen in einem jeden Klima vermischet, oder ein Hottentote sich mit einer Samojedinn verbindet: so wird der Erfolg davon weder eine Verbesserung der Art, noch das Gegentheil seyn, sondern eine Bastad-Art, die von beyden Ältern unterschieden ist. Auf diese Weise ist es außer allem Zweifel gesetzt, daß es verschiedene Gattungen oder Arten von Menschen gibt, und daß sich diese auch von Natur für verschiedene Gegenden schicken. Daher haben wir Ursache zu schlieffen, daß ursprünglich eine jede Art in ihr gehöriges Klima gesetzt worden, was sich auch immer für Veränderungen in spätern Zeiten durch Krieg oder Handel eräugnet haben.

Es ist noch eine merkwürdige Erfahrung, welche die vorher gehenden Muthmaßungen bestätiget. So weit als man in der Geschichte zurückgehen kann, oder die mündliche Überlieferung durch die Historie erhalten worden, so wurde

die Erde von Wilden bewohnet, die in viele kleine Stämme abgetheilt waren, von denen ein jeder Stamm eine eigene Sprache hatte. Ist es nicht natürlich anzunehmen, daß diese ursprünglichen Stämme verschiedene Gattungen von Menschen gewesen, die in ihre gehörigen Gegenden gesetzt, und sich selbst überlassen worden, sich ihre Sprache zu bilden?

Könnte man wohl noch einen Augenblick Bedenken tragen, nach Erwägung aller oben erwähnten Umstände folgende Meinung anzunehmen, wenn nicht eine überwiegende Gewißheit vorhanden wäre, nähmlich: „daß Gott viele Paare vom menschlichen Geschlechte erschaffen habe, die alle von einander sowohl äußerlich als innerlich unterschieden sind; daß er diese Paare für verschiedene Gegenden geschickt gemacht, und ein jedes Paar in sein gehöriges Klima gesetzt habe; daß die besonderen Charaktere der ursprünglichen Paare noch ganz in ihren Nachkommen erhalten werden; welche in Ermangelung eines andern Beystandes als ihrer natürlichen Talente sich selbst überlassen worden, aus der Erfahrung eine Kenntniß zu erlangen, und sich insonderheit eine eigene Sprache zu bilden; daß die Zeichen für die erstern Paare hinlänglich gewesen, ohne eine andere Sprache, als welche die Natur darbiethet; und daß eine Sprache nach und nach gebildet worden, wie ein Stamm an der Anzahl und in verschiedenen Beschäftigungen zugenommen, um die Rede nothwendig zu machen?"
Allein wir können doch diese Meinung, so schein-

bar sie auch ist, nicht annehmen, indem wir aus der Offenbarung eine ganz andere Lehre gelernt haben, nähmlich: daß Gott nur ein einziges Paar von dem menschlichen Geschlechte geschaffen habe. Ungeachtet wir nun an der Glaubwürdigkeit Mosis nicht zweifeln können, so ist doch seine Nachricht von der Erschaffung des Menschen nicht wenig bedenklich, da sie allen oben erwähnten wirklichen Begebenheiten zu widersprechen scheinet. Dieser Nachricht zu Folge waren weder verschiedene Gattungen von Menschen, noch für verschiedene Gegenden Menschen erschaffen worden. Alle Menschen müssen einerley Sprache, nähmlich die Sprache unserer ersten Ältern gesprochen haben. Ja was dieser Nachricht am meisten zu widersprechen scheint, ist der wilde Zustand. Adam wurde nach dem Berichte Mosis von seinem Schöpfer mit einem hohen Grade der Erkenntniß begabet; und er war gewiß für seine Kinder und ihre Nachkommen, unter denen er viele Menschenalter lebte, ein vortrefflicher Lehrmeister. Woher kommt also die Ausartung aller Menschen zu einem wilden Stande? Wenn man diese traurige Veränderung erklären will, so muß man annehmen, daß das menschliche Geschlecht eine schreckliche Zerrüttung muß erlitten haben.

Diese schreckliche Zerrüttung wird uns in der Geschichte von dem Thurme zu Babel im 1. B. Mos. Kap. 11. beschrieben, nähmlich: daß viele Jahrhunderte nach der Sündfluth auf der ganzen Erde nur eine Sprache und eine Rede gewe-

sen; daß sie sich mit einander vereiniget, auf der Ebene im Lande Sinear eine Stadt zu bauen mit einem Thurme, dessen Spitze an den Himmel reichen möchte, und daß der Herr, weil er gesehen, daß sie alle nur ein Volk und eine Sprache wären, und von ihrem Vorhaben nicht ablassen würden, ihre Sprache verwirret habe, damit sie einander nicht verstehen möchten; und daß er sie auf der ganzen Erde zerstreuet habe. Hier bricht das Licht mitten in der Finsterniß hervor. Die Menschen wurden durch die Verwirrung der Sprache, und durch die Zerstreuung auf dem ganzen Erdboden zu Wilden gemacht; und nunmehr war es zur Abhärtung derselben für ihre neuen Wohnungen nothwendig, daß sie in verschiedeue Arten getheilet würden, die sich in verschiedene Gegenden schickten. Die Erbauer von Babel hätten ohne eine unmittelbare Veränderung ihrer Leibesbeschaffenheit unmöglich in der brennenden Gegend von Guinea, oder in der kalten Gegend von Lappland leben können; weil weder Häuser noch andere Bequemlichkeiten bereit waren, um sie wider das verderbliche Klima zu schützen. Man hat zwar wider diese Geschichte eingewendet, „daß die erwähnten Umstände deutlich zeigen, daß die ganze Sache nur eine Allegorie sey; daß die Menschen niemahls so unsinnig gewesen, zu glauben, daß man einen Thurm bauen könne, dessen Spitze an den Himmel reiche, und daß es bey dem wörtlichen Verstande der Worte höchst abgeschmackt sey, daß der Allmächtige sich vor den Menschen gefürchtet habe, und genöthigt gewesen sey, sich selbst durch ein

Wunder zu retten." Allein man muß nothwendig einräumen, daß dieses eine wirkliche Historie sey, da die Verwirrung zu Babel die einzige bekannte Begebenheit ist, wodurch die heilige und profane Historie in eine Übereinstimmung kann gebracht werden.

Dieses führet uns nunmehr auf die Betrachtung der Verschiedenheit der Sprachen *). Wäre

---

*) Da der gesellige Zustand dem Menschen wesentlich ist, und die Rede zu dem geselligen Stande gehöret, so verdienet die Weisheit der Vorsehung, den Menschen zur Erlangung einer so nöthigen Kunst auszurüsten, eine größere Aufmerksamkeit, als man gemeiniglich darauf wendet. Der Orang-Outang hat die äußerlichen Werkzeuge zur Sprache ganz vollkommen; und viele sind in Verlegenheit, zu erklären, warum er nicht redet. Allein die äußerlichen Werkzeuge zur Sprache machen nur einen geringen Theil von den nöthigen Stücken aus. Das Vermögen, den Schall nachzuahmen, ist ein wesentlicheres Stück; und dieses Vermögen würde ganz wunderbar scheinen, wenn es nicht durch die Übung zur Gewohnheit geworden, ein Kind von zwey oder drey Jahren ist fähig, von Natur allein und ohne den geringsten Unterricht seine Werkzeuge der Rede zu einem jeden articulirten Schalle zu gewöhnen, und ein Kind von vier oder fünf Jahren kann seine Luftröhre so regieren, daß es einen Schall von einer jeden Erhöhung heraus bringet, welches dasselbe nebst dem Ohre in den Stand setzet, die Töne nachzuahmen, die es höret. Vorzüglich aber sind Empfindung und Verstand zur Rede nöthig. Ein Pa-

die gemeinschaftliche Sprache der ersten Menschen nicht durch ihren Versuch des Thurmbaues verwirret worden, so glaube ich, das niemahls mehr, als eine Sprache, würde gewesen seyn. Die Alterthumsliebhaber nehmen immer nicht allein ohne Gewißheit, sondern auch wider alle Wahrscheinlichkeit an, daß die ersten Bewohner der Welt einen Wanderungsgeist gehabt hätten. Allein die Menschen verlassen niemahls ohne Noth weder ihre nahen Verbindungen, noch auch ihr Vaterland; sowohl die Furcht vor Feinden oder wilden Thieren, als auch die Neigung zur Gesellschaft sind mehr als zu vermögend, sie vom Wandern abzuhalten; ohne zu erwähnen, daß die Wilden besonders ihren vaterländischen Boden lieben *). Die ersten Wanderungen wurden

---

pagey kann articulirte Töne aussprechen, und er hat oft eine Neigung zu reden; allein aus Mangel des Verstandes kann keiner einen einzelnen Ausspruch hervor bringen. Hat denn der Orang-Outang Verstand, nur einen verständlichen Satz zusammen zu setzen? hat er ein Vermögen, diesen Satz in Tönen auszudrücken? und gesetzt, er könnte alles, was er sieht und höret, ausdrücken, wie würde er mit den Verbindungs- und Unterscheidungs-Partikelchen zu recht kommen?

*) In Ansehung des erwähnten Wanderungsgeistes muß sogar Bochart in der Kühnheit zu muthmaßen dem Kämpfer noch weichen. Denn nachdem jener aus dem Unterschiede der Sprache und ans andern Umständen gezeigt hat, daß Japan nicht durch die Chineser bevölkert worden,

wahrscheinlicher Weise durch innerliche Unruhen und bürgerliche Kriege, und die folgenden durch den Handel veranlaßt. Griechenland liefert uns Beyspiele von dem ersten, und Phöni-

---

so setzet Kämpfer ohne das geringste Bedenken eine Colonie von denen dahin, welche den Thurm zu Babel baueten. Ja er beschreibt aufs genaueste ihren Weg nach Japan, und macht den Schluß, daß sie mit großer Geschwindigkeit müssen gewandert seyn, weil ihre Sprache gar keine Verbindung mit einer andern hat. Er hielt es nicht für nöthig zu erklären, was sie dazu angetrieben hätte, so weit von Hause zu wandern; noch auch warum sie sich auf einer Insel fest gesetzt hätten, die weder in Ansehung des Bodens, noch der Gegend vor vielen Ländern, durch welche sie reisen müssen, etwas Vorzügliches hat.

Ein witziger Französischer Schriftsteller macht die Anmerkung, daß man durch scheinbare Gründe auf die Vermuthung gerathen könnte, zu behaupten, daß die Menschen eher auf den Inseln als auf dem festen Lande verfeinert worden; da Leute, die sich zusammen häufen, bald die Nothwendigkeit gewahr werden, sie durch Gesetze vom Schaden abzuhalten. Und doch, sagt er, sind die Sitten der Insulaner und ihre Gesetze gemeiniglich am spätesten gebildet worden. Allein ein sehr geringes Nachdenken würde das Geheimniß entwickelt haben. Die Menschen lebten viele Jahrhunderte, ohne an die Schifffahrt zu denken. Diese Kunst wurde nicht eher erfunden, bis die Menschen in ihrem Gebiethe auf dem festen Lande zu sehr eingeschränkt wurden, daß sie endlich darauf denken mußten, die anliegenden Inseln zu besetzen.

cien von dem letzten. Außer diesen Ursachen werden die Mitglieder einer Familie oder eines Stammes gewiß niemahls von ihren Gesellschaftern sich weiter entfernen, als es um der Speise willen nöthig ist; und wenn sie sich auch weg begeben, so verlieren sie weder ihre Verbindungen noch ihre Sitten, und noch weniger ihre Sprache, welche in beständiger Übung ist. So weit als uns die Historie nur zurück führet, so entdecken wir unzählige Stämme, von denen ein jeder eine besondere Sprache hat. Strabo *) erzählt, daß die Albaner in verschiedene Stämme getheilt wären, die sowohl im äußerlichen Ansehen als auch in der Sprache von einander unterschieden wären. Cäsar fand in Gallien verschiedene solche Stämme; und Tacitus berichtet die Nahmen vieler Stämme in Deutschland. Es sind auch heut zu Tage noch viele Amerikanischen Stämme, die von einander unterschieden sind, und eine verschiedene Sprache haben. Die Muttersprachen, ob sie gleich zahlreich sind, haben doch gegenwärtig kein Verhältniß mehr gegen diejenigen, welche ehemahls waren. Wir finden ursprüngliche Stämme, die sich nach und nach oft durch Eroberung, und noch häufiger durch die Vereinigung schwacher Stämme zu ihrer gegenseitigen Vertheidigung, erweitern. Solche Begebenheiten befördern eine einzige Sprache anstatt vieler. Die Celtische Sprache, die ehemahls so ausgebreitet war, ist jetzt nur in die Hochländer von Schott-

*) I. Buch.

land, Wallis, Brittanien, und einen Theil von Irrland eingeschränkt. In wenigen Jahren wird sie das Schicksal vieler andern Original-Sprachen haben; sie wird vielleicht gänzlich vrrgessen seyn.

Wären die Menschen nicht bey der Verwirrung zu Babel überall zerstreuet worden, so hätte müssen ein anderer besonderer Zufall sich eräugnen, der von dem, was sich bey dem erwähnten wirklich zugetragen hat, nicht weniger unterschieden wäre. Da das Paradies ohne Zweifel in dem Innersten von Asien gelegen hat, so sind die angränzenden Gegenden um eben dieser Ursache willen am ersten bevölkert worden; und die Verschönerung des ersten Vaterlandes wurde ohne Zweifel auch in jede neue Colonie eingeführet. Insonderheit müßten die Colonien in Amerika, den Inseln der Südsee, und in der Terra Australi incognita gar sehr verfeinert gewesen seyn; weil sie wahrscheinlicher Weise wegen der großen Entfernung die spätesten waren. Und doch bleiben diese und andere entfernte Völker, ausgenommen die Mexicaner und Peruaner, bis auf den heutigen Tag in dem ursprünglichen wilden Stande des Jagens und Fischens.

Auf diese Weise würden alle Menschen, wenn sie es nicht auf eine wilde Art versucht hätten, einen Thurm zu bauen, dessen Spitze an den Himmel reichen möchte, nicht allein einerley Sprache geredet haben, sondern auch auf einerley Art zu einer reifern Kenntniß und Verbesserung der Sitten gelangt seyn. Diese klägliche

Begebenheit kehrte die ganze Natur um; und indem die Menschen über die ganze Erde zerstreuet wurden, so verloren sie das gesellschaftliche Leben, und wurden wilde. Sie sind endlich aus diesem verderbten Zustande nach und nach wieder heraus gerissen worden. Einige Nationen haben aus Antrieb ihrer eigenen Natur, oder wegen ihrer Gegend ein schnelles Wachsthum gehabt; einige sind langsamer gewachsen; und einige bleiben noch wilde. Die Untersuchung dieses Wachsthumes bis zur völligen Reife in verschiedenen Nationen ist auch der Gegenstand des gegenwärtigen Unternehmens.

Zweyter Versuch.

Das Wachsthum der Menschen in Absicht auf die Speise und Bevölkerung.

In gemäßigten Gegenden war die ursprüngliche Speise der Menschen Früchte, die ohne Cultur wachsen, und das Fleisch der Landthiere. Da aber solche Thiere scheu werden, wenn man sie jaget, so hat es die Natur auf eine nicht weniger einfache als wirksame Art eingerichtet, daß die Menschen die Beschwerlichkeiten der Jagd und die Ungewißheit des Fanges mit fröhlichem Muthe ertragen; und dieses ist die Lust zum Jagen. Der Hunger allein ist nicht hinreichend; die

Wilden, welche nach Gefühl und nicht nach Vorsicht handeln, bewegen sich nicht, wenn der Magen voll ist; und es würde zu spät seyn, wenn der Magen leer ist, auf eine Jagd-Partie zu denken. Da nun diese Lust zum Jagen bey einem jeden Wilden befindlich ist, der sich zur Verschaffung der Speise auf das Jagen verläßt, so ist es unter vielen andern auch ein Beyspiel der weisen Vorsehung, daß sie die innerliche Beschaffenheit des Menschen nach seinen äußerlichen Umständen eingerichtet hat. Die Lust zum Jagen, ob sie gleich bey uns zur Speise eben nicht nöthig ist, zeiget sich doch heut zu Tage noch bey hohen und niedrigen jungen Leuten. Die natürlichen Neigungen können schwach oder dunkel gemacht, aber niemahls gänzlich ausgerottet werden.

Es ist wahrscheinlich, daß die Fische eben nicht bald die Speise des Menschen gewesen. Das Wasser ist nicht unser Element; und die Wilden wagten es ohne Zweifel nicht eher, eine Speise aus der See oder aus den Flüssen zu hohlen, als bis die Landthiere selten wurden. Plutarch *) bemerket, daß die Syrer und Griechen vor Alters sich der Fische enthalten haben. Menelaus klagt bey dem Homer, **) daß seine Begleiter durch Hunger zu dieser Speise wären genöthiget worden; und ob gleich das Griechische Lager bey

---

*) In Sympoſiac.

**) Odyſſ. I. 4.

der Belagerung von Troja an der Seeküste war, so ist doch im Homer nicht eine einzige Anzeige, daß sie Fische gegessen hätten. Wir lernen aus dem Dio Cassius, daß die Caledonier keine Fische aßen, ob sie gleich dieselben im Überflusse hatten; welches auch Adamann, ein Schottischer Geschichtschreiber, in dem Leben der heil. Columba bestätiget. Die alten Caledonier verließen sich zu ihrer Speise fast gänzlich auf das Wildbret, weil in einem kalten Lande die Früchte, welche von selbst wachsen, sehr wenig Nahrung geben; und die Hausthiere, die jetzt so häufig sind, waren in dem nördlichen Amerika so zeitig noch nicht bekannt.

Die Alterthumsforscher reden von Eicheln, Nüssen und andern Hülsenfrüchten, als der einzigen Speise, welche die Menschen ursprünglich sollen gegessen, und dabey den Weizen, Reiß, Gerste übersehen haben, welche doch von der Schöpfung an von selbst müssen gewachsen seyn, weil der Same von diesen Gewächsen bey dem Anfange des Ackerbaues gewiß nicht durch ein Wunderwerk*) hervorgebracht wurde. Die Lapp-

---

*) Die Schriftsteller über die Naturhistorie sind bemüht gewesen, das ursprüngliche Klima dieser Gewächse zu entdecken; es ist aber ihre Mühe vergeblich gewesen. Das ursprüngliche Klima der Pflanzen, welche der Natur überlassen sind, kann kein Geheimniß seyn; aber in wohl bevölkerten Ländern sind auch die erwähnten Gewächse der Natur nicht überlassen; der Same

länder, welche ein weites Land bewohnen, wo kein Korn wachsen will, machen Brot von der innern Rinde der Bäume; und Linne erzählt, daß Schweine daselbst von diesem Futter eben sowohl als in Schweden vom Korne fett werden.

Ein Überfluß an Speise, welche durch Jagen und Fischen verschafft wird, befördert die Be=

---

davon wird sorgfältig gesammelt und zur Speise aufgehoben. Da diese Gewohnheit nothwendig den Samen rar machen mußte, so dachte man bey Zeiten an den Ackerbau, der durch die Einführung der Gewächse in neue Boden und Gegenden das ursprüngliche Klima derselben ganz verdunkelt hat. Wenn wir dieses Klima ausspüren können, so muß es in Gegenden seyn, die von Einwohnern gänzlich entblößt oder nur wenig bevölkert sind. Die Sioux, ein geringer Stamm in Nord=Amerika, besitzen ein großes Land, wo der Hafer von sich selbst auf den Wiesen und an Flüssen wächst, der ohne Hülfe des Ackerbaues einen Theil ihrer Speise ausmacht. Da die Franzosen noch Port Dauphin auf der Insel Madagascar besaßen, so erbaueten sie vortrefflichen Weizen. Diese Gegend ist viele Jahre verlassen worden, und der Weizen wächst noch heut zu Tage daselbst unter dem Grase in seiner völligen Stärke. Auf dem Lande um den Berg Tabor in Palästina wächst Hafer und Gerste von freyen Stücken und ohne weitere Wartung. Diodor aus Sicilien sagt, daß in dem Gebiethe von Laontium und in andern Gegenden von Sicilien der Weizen wild wächst. Und eben so geschieht es noch jetzt um den Berg Ätna herum.

völkerung; aber wie die Aufzehrung der Speise mit der Bevölkerung zunimmt, so werden die heftig verfolgten wilden Thiere nicht allein seltener, sondern auch schüchterner. Die Menschen, welche also nach Speise schmachten, werden angetrieben, andere Mittel zu versuchen, um dadurch ihren Mangel zu ersetzen. Ein junger Hirsch, ein Böcklein, oder ein Lamm, welches man zum Zeitvertreibe lebendig gefangen und zahm gemacht hatte, veranlaßte wahrscheinlicher Weise ganze Herden, und diente zur Einführung des Hirtenstandes. Veränderungen kommen nur sehr langsam zu ihrer Vollkommenheit: das Jagen und Fischen blieben lange die Lieblings-Beschäftigungen; und die wenigen zahm gemachten Thiere sind bloß ein Vorrath, den man unter einzelne Personen nach ihren Bedürfnissen austheilet. Da aber die müßigen und trägen Menschen, ob sie es gleich am wenigsten verdienen, den gemeinschaftlichen Vorrath am meisten verzehren, so macht man darin eine Verbesserung, daß eine jede Familie einen Vorrath für sich selbst anschaffen sollte. Die Menschen, welche durch diese politische Einrichtung gelernt hatten, sich auf ihren eigenen Fleiß zu verlassen, erweiterten den Grundsatz von einem eigenthümlichen Vorrathe, so daß die Herden sich außerordentlich vermehrten. Und auf diese Weise kam der Hirtenstand zur Vollkommenheit, indem ein Überfluß an Speise angeschafft wurde, ohne die Gehölze und Gewässer zu durchstreichen. Das Jagen und Fischen war nunmehr zur Speise nicht mehr nöthig, und es wurde eine bloße Belustigung und

Befriedigung der ursprünglichen Begierde zum Jagen.

Man kann den Finger Gottes in der Versorgung der Menschen mit der thierischen Speise deutlich wahrnehmen. Grasfressende Thiere liefern vielleicht alle eine sehr schmackhafte und gesunde Speise. Ich nehme die Pferde selbst nicht aus: einige Nationen essen davon, andere nicht, weil sie ihnen wegen ihrer Arbeit nützlicher sind. Fleischfressende Thiere, überhaupt genommen, geben weder eine gesunde noch schmackhafte Speise. Die erst erwähnten Thiere sind sanft, und leicht zahm zu machen; die letztern sind wild, nicht leicht zu bändigen, und als zahm gemachte nicht beständig. Das Gras wächst in gemäßigten Gegenden überall; und über dieses können die Menschen die thierische Speise auf unendliche Art vermehren, indem sie die Hausthiere gewöhnen, von Rüben, Möhren, Erdäpfeln, Wurzeln u. s. w. zu fressen. Herodotus setzt noch folgende vortreffliche Anmerkung hinzu: „Wir können vernünftiger Weise muthmaßen, daß die göttliche Vorsehung solche Thiere, die von Natur furchtsam sind, und zur Speise dienen, ausnehmend fruchtbar gemacht hat; sonst würden sie durch die häufige Verzehrung gänzlich ausgerottet werden; da hingegen die wilden Raubthiere beynahe ganz unfruchtbar sind. Der Hase, welcher ein Raub der vierfüßigen Thiere, der Vögel und Menschen ist, vermehret sich häufig; die Löwinn hingegen, das stärkste und wildeste unter den vierfüßigen Thieren, hat nur einmahl Junge."

Der Hirtenstand ist zur Bevölkerung sehr dienlich. Die Menschen vermehreu sich bey dem Überflusse an Speise ebenfalls sehr häufig; und in der Folge der Zeit suchen die benachbarten Stämme, die in ihrer Weide eingeschränkt sind, ihr Gebieth durch Krieg zu erweitern, oder wandern in solche Gegenden, die noch unbesetzt sind. Die Noth, als die Mutter der Erfindung, veranlaßte den Ackerbau. Da das Getreide, welches von sich selbst wuchs, durch die häufige Verzehrung dünne und selten wurde, so war wohl der nächste Gedanke, es durch Kunst fortzupflanzen; die Natur war ihre Wegweiserinn, welche ihr Werk der Fortpflanzung durch den Samen fortführet, der aus den reifen Pflanzen herabfällt, und neue Pflanzen erzeuget. So lange als man das Land noch gemeinschaftlich besaß, so wurde auch der Same gemeinschaftlich gesäet, und in ein gemeinschaftliches Magazin gebracht, um es unter die Dürftigen eben so gleich auszutheilen, wie man ehemahls den Vorrath an Vieh gemeinschaftlich gehabt hatte. Diodor aus Sicilien ist unser Gewährsmann, daß die Celtiberier ihr Land jährlich unter einzelne Personen ausgetheilt haben, um es zum Besten des gemeinen Wesens zu bearbeiten, und daß sie die Producte aufgelegt, und von Zeit zu Zeit unter die Bedürftigen ausgetheilet haben. Eine beständige Austheilung des Landes unter die Glieder des Staats, wodurch einem jeden der Betrag seiner eigenen Einsicht und Arbeit versichert wurde, war ein großer Antrieb zum Fleiße, und vermehrte die Speise auf eine ausnehmende Art. Die Bevölkerung hatte

einen schnellen Fortgang, und die Regierung wurde eine Kunst; indem der Ackerbau und der Handel ohne heilsame Gesetze nicht blühen können.

Die natürlichen Früchte gelangen in einem gemäßigten Lande zu einer vollkommeneren Reife, als in einem kalten Klima, und der Anbau derselben ist viel leichter; und diese Umstände machen es höchst wahrscheinlich, daß der Ackerbau in den gemäßigten Ländern zuerst eine Kunst wurde. Der Ackerbau war in Griechenland so frühzeitig bekannt, daß er gar einen Zweig seiner fabelhaften Geschichte ausmacht; in Egypten muß er ebenfalls mit den Einwohnern gleichzeitig gewesen seyn, denn weil der Nil überfließt, so können sie ohne Getreide nicht leben. Eben so wenig hätten die alten Monarchien von Assyrien und Babylon ohne Getreide so volkreich und mächtig seyn können, als sie wirklich sollen gewesen seyn. In den nördlichen Gegenden von Europa sind Weizen, Gerste, Erbsen, und vielleicht auch Hafer fremde Gewächse; da das Klima für das Getreide an sich nicht mild ist, so muß der Ackerbau sehr langsam gegen Norden gekommen seyn: und sogar jetzt noch erfordert es nicht wenig Mühe und Einsicht, um das Getreide in einer solchen Gegend zur Reife zu bringen. Daher kann man mit Gewißheit behaupten, daß der Hirtenstand in den nördlichen Ländern länger geblieben ist, als in den heißen Gegenden. Die kalten Länder sind dessen ungeachtet zur Bevölkerung sehr dienlich; und die nördlichen Völker, die sich in größerer Anzahl,

als die Speise von den Herden ernähren konnte, vermehrten, wurden genöthiget, viele Heere zur Aufsuchung neuer Länder auszuschicken. Ihre Wanderungen waren viele Jahre eine schreckliche Geisel für die benachbarten Reiche. Die Leute, welche über die Menge der Einfallenden erstaunten, urtheilten, daß die Länder, woraus sie kamen, ausnehmend volkreich seyn müßten; und deßwegen wurde der Norden Officina gentium genannt; allein die Seltenheit der Lebensmittel war bey dem Hirtenstande die erste Ursache. Das nördliche Europa ist aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt eben so bevölkert, als es jemahls gewesen ist, obgleich die Wanderungen daselbst aufgehört haben; indem das Getreide und der Handel dieser Plage ein Ende gemacht haben *). Dänemark ernähret jetzt zwey Millionen Einwohner; Schweden hat, nach einer Liste vom Jahre 1760, 2383113; und

---

*) Aliquando bonus dormitat Homerus. Montesquieu erklärt die großen Schwärme der Barbaren, welche das römische Reich überschwemmten, auf folgende Weise: „Diese Schwärme von Barbaren, welche ehemahls aus Norden kamen, erscheinen heut zu Tage nicht mehr. Die Gewaltthätigkeit der Römer hatte die Nationen von Süden gegen Norden vertrieben; daselbst blieben sie so lange, als ihre Macht dauerte. Da aber diese geschwächt war, so brachen sie aus allen Gegenden wieder hervor.“ S. Grandeur des Romains c. 16. — Er hat aber dabey vergessen, daß man die Menschen ohne Speise nicht so wie das Wasser durch einen Damm abhalten kann.

diese Länder müssen jetzt weit volkreicher als ehemahls seyn, da sie mit erstaunlichen Gehölzen bewachsen waren, und man den Ackerbau darin noch gar nicht kannte. Wären die Dänen und Norweger im neunten und zehnten Jahrhunderte mit dem Ackerbaue bekannt gewesen, da sie in ganzen Heeren ihre Nachbarn überschwemmeten, so würden sie ihr Leben auf zerbrechlichen Fahrzeugen einer stürmischen See nicht anvertrauet haben, um Nationen zu plagen, die nicht ihre Feinde waren. Allein der Hunger ist ein dringender Bewegungsgrund; und der Hunger gab auch diesen Seeräubern eine größere Stärke im Kriege, als einer jeden andern Nation, die zu Hause den Überfluß genießt. Zu allem Glücke müssen dergleichen Räubereyen ihre Ruhezeiten haben; denn da sie nothwendig sogar unter den Siegern eine große Niederlage verursachen, so bleiben die übrigen, welche unterdessen Speise genug zu Hause finden, so lange darin ruhig, bis eine zunehmende Bevölkerung sie wieder zum Kriege nöthiget*). Der Ackerbau, welcher die Leute an einem Boden befestiget, ist ein unüberwindliches Hinderniß für die Wanderung; uud es ist für Europa ein Glück, daß der Ackerbau jetzt allgemein ausgebreitet ist, und solchen Wanderungen auf immer ein Ende

---

*) Johannes Magnus im 8. B. seiner Geschichte der Gothen erzählt, daß ein Drittheil von den Schweden, welche die Hungersnoth antrieb, ihr Land zu verlassen, das Königreich der Longobarden in Italien errichteten.

gemacht hat; und die nördlichen Völker finden, ohne andere anzufallen, zu Hause Beschäftigung und Unterhalt. Der Ackerbau ist eine große Wohlthat; er verschafft uns nicht nur Speise in Überflusse, sondern er setzet auch die Früchte unsers Fleißes vor den hungrigen Räubern in Sicherheit *).

Man wird leider einsehen, daß das oben erwähnte Wachsthum von einem starken Antriebe herrühren müsse, wenn man den herrschenden Einfluß der Gewohnheit bedenket: Leute, die einmahl Jäger gewesen sind, werden es allezeit seyn wollen, bis man sie durch eine überwältigende Ursache aus diesem Stande treibet. Der Hunger, als die hier angegebene Ursache, ist das überwiegendste von allen; und eben die Ursache, welche die Trägheit und den Müßiggang überwindet, hat auch die Manufacturen, den Handel und viele andere Künste eingeführet **).

---

*) Mahomed Bey, König von Tunis, wurde zwar von seinen Unterthanen abgesetzt; da er aber den Stein der Weisen haben sollte, so wurde er von dem Dey zu Algier unter dem Versprechen, daß er ihm das Geheimniß entdeckte, wieder eingesetzet. Mahomed schickte ihm einen Pflug mit großer Pracht und Ceremonie, und ließ ihm sagen, daß der Ackerbau die Stärke eines Königreichs wäre, und daß der einzige Stein der Weisen eine gute Arndte wäre, die man leicht in Gold verwandeln könnte.

**) Büffon sagt, indem er von Amerika redet:

Das hier bezeichnete Wachsthum ist in allen gemäßigten Ländern der alten Welt ganz gleichförmig; hingegeu ist es in den äußersten Gegenden der kalten und heißen Länder ganz verschieden gewesen. In sehr kalten Ländern, welche

---

„Ist es nicht sonderbar, daß in der Welt, die fast ganz aus Wilden besteht, niemahls eine Gesellschaft oder Umgang zwischen ihnen und den Thieren um ihnen herum sollte gewesen seyn? Es war kein einziges Hausthier in Amerika, da es Columbus entdeckte, außer unter dem gesitteten Volke von Mexico und Peru. Ist dieses nicht ein Beweis, daß der Mensch in seinem Stande der Wildheit nur eine Art von unvernünftigem Thiere ist, der keine anderen Kräfte als zur Anschaffung seines Unterhalts hat, indem er die Schwachen angreift, und die Starken vermeidet, und keine Vorstellung von seiner Herrschaft über die andern Thiere hat, die er niemahls zur Unterwürfigkeit zu bringen suchet? Dieses ist um so viel mehr zu verwundern, da die meisten von den Amerikanischen Thieren von Natur gelehrig und furchtsam sind.“ Allein unser Schriftsteller legt den Grund zu einer hinlänglichen Antwort auf diese Fragen, ohne es zu merken, indem er hinzusetzt, daß in ganz Amerika, da es von den Spaniern entdeckt worden, nicht halb so viel Leute als in Europa gewesen; und daß ein solcher Mangel an Menschen größten Theils die Vermehrung der wilden Thiere befördert habe, weil sie wenig Feinde und viel Futter hatten. War es nicht leicht aus diesen Vordersätzen zu schliessen, daß Menschen die von Natur die Jagd lieben, bey ihrem Überflusse an Wildbret niemahls daran denken, Hirten zu werden?

wenig Kräuterspeise für den Menschen hervor bringen, war ursprünglich der Jägerstand die vornehmste Lebensart. In gemäßigten Gegenden aber, wie bereits oben bemerkt worden, lebten die Menschen zum Theile von Kräutern und Früchten, welche nach Beschaffenheit der Hitze des Klima auch häufiger und im Überflusse sind. In dem heißen Erdstriche wachsen die Früchte in solcher Menge und Vollkommenheit, daß sie für eine mäßige Bevölkerung mehr als hinlänglich sind: und im Falle einer außerordentlichen Bevölkerung ist der Übergang zur Wirthschaft sehr leicht. Man findet daher in einem jeden volkreichen Lande des heißen Erdstrichs reichliche Ärndten von Reiß, Weizen, Wurzeln, und andern Gewächsen, welche durch die Hand des Menschen erbauet werden. Wie nun die Jagd bey dem Fortgauge von kalten zu heißen Ländern immer weniger nothwendig wird, so bleibt auch die Begierde zum Jagen diesem Wachsthume gleich; sie ist in sehr kalten Ländern, wo die Menschen ihre Speise von der Jagd haben, ebenfalls auch sehr stark und heftig; hingegen in gemäßigten Gegenden, wo die Menschen zum Theile von Früchten leben, ist sie schon schwächer; und in heißen Ländern, wo die Erdgewächse die ordentliche Speise der Menschen sind, und wo das Fleisch schon zur Schwelgerey gehört, ist kaum eine Spur von der Jagd zu finden. Die ursprüngliche Beschäftigung der Wilden sowohl in kalten als gemäßigten Gegenden ist das Jagen, welches in den erstern als das einzige Mittel ihres Unterhalts ganz unentbehrlich ist. Der

nächste Schritt des Wachsthums in beyden ist die Beschäftigung eines Hirten; und alsdann ist in sehr kalten Ländern, die sich zum Ackerbaue nicht schicken, auch kein weiterer Fortgang zu spüren. Lappland besonders bringt keine andere Gewächse als Moos hervor, welches außer dem Rennthiere auch kein anderes Thier frißt. Dieser Umstand allein macht Lappland für Menschen bewohnbar. Die Seeküsten, wo man Fische erreichen kann, würden zwar noch einige Bewohner zulassen, aber die innern Gegenden würden wüste bleiben müssen. Da aber die Flüchtigkeit dieses Thieres keinen leichten Fang verstattet, so muß man nothwendig das Zahmmachen desselben zum Lebensunterhalte sehr zeitig versucht haben; und seine natürliche Gelehrigkeit hat diesen Versuch gar sehr befördert. Es gibt keinem andern Thiere an Nutzbarkeit etwas nach; es ist zum Ziehen einem Pferde gleich; das Fleisch desselben ist eine vortreffliche Speise; und das weibliche Rennthier gibt eine nahrhaftere Milch, als von einer Kuh; der Pelz davon ist schön, und das Leder von seinem Felle ist weich und dauerhaft. In der Tartarey, obgleich ein großer Theil davon in einem gemäßigten Himmelsstriche liegt, ist wenig Getreide befindlich. So weit als die mündliche Überlieferung zurück gehet, so haben die Tartarn allezeit Herden von Hornvieh und Schafen gehabt; und doch bleiben sie gewissermaßen nicht allein Jäger, sondern behalten auch das rauhe und wilde Wesen ihres ehemahligen Standes; sie sind nicht gern Hirten, und haben keine Kenntniß von der Haushaltung. Dieß ist

dem Anscheine nach sonderbar; allein es eräugnet sich nichts ohne Ursache. Die Tartarey ist ein an einander hangendes Gebirge von Westen gegen Osten, welches hoch über die Länder gegen Süden aufsteiget, und nach und nach gegen das nördliche Meer abnimmt, ohne daß ein einziger Hügel die scharfen Winde des Norden unterbricht. Ein Baum kann darin, wenige Flecken ausgenommen, nicht über die Höhe eines Busches wachsen*). In Europa sind die Berge von Norwegen und Lappland ein starker Schirm wider den Nordwind; daher kommt es, daß der Boden um Stockholm herum sowohl Bäume als auch Getreide hervorbringt; und sogar bey Abo ist das Klima noch erträglich. Die große Tartarey hat einen Überfluß an Weide; allein die heftige Kälte macht sie zum Kornbaue sehr wenig geschickt. Durch die ganze Chinesische Tartarey, sogar bis an den 43sten Grad der Breite herunter, dauert der Frost jährlich sieben oder acht Monathe; und dieses Land, ob es gleich in eben der Breite wie Frankreich liegt, ist so kalt wie Island; wovon die Ursache sein salpetriger Boden und seine Höhe ohne dem geringsten Schutze vor dem Westwinde ist, der durch eine ungeheure Fläche Landes ausnehmend kalt gewehet hat. Der P. Verbiest bemerket, daß ein gewis-

*) Kann nicht eine ähnliche Lage in einigen Gegenden von Nord-Amerika zum Theil die Ursache von der Kälte seyn, die man daselbst empfindet, außer dem, was Europa in eben der Breite fühlt?

ser Platz nahe bey der Quelle des Flusses Kavamhuran und 80 Meilen von der großen Mauer über 3000 geometrische Schuhe über die See liegt. Auf diese Weise sind die Tartarn wie die Lappländer an den Hirtenstand gebunden, und können niemahls zum Ackerbaue gelangen. Sollte daher die Bevölkerung unter ihnen so groß seyn, daß sie mehr Speise erforderte, als der Hirtenstand verschaffen kann, so wird die Auswanderung ihr einziges Hülfsmittel seyn.

Bey jedem Schritte des Wachsthums ist die heiße Gegend unterschieden. Wir haben keine Gewißheit, daß daselbst entweder der Jäger- oder Hirtenstand jemahls bekannt gewesen: die Einwohner leben jetzt von Kräutern, und wahrscheinlicher Weise war dieses auch ihre anfängliche Lebensart. In Manila, einer von den philippinischen Inseln, treiben die Bäume das ganze Jahr hindurch Knospen und Blüthen, und tragen Früchte. Die Einwohner, welche von der Seeküste in die innern Theile vertrieben sind, haben keinen besondern Platz zu ihrem Aufenthalte, sondern sie leben unter dem Schutze der Bäume, die ihnen sowohl Speise als Wohnung gewähren; und wenn die Frucht an einem Orte aufgezehret ist, so begeben sie sich an einen andern. Die Orangerie und andere Europäische Bäume tragen jährlich zweymahl Früchte; und ein Zweig, den man pflanzet, trägt schon in einem Jahre Früchte. Und dieses Gemählde von Manila stimmt mit unzähligen Orten in dem heißen Erdstriche überein. Die Marianischen oder

Ladronischen Inseln sind außerordentlich volkreich, und doch leben die Einwohner bloß von Fischen, Früchten und Wurzeln. Die Einwohner der neuen Philippinischen Inseln leben von Cocosnüssen, Salaten, Wurzeln und Fischen. Die inländischen Neger halten des Tages nur eine Mahlzeit, welches des Abends ist. Ihre Kost ist ganz gering, und besteht meisten Theils nur aus Reiß, Früchten und Wurzeln. Die Insel Otaheite ist gesund, die Einwohner groß und wohl gewachsen; und da die Fische ihre vornehmste Speise sind, so erlangen sie wegen ihrer Mäßigkeit ein hohes Alter, und sind beynahe gar nicht krank. Man kennt unter ihnen keine verdorbenen Zähne; sogar der Geruch vom Weine oder starkem Getränke ist ihnen unangenehm; und sie handeln niemahls mit Tobak oder Gewürzen. An vielen Orten ist das Indianische Korn die vorzüglichste Speise, welches jedermann für sich selbst pflanzet. Die Einwohner von Bilidulgerid und der Wüste Zara haben des Tages nur zwey Mahlzeiten, die eine des Morgens, und die andere des Abends. Sie sind mäßig und kennen keine Krankheit der Schwelgerey und des Müßigganges, und werden gemeiniglich sehr alt. Sechzig Jahre sind bey ihnen der Frühling des Lebens, wie dreyßig Jahre in Europa. Ein Einwohner von Madagascar kann zwey oder drey Tage bloß bey einem Zuckerrohre reisen. Man hat überhaupt in heißen Ländern wenig Appetit zu thierischer Speise; ob man gleich Rindfleisch und Geflügel auf den Tafeln der Großen als eine Art der Schwelgerey eingeführt hat. In

Amerika bemerket man zwar verschiedene Abweichungen von dem Wachsthume; allein diese sind für einen besondern Versuch *) aufbehalten.

Was die Bevölkerung ins besondere anbetrifft, so kann der Überfluß an Lebensmitteln als die vornehmste Ursache davon durch folgende Berechnung erläutert werden. Die südlichen Provinzen von China bringen jährlich zwey Ärndten von Reiß, und bisweilen auch wohl drey hervor; und ein wohlgebaueter Acker gibt für zehn Mäuler Unterhalt. Die Bauern gehen beynahe nackend; und die Vornehmern tragen einen einzigen Rock von Baumwolle gemacht, wovon auf einem Acker so viel erbauet wird, als zur Bekleidung von vier oder fünfhundert Personen nöthig ist. Und daher rühret es, daß China und andere Reißländer so bevölkert sind. Die Cassave-Wurzel, welche den Amerikanern zum Brote dienet, wird in solcher Menge erbauet, daß ein Acker davon mehr Personen, als sechs Äcker von Weizen, ernähren kann. Amerika ist daher nicht aus Mangel der Lebensmittel so schlecht bevölkert. Das Negerland ist ungeachtet der großen jährlichen Entführungen der Menschen aus diesem Lande nach Amerika ohne merkliche Verminderung der Anzahl dennoch sehr wohl bevölkert; und die Beyspiele sind daselbst nicht sehr selten, daß ein Vater von seinen verschiedenen Weibern 200 Kinder erzeuget. Die Lebensmittel müssen

*) B. II. Vers. 12.

also daselbst außerordentlich häufig seyn, um einen Mann in Stand zu setzen, daß er so viele Kinder ernähren kann. Es würde ungemein viele Kunst und Mühe erfordern, um Europa so volkreich zu machen: anderthalb Acker Weizen ist bloß zureichend, um eine einzige Familie von Bauern zu ernähren, und ihre Kleidung erfordert noch mehrere Äcker. Ein Land der Wilden, die vornehmlich vom Jagen leben, muß sehr dünne an Einwohnern seyn; da 10000 und mehrere Äcker kaum hinreichend sind eine einzige Familie zu ernähren. Hinge die Vermehrung der Thiere vornehmlich von der Fruchtbarkeit ab, so würden die Wölfe zahlreicher als die Schafe seyn; ein großer Theil der letztern wird des zeugenden Vermögens beraubt, und weit mehrere von ihnen werden getödtet, als von den ersten; und doch sehen wir überall große Herden Schafe, und selten einen Wolf; und zwar aus keiner andern Ursache, als daß die erstern sehr viel Futter, und die letztern wenig haben. Ein Wolf ist einem Wilden ähnlich, der von der Jagd lebet, und das Wildbret von fünf oder sechshundert Äckern verzehret.

Wenn man die Frage erwäget, ob das menschliche Geschlecht die Nachkommenschaft eines Paares oder vieler sey; so sieht man deutlich, daß es die Absicht der Vorsehung gewesen, die Erde zu bevölkern, und die Bevölkerung durch die ordentlichen Mittel der Fortpflanzung zu erhalten. Auf diese Weise wird ein Stamm für den ersten Stand des Jagens und Fischens bald zu zahl-

reich; ja er kann sogar für den Hirtenstand zu zahlreich werden; aber wahrscheinlicher Weise kann eine Nation zum Ackerbaue kaum zu zahlreich werden. In den zwey erstern Ständen muß der Unterhalt in der Menge so abnehmen, wie die Verzehrer an der Anzahl zunehmen; allein der Ackerbau hat die besondere Eigenschaft, daß er durch Arbeitsamkeit die Nahrung nach der Anzahl der Verzehrer hervorbringt. Und in der That wird das meiste Getreide und Vieh gemeiniglich in den bevölkertesten Gegenden hervorgebracht, wo eine jede Familie ihr gewisses Stück Land hat. Ein alter Römer, der mäßig und arbeitsam war, konnte seine Familie von den Producten weniger Äcker unterhalten *).

Die Prämie, welche in Brittanien für die Ausführung des Getreides gegeben wird, ist für die Bevölkerung in zweyerley Absicht vortheilhaft; erstlich, weil der Ackerbau viele Hände erfordert; und ferner, weil die Prämie den Preis des Getreides zu Hause erniedrigt. Eine Prämie auf die Ausführung des Viehes würde die Bevölkerung verhindern; weil die Weide nur wenige Hände erfordert, und die Ausführung den

---

*) Schottland muß zu den Zeiten seines Jacob des fünften sehr schlecht bewohnt gewesen seyn, da dieser Fürst bey einem Jagen in dem Hochlande Roxburgshire dreyhundert und sechzig Rehe; und ein andermahl zu Athol sechshundert, außer den Gemsen, Wölfen, Füchsen und wilden Katzen, erlegt hat.

Preis des Viehes zu Hause erhöhen würde. Aus dem einzigen Hafen zu Cork wurden im Jahre 1735 auf 107161 Fässer Rindfleisch, 7379 Fässer Schweinefleich, 13461 Fässer Butter und 85727 Fäßchen von eben der Waare ausgeführt. Auf diese Weise muß ein großes Stück von Irrland zum Unterhalte anderer Nationen dienen. Was für ein Zuwachs von Stärke würde es nicht für Brittanien seyn, wenn eine so große Menge Speise zu Hause von nützlichen Manufacturisten verzehrt würde!

Lappland ist sogar für den Hirtenstand nur sehr wenig bewohnt, indem das Land eine größere Anzahl von Rennthieren, und folglich auch eine größere Menge von Menschen erhalten kann, als man wirklich darin findet. Die Lappländer kennen auch zu gleicher Zeit das Privat-Eigenthum: eine jede Familie hat ihre eigenen zahmen Rennthiere, oft bis auf vier oder fünfhundert Stücke. Und in der That scheinen sie auch mehr Rennthiere zu haben, als sie wirklich brauchen. Warum ist nun Lappland so wenig bevölkert? Es muß also entweder nur vor Kurzem angebauet seyn, oder die Einwohner sind nicht fruchtbar. Ich bin nach Scheffers Zeugnisse geneigt, das letztere zu glauben. Die Tartarey ist auch nur wenig bevölkert; und da ich finde, daß die Tartarn nicht weniger fruchtbar sind, als ihre Nachbarn; so ist es wahrscheinlich, daß die Tartarey, als das dürreste Land in Asien, nicht zeitig ist angebauet worden. Über dieses ist die Bevölkerung durch die unruhige herumschweifende Gemüthsart dieses Vol-

kes sehr verzögert worden: sie sind zwar aus Mangel der Speisen zum Hirtenstande genöthiget worden; allein sie sind doch solche Feinde von dem still sitzenden Leben eines Hirten, daß sie ihr Vieh den Sclaven anvertrauen, und bey ihrer Lieblingsbeschäftigung des Jagens bleiben. Diese Gesinnung ist eine schreckliche Plage für die Menschen gewesen, indem die Tartarn größere Eroberungen gemacht, und mehr Menschen aufgerieben haben, als keine andere bekannte Nation jemahls gethan hat; sie sind grausamer als Tieger gewesen, und scheinen kein größeres Vergnügen als an Blute und Niedermetzeln ohne Ansehen des Geschlechts und Alters gehabt zu haben *). Zum Glücke für die Menschen ließen sie sich durch reiche Beute blenden, und bekamen eine Begierde nach Reichthume. Der Geitz erzeugt bisweilen etwas Gutes; er trieb diese Ungeheuer an, die Gefangenen als Sclaven zu verkaufen, welches das Leben von Millionen Menschen rettete. Jedoch auch die glücklichsten Eroberungen können nicht immer so fortgehen; sie werden nicht ohne großen Verlust an Menschen vollendet; und die Eroberungen der Tartarn entvölkerten ihr Land.

Jedoch da nun einige Jahrhunderte ohne einen beträchtlichen Ausfall dieses wilden Volkes ver-

---

*) Da die Tartarn unter dem Gengizkan China eroberten, so berathschlagten sie im Ernste, ob sie nicht alle Einwohner tödten, und dieses große Land in Weiden für ihr Vieh verwandeln sollten.

gangen sind, so muß ihre Anzahl jetzt nach dem ordentlichen Laufe der Bevölkerung ziemlich groß seyn. Haben wir also nicht neue Ausfälle zu befürchten, wie die vorigen gewesen sind? Unser Vorhersehen der zukünftigen Begebenheiten erstreckt sich zwar nicht weit; allein so weit es auch nur reicht, so haben wir doch von dieser Seite wohl nichts zu befürchten. Die Tartarn überwanden einen großen Theil der Welt durch Wildheit und ungezähmten Muth, und wurden von Freyheit und Unabhängigkeit unterstützet. Sie erkannten zwar den Gengizkan als ihren Anführer im Kriege, aber sie waren eben so weit entfernt, Sclaven zu seyn, als es die Franken waren, da sie die Gallier bezwangen. Tamerlan besaß nur eine untergeordnete Macht, und hatte niemahls die Verwegenheit, den Titel eines Chans oder Kaisers anzunehmen. Allein die Tartarn haben sich unter eben das Joch der despotischen Gewalt begeben, welches ihre Wildheit andern auflegte; und da sie nun durch viele kleine Tyrannen regieret werden, so ist ihr Muth durch die Sclaverey vermindert worden, und sie sind den übrigen Menschen eben nicht weiter furchtbar *).

---

*) Tacitus sagt in dem Leben des Agricola: „Wir haben gehört, daß die Gallier ehemahls im Kriege berühmt gewesen sind; bald darauf aber ist der Müßiggang mit der Ruhe hineingekommen, und sie haben zugleich ihren Muth und ihre Freyheit verloren.“ Spanien, welches sich wider die Römer mit großer Tapferkeit vertheidigte, wurde den Vandalen im fünften Jahrhunderte ein

Die Entvölkerung gehört zu dem gegenwärtigen Versuche eben so wohl als die Bevölkerung. Die letztere folget mit keiner größern Gewißheit aus der Gleichheit des Eigenthums, als die erstere aus der Ungleichheit. Man höret in jedem großen Staate, wo das Volk durch Glück und Übermuth in Schwelgerey gerathen ist, tägliche Klagen über die Entvölkerung. Die Kochkunst entvölkert eben so wie die Pest; weil sie als Kunst so viel in einen Magen bringt, als in den Tagen der Mäßigkeit für zehen hinlänglich war; ja sie ist weit schlimmer als die Pest, weil das Volk nie wieder ersetzt wird. Die Einwohner verzehren jetzt mehr Speise, als eben diese Anzahl ehemahls verzehrte. Eben dieses bemerket man in Brittanien, und in einem jeden Lande, wo die Schwelgerey überhand genommen hat. Man hat verschiedene Mittel dawider vorgeschlagen und in Ausübung gebracht; man hat den ehelosen Stand geschändet, die Heurathen ermuntert, und für eine zahlreiche Familie Belohnungen gegeben. Aber alles vergeblich! Die einzigen wirksamen Mittel sind, daß man den Ackerbau ermuntert, und die Schwelgerey unterdrückt. Olivares hoffte, Spanien durch Ermunterungen zum Heurathen zu bevölkern. Abderam, ein Mahomedanischer König zu Corduba, war ein besse-

---

leichter Raub. Da es die Römer angriffen, war es in viele freye Staaten getheilt; da es aber die Vandalen überfielen, war es durch die Sclaverey unter der römischen Herrschaft geschwächt.

ver Staatsmann. Er ermunterte den Fleiß, verschaffte einen Überfluß an Speisen, und bevölkerte sein Königreich in weniger als dreyßig Jahren *).

Die Schwelgerey schadet der Bevölkerung nicht mehr, indem sie das männliche und weibliche Geschlecht schwächet, als es die despotische Gewalt thut, da sie die Menschen zur Sclaverey bringt, und die Industrie aufhebet. Die despotische Macht ist für das menschliche Geschlecht eine größere Pest, als eine Egyptische Plage; denn sie macht die Menschen elend, und schwächet die Begierde zur Fortpflanzung und zur Herrschaft. Hingegen freye Staaten sind allezeit volkreich; ein Mensch, der glücklich ist, wünschet auch Kinder, um sie ebenfalls glücklich zu machen; und die Industrie setzet ihn in Stand, seine Absicht zu erlangen. Diese Bemerkung wird durch die Geschichte von Griechenland und Klein-Asien bestätiget: die

---

*) Ein Findelhaus ist ein größerer Feind der Bevölkerung als die Freyheit die Kinder wegzusetzen, welches in China und in einigen andern Ländern den Ältern erlaubt ist. Beydes befördert zwar das Heurathen; aber in solchen Hospitälern sterben jährlich wohl tausend über das ordentliche Verhältniß; da hingegen wenige Kinder bey der Wegsetzung derselben umkommen, indem die älterliche Liebe gemeiniglich über die Noth der Armuth sieget. Und überhaupt genommen gewinnet die Bevölkerung durch diese Freyheit mehr, als sie verlieret.

Einwohner waren in alten Zeiten frey und außerordentlich zahlreich; hingegen die gegenwärtigen Einwohner, welche in der Sclaverey leben, machen in Ansehung der Anzahl eine sehr armselige Figur. Eine Pest reibet diejenigen allein auf, welche am Leben sind, und der Verlust davon wird bald ersetzet; die despotische Macht aber, wie oben bemerkt worden, greift die Bevölkerung an der Wurzel an.

Endlich ist eine überflüssige Summe Geldes, die im Umlaufe ist, ebenfalls eine andere Ursache der Entvölkerung. In einer Nation, welche durch den Handel reich wird, steiget der Preis der Arbeit mit der Summe des umlaufenden Geldes, welches in der Folge den Preis der Manufacturen erhöhet; und die Fabrikanten, welche für ihre hoch gestiegenen Waaren auf fremden Märkten keinen Absatz finden, müssen den Handel aufgeben, und Bettler werden, oder sich in ein anderes Land begeben, wo sie eine glücklichere Aussicht haben können. Jedoch zum Glücke ist noch in diesem Falle ein Mittel, die Entvölkerung zu verhindern: das Land wird durch den Spaten besser, als durch den Pflug bearbeitet; und die reichlichern Ärndten, welche durch den Spaten hervorgebracht werden, sind mehr als zureichend, die größern Kosten der Bearbeitung zu ersetzen. Dieß ist ein Hülfsmittel, diejenigen zu brauchen, welche sich als Fabrikanten kein Brot verdienen können, und verdient wohl die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Macht. Der Vortheil des Spatens ist in Ansehung des Krie-

ges augenscheinlich; er verschaffet eine Menge starker Menschen, unsere Armeen zu recroutiren, deren Abgang durch den Pflug kann ersetzt werden, bis sie in Frieden zu ihrer vorigen Beschäftigung zurück kehren.

Dritter Versuch.

Das Wachsthum der Menschen in Ansehung des Eigenthums.

Unter den Empfindungen, welche in der Natur des Menschen sind, ist das Gefühl vom Eigenthume vorzüglich. Durch diese Empfindung wird es wahrgenommen, daß die wilden Thiere, welche durch Mühe oder List gefangen werden, dem Jäger oder Fischer zugehören; sie werden sein Eigenthum. Dieses Gefühl ist der Grund des meum und tuum; eine Unterscheidung, die jedem Menschen bekannt ist. Im Hirtenstande ist eben die Empfindung in Ansehung der wilden Thiere, die zum Gebrauche zahm gemacht sind, und auch in Ansehung ihrer Jungen. Eben dieses findet auch Statt in Ansehung eines Feldes, welches von dem gemeinschaftlichen Gebrauche abgesondert, und von einem Menschen zur Hervorbringung des Brotes für sich und seine Familie bearbeitet wird.

Das Gefühl des Eigenthums ist in seinem Wachsthume zur Reife langsamer, als die äußerlichen Sinne, welche sogar in der Kindheit schon vollkommen sind; hingegen gelangt es geschwinder zu seiner Reife, als die Empfindung vom Wohlstande, Symmetrie, Würde, Anmuth, und andere feine Gefühle, die kaum merklich sind, bis wir Männer werden. Die Kinder zeigen ein Gefühl vom Eigenthume, indem sie ihren eigenen Stuhl und ihren eigenen Löffel unterscheiden können. Es ist aber in ihnen nur schwach und dunkel, und erfordert Zeit um es zur Vollkommenheit zu bringen. Das stufenweise Wachsthum dieser Empfindung von ihrer Kindheit unter den Wilden, bis zu ihrer Reife unter den gesitteten Nationen, ist eines von den unterhaltendsten Stücken, die zu dem gegenwärtigen Unternehmen gehören. Jedoch da dieser Punct einen Theil der historischen Untersuchungen der Gesetze ausmachet, so bleibt mir auch nur eine kleine Nachlese übrig.

Der Mensch ist von Natur ein einsammlendes Geschöpf, und hat einen Trieb, solche Dinge, die zum Gebrauche sind, aufzuheben; und die Empfindung von Eigenthum ist den Menschen gegeben, um sich dessen, was sie gesammelt haben, zu versichern. Daraus erhellet, daß die Dinge, welche die Vorsehung zu unserer Erhaltung und Bequemlichkeit geordnet hatte, nicht bestimmt waren zum gemeinschaftlichen Besitze zu dienen; und wahrscheinlicher Weise jagte ein jeder in den ältesten Zeiten für sich und seine Familie. Allein

der Zufall ist bey dieser Lebensart herrschend; und es kann sich oft zutragen, daß, indem einige mehr fangen, als sie brauchen, andere ungegessen zu Bette gehen müssen. Man merkte diese Unbequemlichkeit, und es ward daher zur Gewohnheit, das Jagen und Fischen gemeinschaftlich zu treiben *). Wir finden deßwegen das ge-

---

*) Die Ungleichheiten des Zufalls, welche in wenigen Fällen groß sind, verschwinden fast gänzlich, wenn die Handlung während einer gewissen Zeit oft wiederhohlt wird. Müßte ein jeder bloß von den Früchten seines eigenen Feldes leben, so würden viele vor Hunger sterben, indessen daß sich andere im Überflusse wälzten. Der Tausch und Handel unter den Einwohnern eines Gebiethes verringern die Gefahr der Hungersnoth; und der Kornhandel in einem großen Reiche, wie Frankreich oder Brittanien ist, vermindert sich noch mehr. Nun breite man diesen Handel durch Europa und die ganze Welt aus, so wird kaum noch eine Spur von den Ungleichheiten des Zufalls bleiben. Die Kornärndte kann in einer Provinz, oder in einem Königreiche fehlschlagen; daß sie aber allgemein fehlschlagen sollte, ist über alle Abwechslungen des Zufalls. Eben diese Bemerkung findet auch in jeder andern Materie des Zufalls Statt. Es kann der Gewinn oder Verlust im Spiele an einem Abende oder in einer Woche bey einem beträchtlich seyn; aber man setze das Spielen ein Jahr lang fort, so bleibt gewiß so wenig vom Zufalle übrig, daß es beynahe einerley ist, ob einer um einen oder zwanzig Guineen spielt. Daher waget ein kluger Assecurant niemahls viel auf ein Schiff, sondern er vermehret seine An-

meinschaftliche Jagen und Fischen sogar unter den ärgsten Wilden. Die oben erwähnten Einwohner von Neu-Holland leben von kleinen Fischen, die aus dem Sande gefangen werden, wenn sich die See zurück zieht. Bisweilen fangen sie viel, bisweilen wenig; allein der Fang mag glücklich seyn oder nicht, so wird alles gemeinschaftlich gekocht und gegessen. Nach der Mahlzeit gehen sie zur Ruhe; und bey der nächsten Ebbe kehren sie zum Fischen zurück, es mag Tag oder Nacht, schön oder schlecht Wetter seyn; denn sie müssen gehen, oder vor Hunger sterben. In kleinen Stämmen, wo die patriotische Gesinnung stark ist, oder in einem Lande, welches nach Beschaffenheit seiner Fruchtbarkeit wenig Einwohner hat, ist die gemeinschaftliche Versorgung ausnehmend zuträglich; allein in einem großen Staate, wo die Begierde zum Eigenen herrscht, oder in jedem andern Staate, wo eine starke Bevölkerung auch eine außerordentliche Bearbeitung erfordert, ist die beste Methode, einem jeden zu gestatten, daß er für sich und seine Familie sorget. Die Menschen wünschen schon für sich selbst zu arbeiten; und sie arbeiten begieriger für sich, als für das Publicum. Das Privat-Eigenthum wurde bey dem Wachsthume der Künste und Manufacturen immer unverletzlicher; und es würde eine traurige Ermunterung zum Fleiße seyn, und mit der allgemei-

---

theile so viel als möglich; und je mehr er davon haben kann, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs.

nen Billigkeit kaum bestehen können, wenn man einem Künstler von höhern Talenten nicht einen Vortheil vor andern einräumen wollte.

Die Empfindung vom Eigenthume ist nicht allein auf das menschliche Geschlecht eingeschränkt. Die Biber werden es gewahr, daß das Bauholz, welches sie zur Verwahrung ihres Futters einsammeln, ihr Eigenthum ist; und die Bienen scheinen in Absicht auf ihren Wintervorrath von Honig eben diese Empfindung zu haben. Die Schafe merken es, wenn sie nicht an ihrem angewiesenen Orte sind, und laufen sogleich bey der ersten Erblickung eines Menschen auf ihre eigene Weide. Die Affen thun eben dieses, wenn sie bey dem Stehlen in einem Obstgarten ertappt werden. Die Schafe und das Hornvieh haben eine Empfindung vom Eigenthume in Absicht auf ihren Ruheplatz in einer Horde oder Einschließung, welche ein jedes wider den Einbruch anderer bewachet. Es muß einer in der That ein großer Zweifler seyn, der den Krähen diese Empfindung abspricht: es gibt unter ihnen Diebe wie unter den Menschen; aber wenn eine Krähe nur ein kleines Stückchen Holz aus dem Neste einer andern entwendet, so wird gleich eine Versammlung angestellt, es erfolgt ein starkes Geschrey, und der lex talionis wird ausgeübet, indem man das Nest des Verbrechers zerstöret. Dem Menschen werden nur die rohen Materialien geliefert; und es erfordert viel Fleiß, um diese in Speise und Kleidung zu verwandeln; und wofern er nicht eine Empfindung hätte, daß die Frucht

seiner Arbeit ihm selbst gehörte, so würde sein Fleiß sehr schwach seyn. Überhaupt aber ist es angenehm zu bemerken, daß die Empfindung des Eigenthums allezeit nur da gegeben wird, wo sie nützlich seyn kann.

Ein sinnreicher Schriftsteller, der die Einwohner von Guiana beschreibt, die beständig Jäger und Fischer bleiben, hält eine zierliche Lobrede über die Glückseligkeit, die sie genießen, indem sie wenig Bedürfnisse und Begierden haben, und sehr wenig vom Privat-Eigenthume wissen. „Die Sitten dieser Indianer liefern ein liebenswürdiges Bild von der ersten Unschuld und Glückseligkeit. Die Leichtigkeit, mit welcher ihre wenigen Bedürfnisse angeschafft werden, macht die Abtheilung des Landes ganz unnöthig, und verursachet keine Versuchung zum Betruge oder Gewaltthätigkeit. Dieser Hang zum Laster, welcher unter gesitteten Nationen für eine Neigung der Natur gehalten wird, findet in einem Lande nicht Statt, wo jedermann seine angeborne Freyheit und Unabhängigkeit vollkommen genießt, ohne zu beschädigen oder von andern beschädigt zu werden. Eine völlige Gleichheit des Ranges, welche allen Unterschiede, außer den des Alters und der persönlichen Verdienste, vertreibt, befördret die Freyheit im Umgange, und die Standhaftigkeit in Handlungen, und erreget keine andern Begierden, als welche auf eine unschuldige Art können befriedigt werden. Der Neid und das Mißvergnügen kann mit einer vollkommenen Gleichheit nicht bestehen; ja man höret kaum von einem mißvergnügten

Liebhaber, weil daselbst kein Unterschied des Ranges und Vermögens ist, welches die gewöhnlichen Hindernisse sind, die den Genuß verhindern. Diejenigen, welche sich unglücklicher Weise an die Verfeinerungen der Schwelgerey gewöhnt haben, werden kaum begreifen können, daß ein Indianer mit keiner andern Bedeckung, als welche die Bescheidenheit erfordert, mit keinem Dache, welches den Nahmen eines Hauses verdienet, und mit keiner andern Speise als von der geringsten, die er sich mühsam durch Jagen verschafft hat, eine Glückseligkeit empfinden könne; und dennoch haben die reichen und gesitteten Nationen Ursache, die Glückseligkeit dieser Völker dem äußerlichem Scheine nach zu beneiden; weil ihre Unwissenheit ausschweifender Begierden, und unendlicher Bemühungen, welche die große Welt quälen, einen jeden Wunsch außer dem gegenwärtigen ausschließt. Kurz, die Einwohner von Guiana sind ein Beyspiel dessen, was Sokrates mit Recht bemerket, daß diejenigen, welche am wenigsten bedürfen, den Göttern am nächsten kommen, die ebenfalls nichts bedürfen. Man muß bekennen, daß die Unschuld der Wilden, welche hier mit schönen Farben geschildert wird, in aller Betrachtung liebenswürdiger ist, als die Schwelgerey der reichen Städte, wo die Sinnlichkeit und der Übermuth die herrschenden Leidenschaften sind. Allein, kennet unser Verfasser nicht einen Mittelstand zwischen den beyden Ausschweifungen, der sich für die Würde der menschlichen Natur besser als einer von beyden schicket? Die Begierde nach Eigenthume ist uns nicht ver-

gebens gegeben worden; sie hat viele nützliche Künste, und beynahe alle schönen Künste erzeuget; und sie ist immer noch nützlich, daß sie Gelegenheit verschaffet, die edelsten natürlichen Neigungen zu befriedigen, indem ohne ein Privat-Eigenthum die Wohlgewogenheit und Gutthätigkeit nicht Statt finden würde. Ja ohne ein Privat-Eigenthum würde keine Industrie seyn, und ohne diese würden die Menschen beständig Wilde bleiben.

Die Begierde zum Eigenthume, die an sich eine große Wohlthat ist, artet zwar in einen großen Fluch aus, wenn sie die Gränzen der Mäßigung überschreitet. Ehe das Geld eingeführt wurde, war die Begierde selten unmäßig, weil die bloßen Nothwendigkeiten nur ihre Gegenstände waren. Allein das Geld ist eine Art des Eigenthums von so ausgebreitem Nutzen, daß es größten Theils die Begierde entzündet. Das Geld treibt die Menschen an, fleißig zu seyn; und die schönen Producte des Fleißes und der Kunst, welche die Einbildungskraft erregen, erwecken auch eine heftige Begierde zu schönen Häusern, zierlichen Gärten, und allem andern, was lustig und prächtig ist. Die angewöhnten Bedürfnisse vermehren sich; die Schwelgerey und Sinnlichkeit wurzeln ein; und die Begierde zum Eigenthume wird halsstarrig, und muß sogar auf Unkosten der Gerechtigkeit und Ehre befriedigt werden. Die Exempel von diesem Wachsthume sind unzählig; und doch verdient folgende Geschichte als eine rührende und klägliche Erläuterung gemerkt zu werden. Hispaniola war derjenige Theil

von Amerika, den Columbus im Jahre 1497 zuerst entdeckte. Er landete auf dem Gebiethe des Guacanaric, eines der vornehmsten Caciks der Insel. Dieser Fürst, der nichts Wildes in seinen Sitten hatte, empfing seine Gäste mit aller Vertraulichkeit, und ermunterte sein Volk, in der höflichen Aufnahme derselben mit einander zu wetteifern. Sie ließen zur Befriedigung der spanischen Begierde nach Golde gern ihre reichsten Zierrathen fahren, und waren dagegen mit Glas-Korallen und dergleichen vollkommen zufrieden. Da das Admiral-Schiff in einem Sturme an die Felsen gestoßen war, so ermangelte Guacanaric nicht, seinen Freunden bey dieser Gelegenheit beyzustehen; er versammelte eine gewisse Anzahl Männer, um bey der Ausladung des Schiffes hülfliche Hand zu leisten, und wartete selbst so lange, bis die ganze Ladung in einem Magazine sicher niedergelegt war. Der Admiral, welcher nach Spanien zurück kehren mußte, ließ einen Theil seines Schiffvolks zurück; welche aber die Lehren der Mäßigung, die er ihnen gegeben hatte, vergaßen, und ausschweifend wurden. Die Vorstellungen das Guacanaric waren vergeblich; sie nahmen das Gold und die Weiber der Indianer weg, und begegneten ihnen überhaupt mit großer Grausamkeit. Solche ungeheure Missethaten blieben nicht lange ungeahndet, und die raubbegierigen Spanier wurden nach vielem Blutvergießen in ihrer Festung eingesperrt, und in die äußerste Noth versetzet. Zum Unglücke kam eine Verstärkung aus Spanien an; es erfolgte ein langer und blutiger Krieg, welcher

sich nicht eher endigte, als bis die Insulaner gänzlich unterdrückt waren. Von dieser Insel, die ungefähr 200 Meilen lang, und gegen 60 bis 80 breit ist, bezeuget ein Spanischer Schriftsteller, daß sich die Einwohner bey der Landung des Columbus auf eine Million belaufen *). Die Spanier, die in ihrer Graufamkeit unablässig waren, nöthigten diese armen Leute, den Anbau ihrer Felder zu verlassen, und sich in die Gehölze und Gebirge zu begeben. Sie wurden auch in diesen Zufluchtsörtern wie die wilden Thiere gejagt, so daß sie von einem Berge zum andern flohen, bis der Hunger und die Ermattung, welche mehr als das Schwert aufrieben, sie endlich nöthigten, sich ihren unversöhnlichen Überwindern zu ergeben. Es blieben damahls nur 60000 übrig, welche unter die Spanier als Sclaven vertheilet wurden. Die außerordentliche saure Arbeit in den Bergwerken, und der Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens brachte die Anzahl derselben in fünf Jahren auf 14000 herunter. Hätte man sie nur als Lastthiere angesehen, so würden sie mehr Vortheil verschafft haben, wenn man sie mit weniger Unmenschlichkeit behandelt hätte. Der Geitz handelt oft seinem eigenen Interesse

---

*) Da wenig Getreide damahls auf der Insel gebauet wurde, und noch weniger thierische Speise vorhanden war; so hat man Ursache zu muthmaßen, daß diese Anzahl übertrieben sey. Allein es mag nun eine Million oder die Hälfte von dieser Zahl seyn, so ist die Moral immer eben dieselbige.

entgegen; und indem er alles erhaschen will, verliert er alles. Der Kaiser Carl faßte den Entschluß, einige wirksame Mittel dagegen zu brauchen; da er aber einige Zeit durch mancherley Geschäfte unterbrochen wurde, so erfuhr er, daß die armen Indianer gänzlich ausgerottet wären. Und so waren sie auch in der That bis auf eine Hand voll Leute, welche in den Bergen verborgen lagen, und mitten unter ihren Feinden wie durch ein Wunder am Leben blieben. Diese Hand voll Leute wurden viele Jahre hernach von einigen Jägern entdeckt, die ihnen leutselig begegneten, und vielleicht die Unmenschlichkeit ihrer Vorfahren bereueten. Die armen Indianer, welche gelehrig und dienstfertig sind, nahmen die christliche Religion an, und bequemten sich nach und nach zu den Sitten ihrer Gebiether. Sie sind noch vorhanden, und leben von der Jagd und Fischerey.

O Neigung zum Eigenthume! du mit doppeltem Gesichte begabte Janus, der du viel Gutes hervor bringst, aber oft in einen Fluch ausartest! in deiner Rechten ist Industrie und ein Horn des Überflusses, und in deiner Linken der Geitz, die giftige Büchse der Pandora.

Vierter Versuch.

Ursprung und Fortgang des Handels.

Die wenigen Bedürfnisse der Menschen in dem ersten Stande des gesellschaftlichen Lebens wurden durch Tausch in seiner rohesten Gestalt ersetzet. Bey dem Tausche ist die vernünftige Betrachtung, was der eine bedarf, und was der andere entbehren kann. Allein die Wilden sind nicht allezeit so scharfsichtig; ein Wilder, der ein Messer braucht, wird davor alles geben, was ihm jetzt weniger brauchbar ist, ohne dabey weder an die gegenwärtigen Bedürfnisse der Person, mit welcher er handelt, noch auf seine eigenen zukünftigen zu denken. Ein Einwohner von Guiana wird zu einer Zeit für eine Angel mehr geben, als er zu einer andern Zeit für ein Beil oder eine Flinte geben wird. Kämpfer berichtet, daß ein Einwohner von Puli Timeo, einer Insel bey Malacca, für ein Stückchen schlechte Leinwand, die nicht einen Groschen werth ist, Lebensmittel, die über einen Thaler werth sind, geben werde. Allein die Leute werden nach und nach klüger, wenn sie Achtung geben, was man braucht, und was man auf beyden Seiten entbehren kann; und in diesem Stücke sind die amerikanischen Wilden in unserer Nachbarschaft nicht wenig erfahren.

Der Tausch war seiner ursprünglichen Gestalt nach erbärmlich mangelhaft, da sich die Menschen und ihre Bedürfnisse vermehrten. Diese Art von Handel kann in der Entfernung nicht fortgeführt werden; und sogar unter Nachbarn fügt es sich nicht allezeit, daß der eine entbehren kann, was der andere braucht. Der Tausch ist hernach durch Verträge etwas erweitert worden: ein Scheffel Weitzen wird mir ausgeliefert, wenn ich verspreche, ins künftige ein Äquivalent davor zu geben. Allein wenn ich nun nichts habe, was mein Nachbar brauchen kann? oder wenn man sich nicht auf mein Versprechen verläßt? Auf diese Weise ist der Tausch auch mit Hülfe der Verträge noch sehr mangelhaft. Die unzähligen Bedürfnisse der Menschen können bey der allgemeinen Schätzung nicht ohne einige Waare ersetzet werden, die man gegen einen jeden andern Handels-Artikel nicht gern annehmen wird. Diese Waare müßte nicht von großem Umfange seyn, nicht viel kosten zu unterhalten, und nicht durch die Zeit verzehret werden. Gold und Silber sind Metalle, welche diese Eigenschaften in einem vorzüglichen Grade besitzen. Sie sind zu gleicher Zeit vollkommen gleichartig, sie mögen in einem Lande hervor gebracht werden wo sie wollen. Zwey Massen reines Gold und reines Silber sind dem Werthe nach allezeit gleich, wenn sie von gleichem Gewichte sind. Diese Metalle kann man auch in kleine Stücken theilen, die zur Ausgabe für Güter von geringem Werthe bekannt sind.

Gold und Silber wurden bey der ersten Einführung im Handel wahrscheinlicher Weise wie andere Waaren bloß nach ganzen Stücken vertauscht. Das Steinsalz in Äthiopien, welches so weiß wie Schnee, und hart wie Stein ist, wird noch heutiges Tages auf diese Art gegen andere Güter vertauscht. Es wird aus dem Berge Lafta gegraben, und in Platten einen Fuß lang und drey Zoll breit und dick geformt, und ein Stück davon wird als ein Äquivalent gegen den Werth der verlangten Sache abgebrochen. Jedoch es wurde bald in dem Handel mit Gold und Silber mehr Genauigkeit eingeführt: und anstatt ein Stück aus freyer Hand zu geben, wurde ein jedes Stück auf der Wage gewogen; und diese Art des Tausches wird in China, Äthiopien, und in vielen andern Ländern beobachtet. Endlich fand man, daß ein gleiches Gewicht nur eine sehr unvollkommene Zuverlässigkeit habe. Das Äthiopische Salz kann wider die Verfälschung die Probe halten; aber das Gewicht ist keine Sicherheit wider die Vermischung des Goldes und Silbers mit schlechtern Metallen. Daher wurden zur Verhüthung dieses Betrugs die Stücken Goldes und Silbers mit einem öffentlichen Stempel gepräget, wodurch so wohl die Reinigkeit als auch das Gewicht bestätiget wurde; und solche Stücken nannte man Münze. Dieß war eine merkliche Verbesserung im Handel, die man aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst für die höchste menschliche Erfindung hielt. Man sah nicht vorher, daß sich diese Metalle durch vieles Angreifen im Umlaufe abnutzen, und daß

folglich mit der Zeit der öffentliche Stempel zwar die Reinigkeit, aber nicht mehr das Gewicht bestätigen kann. Daher entstanden vielerley Unbequemlichkeiten; wobey kein anderes Mittel war, als daß man die erstere Art zu wägen wieder herstellte, und dem Stempel bloß in Absicht auf die Reinigkeit des Metalls trauete. Dieß ist zwar eine kleine Beschwerlichkeit im Handel; allein sie wird das Papiergeld um so viel eher erleichtern, welches von dieser Beschwerlichkeit befreyet ist.

Wenn Gold oder Silber gegen andere Waaren in Stangen vertauscht wird, so heißt ein solcher Handel mit seinem gewöhnlichen Nahmen ein Tausch oder Umsatz; wenn aber geprägte Münze gegen Waaren vertauscht wird, so nennt man es kaufen und verkaufen; und das vertauschte Geld heißt der Preis der Waaren.

Da man den Handel ohne ein Maß zur Vergleichung der Güter von verschiedenen Arten nicht weit genug ausbreiten kann, und da ein jedes handelnde Land ein solches Maß besitzt; so ist es schwer zu sagen, auf welche Weise das Maß fest gesetzt worden. Es ist augenscheinlich nicht in der Natur gegründet; indem die verschiedenen Arten der Güter natürlicher Weise kein gemeinschaftliches Maß haben, nach welchem man sie schätzen könnte. Zwey Viertel Weitzen können mit zwanzigen verglichen werden; aber was für eine Regel haben wir, um Weitzen mit breitem Tuche, oder eines von beyden mit

Golde, oder Gold sogar mit Silber oder Kupfer zu vergleichen? Verschiedene scharfsinnige Schriftsteller haben sich bemühet, den verhältnißmäßigen Werth der Waaren zu bestimmen, indem sie alles gegen die Arbeit gehalten haben, die zur Anschaffung der Lebensmittel angewandt wird; diese Arbeit ist ihrer Meinung nach das Maß, wonach der Werth aller andern Arbeit, und folglich auch aller durch Arbeit erzeugter Dinge kann gemessen werden. „Wenn z. B. ein Scheffel Weitzen und eine Unze Silber durch einerley Arbeit hervor gebracht wird, werden sie nicht einander am Werthe gleich seyn?" Dieses Maß ist aber in vielerley Betrachtung unvollkommen. Ich bemerke erstlich, daß man dabey, um der Sache einen vernünftigen Schein zu geben, nothwendig behaupten muß, was doch der That widerspricht, daß alle Materialien, auf welche die Arbeit verwendet wird, von gleichem Werthe sind. Es erfordert eben so viel Arbeit, einen Leuchter von Kupfer als von Silber zu machen, ob sie gleich nicht von einerley Werthe sind. Ein Scheffel Weitzen kann bisweilen am Werthe einer Unze Silber gleich seyn; aber eine Unze Gold erfordert nicht allezeit mehr Arbeit, als ein Scheffel Weitzen; und doch sind sie am Werthe von einander weit unterschieden. Es ist wahr, der Werth der Arbeit kommt alle Zeit bey dem Werthe eines jeden Dinges dazu, welches dadurch hervor gebracht wird; allein er macht nicht den ganzen Werth aus. Wäre eine Unze Silber von keinem größern Werthe, als die Arbeit es zu verschaffen, so würde diese Unze

anstatt der Bezahlung der Arbeit dienen, und es würde dem Eigenthümer des Bergwerks nichts übrig bleiben. Eine solche Lehre wird dem Könige in Spanien, und den Königen von Golconda und Portugall als Eigenthümern der Diamantminen nicht angenehm seyn. Zweytens setzet das erwähnte Maß voraus, daß eine jede Art der Arbeit von gleichem Werthe sey, welches man doch nicht behaupten kann. Eine nützliche Kunst, die sehr gesucht wird, kann überhaupt eben nicht bekannt seyn, so daß die Wenigen, welche darin erfahren sind, mit Recht für ihre Arbeit mehr als den gemeinen Preis verlangen können. Ein erfahrner Landwirth wendet nicht mehr Arbeit an, um hundert Scheffel Weitzen zu erbauen, als sein unwissender Nachbar braucht, um funfzig zu erlangen; ist also die Arbeit das einzige Maß, so müssen beyde Ärndten von gleichem Preise seyn. War nicht Raphael berechtiget, für eines seiner schönen Gemählde einen höhern Preis zu setzen, als ein Dummkopf für ein Wirthshaus-Schild verlangen kann, wenn man annimmt, daß die Arbeit gleich gewesen ist? Endlich da dieses Maß sich nur auf Dinge anwenden läßt, die Arbeit erfordern, so ist die Fraae, was für einer Regel man bey den natürlichen Früchten und andern Dingen folgen solle, die keine Arbeit erfordern?

Indem ich nun den Versuch, ein Maß festzusetzen, fahren lasse, so fällt mir ein, daß der Werth einer Waare vornähmlich, obgleich nicht ganz, von der häufigen Nachfrage nach einer

Waare abhangt. Eine jede Menge von Waaren, die nicht gesucht werden, macht sogar die nothwendigsten Dinge von keinem Werthe, wovon das Wasser ein Beyspiel ist. Man kann es daher als eine allgemeine Regel ansehen, daß der Werth der Güter im Handel von einer Nachfrage abhangt, die stärker ist, als die vorhandene Menge befriedigen kann; und daß der Werth eben so steigt, wie die Nachfrage die Menge der Waaren übertrifft. Sogar das Wasser wird in solchen Ländern schätzbar, wo es mehr, als vorhanden ist, gesucht wird; auf diese Weise werden in dürren Gegenden die Quellen und Brunnen sehr hochgeschätzt, und waren in alten Zeiten oft die Gelegenheit zu Streitigkeiten und Blutvergießen. Vergleichet man nun die verschiedenen Waaren in Ansehung des Werthes mit einander, so wird diejenige Waare, wovon die häufige Nachfrage die vorhandene Menge übersteiget, auch von größerm Werthe seyn. Wollte man auf den Nutzen oder innerlichen Werth allein sehen, so würde ein Pfund Eisen mehr werth seyn, als zehn Pfund Gold; da aber die Nachfrage nach Golde die Menge desselben weit übersteiget, und größer ist, als die Nachfrage nach Eisen, so ist das letztere im Kaufe von geringerm Werthe. Ein Pfund Opium oder Fieberrinde ist wegen ihrer heilsamen Wirkungen weit schätzbarer als Gold; und doch kann man um der angezeigten Ursache willen mit einem Pfunde Gold viele Pfunde von diesen Arzney-Waaren kaufen. Auf diese Weise ist überhaupt die Nachfrage, welche die Menge der

Waaren übersteiget, das Maß, welches den Kaufpreis der Waaren vornähmlich bestimmt*).

Die Ursachen, welche eine Nachfrage veranlassen, sind nicht so leicht zu bestimmen. Nur so viel ist unstreitig gewiß, daß die Nachfrage nach den nothwendigen Dingen in einem Lande von der Anzahl seiner Einwohner abhangen muß. Diese Regel aber wird in den Artikeln, die zur Bequemlichkeit sind, nicht so genau beobachtet; weil einige Leute nach diesen letztern begieriger sind, als andere. Und was die Artikel für den Geschmack und zur Wollust anbetrifft, so ist dabey die Nachfrage so willkührlich und unbestimmt, daß man sie kaum auf eine Regel bringen kann. Ein Geschmack an der Schönheit ist zwar allgemein, aber in verschiedenen Personen auch so verschieden, daß dadurch die Nachfrage ungemein veränderlich wird. Die schwache Abbildung einer Pflanze in einem Agate wird von einigen wegen ihrer Seltenheit hoch geschätzt; aber die

---

*) Auf einer Reise eines Französischen Schiffes nach dem glücklichen Arabien im Jahre 1708, gab der Fürst des Gebiethes, wo das Schiffvolk anlandete, einen Ochsen, der tausend oder zwölfhundert Pfund wog, gegen eine Flinte, und sechzig Pfund Reiß gegen vier und zwanzig Unzen Schießpulver. Die vertauschten Güter wurden nach den Bedürfnissen einer jeden Partey, oder mit andern Worten, nach der über die vorhandene Menge der Waaren gethanenen Nachfrage geschätzet.

Nachfrage darnach ist gar nicht allgemein. Man verlacht die Wilden, weil sie die Glas-Korallen gern haben; wären aber diese Spielwerke unter uns eben so rar, so würden sie von vielen verlangt werden; eine Kupfermünze vom Kaiser Otho ist von keinem innerlichen Werthe; und doch wird sie wegen ihrer Seltenheit zu einem hohen Preise gesucht.

Der Werth des Goldes und Silbers im Handel war wie der Werth von andern Waaren anfänglich ohne Zweifel nur willkührlich und veränderlich; und doch fand beydes mit der Zeit wie andere Waaren im Verkaufe seinen Werth. Es ist aber dessen ungeachtet in Ansehung des Werthes ein großer Unterschied zwischen Gelde und andern Waaren. Güter, die zu erhalten viel kosten, als Vieh, oder die mit der Zeit sich verschlimmern oder verderben, als Getreide, werden allezeit zuerst gegen dasjenige, was man braucht, zum Verkaufe angebothen; und wenn solche Güter zum Verkaufe ausgestellet werden, so muß der Verkäufer mit dem gangbaren Preise zufrieden seyn. Der Käufer hat bey einem solchen Kaufe den Vortheil; denn er leidet nicht darunter, wenn er sein Geld zu einem bessern Markte aufbehält. Und auf diese Weise werden die Waaren durch das Geld zu dem niedrigsten Preise herunter gebracht, der nur einigen Profit verschaffen kann. Über dieses finden Gold und Silber eher ihren Werth, als andere Waaren. Der Werth der letztern richtet sich so wohl nach der Menge, als auch nach der Nachfrage;

der Werth der erstern richtet sich bloß nach der Menge, indem die Nachfrage unbegränzt ist; und sogar in Ansehung der Menge sind diese kostbaren Metalle weniger veränderlich, als andere Waaren.

Da nun das Gold und Silber in ihrem Werthe eher fest gesetzt sind, als andere Waaren; so werden sie das Maß, eine jede andere Waare, und folglich auch die verhältnißmäßigen Preise darnach zu schätzen. Wenn daher ein Scheffel Weitzen z. B. einen Thaler, zwölf Groschen, und eine Elle breites Tuch vier Thaler, zwölf Groschen gilt, so ist ihr verhältnißmäßiger Werth wie eines gegen drey.

Ein Maß für die Preise ist im Handel ganz unentbehrlich; und daher werden da, wo Gold und Silber unbekannt sind, durch die Gewohnheit andere Maße fest gesetzt. Das einzige Maß unter den Wilden in Nord-Amerika ist das Fell eines Bibers. Man gibt zehen für eine Flinte, zwey für ein Pfund Schießpulver, eines für vier Pfund Bley, eines für sechs Messer, eines für ein Beil, sechs für einen wollenen Tuchrock, fünf für einen Weiberrock, und eines für ein Pfund Tobak. Einige Nationen in Afrika brauchen Muschelschalen, unter dem Nahmen Couries, zu einem Maße.

Da meine vornehmste Absicht in diesem Versuche dahin gehet, zu untersuchen, wie weit die Industrie und der Handel durch die Menge des umlaufenden Geldes getrieben worden, so will

ich zu dem Ende folgende deutliche Sätze vorausſetzen. Geſetzt nun erſtlich, daß die Menge des Geldes im Umlaufe, und die Menge der Güter auf dem Markte eben dieſelbe bleibet, ſo wird der Preis nach Beſchaffenheit der Nachfrage ſteigen und fallen. Denn im Falle mehr Güter verlangt werden, als der Markt liefert, ſo werden diejenigen, welche den höchſten Preis anbiethen, den Vorzug bekommen; ſo wie auf der andern Seite, wenn die zu Markte gebrachten Güter die Nachfrage überſteigen, die Verkäufer keine andere Zuflucht haben, als die Käufer durch einen niedrigen Preis anzulocken. Der Preis von Fiſchen, Fleiſche, Butter und Käſe iſt viel höher als ehemahls; weil dieſe Dinge jetzt die tägliche Speiſe auch der geringſten Leute ſind, und alſo die Nachfrage darnach ſehr zugenommen hat.

Geſetzt nun, es iſt bloß in Anſehung der Menge der Güter eine Unwiſſenheit, ſo fällt der Preis ſo wie die Menge zunimmt, und ſteigt, wie die Menge abnimmt. Der Landmann, deſſen Getreide durch eine günſtige Jahreszeit doppelt vermehrt wird, muß zu dem halben gewöhnlichen Preiſe verkaufen; weil der Käufer, der einen Überfluß ſieht, nicht mehr dafür bezahlen will. Das Gegentheil erfolgt bey einer ſchlechten Ärndte; diejenigen, welche Getreide brauchen, müſſen entweder verhungern, oder den noch ſo hohen Marktpreis geben. Die Manufacturen von Wolle, Flachs und Metallen ſind viel wohlfeiler als ehemahls; denn obgleich

die Nachfrage zugenommen hat, so ist doch durch den Fleiß und die Einsicht die Menge dieser Waaren in einem größern Verhältnisse gewachsen. Es werden jetzt mehr Küchenkräuter als ehemahls verzehret; und doch ist durch eine geschickte Bearbeitung des Landes die Menge verhältnißmäßig viel größer, so daß der Preis um weniger als die Hälfte dessen, was er vor achtzig Jahren war, gefallen ist.

Es ist leicht, die Menge und die Nachfrage mit einander zu vergleichen, wenn in beyden ein gewisses Wanken oder eine Ungewißheit ist. Wo die Menge die gewöhnliche Nachfrage übersteigt, da werden mehr Leute gereizt werden, nach einem niedrigen Preise zu kaufen; und wo die Nachfrage die Menge merklich übersteiget, da wird auch der Preis verhältnißmäßig steigen. Man kann diese Sätze in der mathematischen Sprache also ausdrücken, daß der Preis gerade ist, wie die Nachfrage, und umgekehrt, wie die Menge.

Eine Veränderung in der Menge des umlaufenden Geldes ist der verwickelteste Umstand unter allen, weil sie sich nie eräugnet, ohne eine Veränderung in der Nachfrage nach Gütern, und oft in der Menge derselben, zu machen. Dessen ungeachtet nehme ich mir die Freyheit zu behaupten, daß es keine Veränderung als in der Menge des umlaufenden Geldes gibt; denn obgleich dieses wirklich nicht geschehen kann, so wird doch das Resultat von diesem Satze über dasje-

jenige, was wirklich geschieht, ein Licht verbreiten. Die Sache ist verwickelt, und ich wünsche sie deutlich zu machen. Ich nehme den bloßen Fall an, daß die Hälfte unsers umlaufenden Geldes durch einen außerordentlichen Zufall auf einmahl weggeschafft würde. Dieses würde zuerst unsern innern Handel in Verwirrung setzen, da der Verkäufer auf dem gewöhnlichen Preise bestehen würde, den man nunmehr nicht geben könnte. Allein der Irrthum einer solchen Nachfrage würde bald entdeckt werden, und der Preis der Waaren würde nach einigem Wanken auf die Hälfte dessen, was er vorher war, fest gesetzt werden. Es ist hier also kein eigentlicher Fall in dem Preise der Waaren, welches nicht geschehen kann, so lange die Menge und die Nachfrage unverändert bleiben. Das Kaufen für vier Groschen, was ehemahls acht kostete, macht keine Veränderung in dem Preise der gekauften Sache; weil vier Groschen nunmehr am Werthe eben so viel als vorher acht Groschen sind. Mit einem Worte, wenn das Geld rar ist, so muß es einen hohen Werth haben, und muß ins besondere in dem Kaufe der Waaren weit reichen; welches wir dadurch ausdrücken, indem wir sagen, daß die Waaren wohlfeil sind. — Man setze nun zunächst den Fall, daß unser bares Geld durch einen Zufall in einem Augenblicke verdoppelt wird. So bald als man annimmt, daß die Menge und die Nachfrage unverändert bleiben, so muß der Erfolg davon, obgleich nicht augenblicklich, seyn, daß der Preis der Waaren auch verdoppelt wird. Bey dem er-

stern Falle waren vier Groschen in der That zu acht Groschen gestiegen; aber nach dem letztern Falle sind acht Groschen in der That auf vier Groschen herunter gefallen. Und hier muß man wieder merken, daß zwar der Preis vermehret worden, aber doch keine wirkliche Veränderung in dem Preise der Waaren erfolgt ist. Ein Ochs, den man vor einigen Jahren für funfzig Thaler kaufen konnte, wird vielleicht jetzt hundert Thaler kosten. Das unwissende Volk glaubt, daß der Preis des Hornviehs auf diese Weise gestiegen sey. Der erhöhete Preis kann zwar gewissermaßen durch eine stärkere Consumtion verursacht seyn; allein er rührt vornähmlich von einer größern Menge des umlaufenden Geldes her *).

Wenn man alle diese Umstände zusammen

---

*) Man glaubt gemeiniglich, daß das Interesse von der Menge des umlaufenden Geldes abhange; daß das Interesse hoch seyn werde, wenn das Geld selten ist, und niedrig, wenn das Geld häufig ist. Allein die Ursache von dem hohen oder niedrigen Interesse mag seyn, welche sie will; so bin ich doch gewiß versichert, daß die Menge des umlaufenden Geldes keinen Einfluß haben kann. Gesetzt nun, wie oben, daß die Hälfte unsers Geldes entzogen wird, so werden hundert Thaler immer nur 5 P. C. Interesse geben; weil, so bald die Hauptsache am Werthe verdoppelt wird, auch das Interesse eben so zunimmt, und hingegen, wenn die Menge unsers Geldes verdoppelt wird, die 5 P. C. Interesse noch eben das Verhältniß zu der Hauptsache wie ehemahls behalten werden.

nimmt, so ist das Resultat davon, daß, wofern die Menge der Güter und des Geldes einerley bleiben, der Preis ein Verhältniß gegen die Nachfrage seyn werde. Bleibt die Nachfrage und die Menge der Güter einerley, so wird der Preis im Verhältnisse gegen die Menge des Geldes seyn; und wenn die Nachfrage und die Menge des Geldes einerley bleiben, so wird der Preis fallen, wie die Menge zunimmt, und steigen, wie die Menge abnimmt.

Diese voraus gesetzten Begriffe werden uns hoffentlich in den Stand setzen, genau zu untersuchen, wie die Industrie und der Handel bey den Veränderungen in der Menge des umlaufenden Geldes beschaffen sind. Es ist bekannt, daß man die Künste und Manufacturen ohne Geld nicht weit genug ausbreiten könne. Hände, die gänzlich in einer Kunst oder Fabrik beschäftiget sind, erfordern täglichen oder wöchentlichen Lohn, weil sie wegen der Nothwendigkeiten zum Lebensunterhalte zu Markte gehen müssen. Der Tuchmacher, der Schneider, der Schuster, der Gärtner, der Pachter brauchen Knechte, um ihnen die Güter zum Verkaufe zu verfertigen, die um eben der Ursache willen ihren Lohn ordentlich bekommen müssen. Mit einem Worte, der Handel unter unzähligen einzelnen Menschen, die von einander wegen der Bedürfnisse des Lebens abhangen, würde ohne eine Menge umlaufenden Geldes ganz in Verwirrung gerathen. Man kann mit Recht behaupten, daß das Geld das Öhl ist, welches alle Federn

und Räder einer großen Maschine geschmeidig macht, und sie in Bewegung erhält *). Gesetzt nun, daß wir nicht mit mehrerem von diesem kostbaren Öhle versehen sind, als bloß zur leichten Bewegung unserer Industrie und Manufacturen hinlänglich ist; so muß eine Verminderung der erforderlichen Menge sie alle drücken und zusammen ziehen. Unsere Industrie und Manufacturen müssen in Abnahme gerathen; und wenn wir den Aufwand zum Unterhalte nicht nach den gegenwärtigen Umständen einschränken, welches selten geschieht; so wird die Rechnung bey dem Handel mit fremden Nationen wider uns seyn, und uns keine andere Zuflucht zur Wiederherstellung dieser Rechnung übrig lassen, als daß wir unser Gold und Silber außer Land schicken. Sind wir nun endlich auch von diesen Metallen entblößt, so gehen Künste und Manufacturen gar verloren. Wir werden in den Stand der Wilden gerathen, welcher darin besteht, daß sich ein jeder auf seine eigene Arbeit zur Anschaffung des Lebensunterhalts verlassen muß. Die Folgen einer günstigen Rechnung sind uns zu-

---

*) Man kann nicht richtig sagen, daß es an Gelde fehle, wo noch genug ist, um eine jede Waare zu kaufen, oder Arbeit zu haben, die man braucht. Eine größere Menge ist dem Handel schädlich, wie man hernach sehen wird. Allein wenn man Schulden machen muß, wo man sogar mit Klugheit und Nutzen handelt, und wenn man folglich dem gerichtlichen Zwange unterworfen seyn muß; so ist es ein sicherer Beweis von der Seltenheit des Geldes, welches vor Kurzem vornähmlich der Fall in Schottland war.

erst gerade entgegen; allein mit der Zeit zeiget es sich, daß sie einerley sind: sie sind süß im Munde, aber bitter im Magen. Ein nahrhafter Zufluß des Reichthums durch eine günstige Rechnung erreget unsere Munterkeit. Der Überfluß an Gelde erhebet unsere Lebensgeister und flößet uns eine Begierde zum Vergnügen ein: wir folgen dem Geschmacke zum Staate und Putze; wir werden gastfrey, und sinnen auf die Verfeinerung der Künste zum wollüstigen Leben. Der Überfluß an Gelde ist ein herrschender Bewegungsgrund so gar bey den Gelassensten, sich in Bäuen, in der Wirthschaft, in Manufacturen, und in andern gründlichen Künsten hervor zu thun. Solche Artikel erfordern so wohl Hände als Materialien, deren Preis durch die hinzukommende Nachfrage erhöhet wird. Der Arbeitsmann nun, dessen Lohn auf diese Weise erhöhet wird, ist alsdann mit den bloßen Nothwendigkeiten nicht mehr zufrieden; sondern er besiehet auf Bequemlichkeiten, deren Preis also auch durch eine neue Nachfrage erhöhet wird. Kurz, die Zunahme des Geldes erhöhet den Preis einer jeden Waare, theils wegen der größern Menge des Geldes, theils auch wegen der stärkeren Nachfrage nach künstlichen Bedürfnissen. Bis hierher ist es immer noch ein angenehmer Anblick eines glücklichen Handels; allein man betrachte die entfernten Folgen. Ein hoher Lohn wird ohne Zweifel im Anfange die Industrie befördern, und die Menge der Arbeit verdoppeln: allein die höchste Äußerung der Arbeit ist doch in gewisse Gränzen eingeschlossen; und folglich wird

ein beständiger Zufluß des Goldes und Silbers nicht immer von einer verhältnißmäßigen Menge der verfertigten Waare begleitet seyn. Der Preis der Arbeit wird nach der Menge des Geldes steigen; allein das Product derselben wird nicht auf gleiche Weise steigen; und deßwegen werden unsere Manufacturen theurer als ehemahls seyn. Daraus entstehet eine unangenehme Scene. Der hohe Preis unserer Manufacturen zu Hause wird uns von fremden Märkten ausschließen; denn wofern der Kaufmann daselbst für seine Waaren, die er zu Hause bezahlt hat, nicht einigen Profit ziehen kann, so muß er den auswärtigen Handel ganz aufgeben. Und was noch betrübter ist, so werden wir sogar unserer eigenen Märkte beraubt; denn man wird zum Trotze der höchsten Wachsamkeit fremde Waaren wohlfeiler als unsere eigenen herein bringen. Endlich ist die letzte Scene, daß wir unser Gold und Silber verlieren, und in den elenden Zustand gerathen, als ob die Rechnung gleich anfänglich wider uns gewesen wäre.

So gewiß es aber auch scheinen mag, daß eine Vermehrung in der Menge des Geldes den Preis der Arbeit und der Manufacturen erhöhen muß, so ist doch ein Fall vorhanden, der dem Satze zu widersprechen scheinet, nähmlich, daß in keinem andern Lande die Arbeit und Manufacturen so wohlfeil sind, als in den zwey Halbinseln auf der rechten und linken Seite des Ganges, obgleich sonst nirgends ein großer Überfluß an Gelde angetroffen wird. Zur Erklärung dieses

sonderbaren Falles sagen die politischen Schriftsteller, daß daselbst das Geld von den Nabobs aufgehäufet, und dem Umlaufe entzogen werde. Dieß ist aber nicht hinreichend. Die vornehmsten Waaren, die aus diesen Halbinseln ausgeführt werden, sind ihre Manufacturen, deren Preis zuerst an den Kaufmann und Fabrikanten kommt; und wie kann dieses anders geschehen, als daß der Preis der Arbeit erhöhet wird? Es ist wahr, Reiß ist die Speise ihrer arbeitenden Armen, und ein Acker voll Reiß gibt mehr Speise, als fünf Äcker Weitzen: allein der wohlfeile Kauf der nothwendigen Bedürfnisse, ob er gleich in die Erhaltung des niedrigen Preises der Arbeit einen großen Einfluß hat, kann doch keine so außerordentliche Wirkung haben, daß er den Preis gegen einen überflüssigen Umlauf des Geldes niedrig erhalten könnte. Die große Bevölkerung dieser zwey Länder ist ein Umstand, den man gänzlich aus der Acht gelassen hat. Ein jeder Reisender erstaunt darüber, wie ein so großer Schwarm von Leuten bey aller Fruchtbarkeit des Bodens Brot finden kann. Wir wollen daher diesen Umstand untersuchen. So viel ist gewiß, daß, wenn die Leute völlige Arbeit hätten, nicht für den zehenten Theil ihrer Manufacturen Nachfrage seyn würde. Hier ist also ein Land, wo die Handarbeit eine Arzeney aus Mangel der Beschäftigung ist. Zu gleicher Zeit sind diese mäßigen und arbeitsamen Leute froh, daß sie nur auf einige Weise Beschäftigung haben; und so wenig auch durch die Arbeit gewonnen wird, so ist es doch allezeit ein

Zuwachs. Daher rühret es, daß auf diesen Halbinseln die überflüßige Menge der Hände, welche so wohl die Menge des Geldes, als auch die Nachfrage nach ihren Manufacturen überwiegt, dazu dienet, daß der Preis ausnehmend niedrig erhalten wird.

Dieses aber, was hier jetzt gesagt worden, zeiget einen Irrthum in dem oben zum Grunde gelegten Satze. Es ist ohne Zweifel in Europa und in einem jeden Lande richtig, wo für alle Leute Arbeit genug ist, daß eine Vermehrung in dem Umlaufe des Geldes den Preis der Arbeit und Manufacturen erhöhet; allein eine solche Vermehrung hat keine merkliche Wirkung in einem Lande, wo ein Überfluß an Händen ist, die allezeit Lust haben zu arbeiten, wenn sie Beschäftigung finden.

Aus diesen Sätzen erhellet also deutlich, daß, wofern nicht ein Überfluß an Händen ist, die Manufacturen niemahls in einem Lande blühen können, welches Gold- und Silberbergwerke hat. Dieß ist in der That der Fall in Spanien: ein beständiger Zufluß dieser Metalle, welcher den Preis der Arbeit und Manufacturen erhöhet, hat die Spanier der auswärtigen Märkte, und auch ihrer eigenen beraubt; sie sind nunmehr gezwungen, sogar die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens von Fremden zu kaufen. In was für einen traurigen Zustand werden sie gerathen, wenn ihre Bergwerke erschöpft sind?

Zur Erläuterung dieser Bemerkung, die aller-

dings von großer Wichtigkeit ist, will ich den Zustand von Spanien etwas genauer betrachten. Die rohen Materialien von Seide, Wolle und Eisen kommen dort weit vollkommener, als in jedem andern Lande hervor; und doch würden blühende Manufacturen nach seiner jetzigen Beschaffenheit für dasselbe verderblich seyn. Man nehme nur an, daß Spanien selbst alle Waaren liefern könnte, die man in den amerikanischen Ländern suchet: was würde die Folge davon seyn? Das Gold und Silber, welches durch diesen Handel bewirket wird, würde in Spanien zusammen kommen und im Umlaufe seyn; das Geld würde ein Arzeneymittel werden; die Arbeit und Manufacturen würden zu einem hohen Preise steigen; und eine jede Bedürfniß des Lebens, sogar die Manufacturen von Seide, Wolle und Eisen nicht ausgenommen, würden heimlich nach Spanien gebracht werden, indem der hohe Preis daselbst eine jede Gefahr hinlänglich überwiegt. Spanien würde ohne Arbeit und ohne Leute bleiben. Spanien war wirklich in dem hier angenommenen blühenden Zustande, als Amerika entdeckt wurde: seine Gold- und Silberminen entzündeten die Krankheit, und folglich war es das größte Unglück, welches jemahls dieses vorher mächtige Reich überfallen hatte. Hingegen die Ausfuhre unsers Silbergeldes nach Westindien, gegen welche seichte Politiker so laut schreyen, ist für uns die größte Wohlthat; es erhält den Preis des Silbers; und vermindert folglich den Werth der Arbeit und der Waaren, welches uns in den Stand setzet, unsere Plätze auf auswärtigen Märk-

ten zu behaupten, Wäre kein Abzug für unser Silber, so würde seine Menge in unserm Lande den Werth desselben so sehr herunter setzen, daß die amerikanischen Bergwerke ohne Nutzen blieben. Man hat viele Minen in Westindien; ungeachtet des großen Abzuges von Gelde nach Ost-Indien, aufgegeben, weil sie die Kosten der Bearbeitung nicht liefern; und würde der Werth des Silbers in Europa noch mehr herunter gebracht, so würde man die ganzen Silberminen in West-Indien nothwendig verlassen müssen. Daher ist unser ostindischer Handel, den viele wegen des großen Abzugs unsers Silbers für verderblich halten, um eben der Ursache willen für alle sehr nützlich. Die Spanier gewinnen dabey, indem sie es nach Europa führen; und andere Nationen ziehen davon einen Nutzen, indem sie es für ihre Manufacturen bekommen.

Wie unwissend sind doch die Leute, die wider die nothwendige Verbindung der Ursachen und Wirkungen streiten! Ist das Geld nicht im Überflusse vorhanden, so wird ein Handel, wobey die Einfuhre den Werth der Ausfuhre übersteigt, eine Nation gar bald ihres Geldes berauben, und der Industrie ein Ende machen. Handelnde Nationen streben deßwegen gar sehr nach einer vortheilhaften Rechnung bey dem Handel; und sie bilden sich immer gern ein, daß sie nicht zu vortheilhaft seyn könne. Ist er nun vortheilhaft für sie, so muß er für diejenigen nachtheilig seyn, mit denen sie handeln; allein sie wollen nicht gern voraussehen, daß ein solcher Handel am

Ende für sie selbst eben so verderblich seyn muß. Man sieht die Absicht der Vorsehung deutlich, daß alle Nationen den Handel eben so wie den Sonnenschein nutzen sollten; und es ist schon so geordnet, daß eine ungleiche Rechnung sowohl den Gewinnern als Verlierern nachtheilig ist: die letztern leiden unmittelbar; aber die erstern empfinden es zuletzt nicht weniger. Dieses ist unter vielen andern ein merkwürdiger Beweis von der weisen Vorsehung in der Führung der menschlichen Angelegenheiten, die nicht von dem Willen eines Menschen abhangen, und folglich wider seinen Willen sind. Eine ehrgeitzige Nation, die bequem zum Handel liegt, würde sich gern allein bereichern wollen, und ihre Nachbarn zu Holzhackern und Wasserträgern herunter bringen. Allein es ist einem solchen Geitze ein unüberwindlicher Riegel vorgeschoben, welcher macht, daß ein allzugroßer Handel das Mittel seines eigenen Verderbens wird. Die Wagschale des Handels, welche in der Hand der Vorsehung ist, läßt sie niemahls zu sehr auf einer Seite überwiegen; und jede Nation kann an allen Annehmlichkeiten des Lebens Theil nehmen. Es ist eine schlechte Einrichtung, wenn man sich allein bereichern will; und die Menschen sind sowohl aus Interesse als auch aus Pflicht verbunden, den Plan der Vorsehung zu unterstützen, und die Gleichheit im Handel so viel als möglich zu erhalten.

Nach diesen Grundsätzen wird ein weises Volk, welches einen hinlänglichen Vorrath an Gelde

zu einem ausgebreiteten Handel erlangt hat, bey einer allzu vortheilhaften Rechnung erzittern; es wird mit einem gleichen Gewinne zufrieden seyn, welches die goldene Mittelstraße ist. Ein nachtheiliger Handel kann allezeit durch Fleiß und Mäßigkeit verhindert werden; aber auf welche Weise kann man sich wider einen zu vortheilhaften Handel verwahren? Es ist in Ansehung dieser Frage nicht die Menge des Goldes und Silbers in einem Lande allein, welche den Preis der Arbeit und Manufacturen erhöhet, sondern die Menge im Umlaufe; und kann nicht die umlaufende Menge durch den Staat angeordnet werden, indem er nicht mehr Münze prägen läßt, als welche für seine Manufacturen zuträglich ist? Man lasse auf die Verzeichnisse der fremden Münzen sorgfältig Achtung geben, damit unser geprägtes Geld im Umlaufe nicht das bare Geld unserer fleißigen Nachbarn übersteigt. Es wird allezeit eine Nachfrage nach dem Überschusse der ganzen Massen seyn, um sie entweder als Waaren auszuführen, oder zu Hause zu Gefäßen zu kaufen; und man kann dieses nicht zu sehr einprägen, indem man alsdann gleich im Stande ist, wenn es erfordert wird, zum öffentlichen Dienste münzen zu lassen. Der Senat von Genua hat das Porzellan weislich mit einer schweren Abgabe belegt, indem es ein auswärtiger Luxus ist; allein er hat nicht weniger weislich die goldenen und silbernen Gefäße frey gelassen; da wir es auf eine thörichte Art mit einer Abgabe belegt haben.

Das Aufhäufen des Geldes in der öffentlichen Schatzkammer, welches in alten Zeiten ein jeder kluger Monarch that, verhindert den Überfluß. Kann man wohl einen richtigen Einwurf wider diese Gewohnheit bey einer handeluden Nation machen, wo Gold und Silber mit aller Macht zufließen? Eine große Summe, welche ein sparsamer König, wie Heinrich VII. von England z. B. eingeschlossen, vermindert die Menge des Geldes im Umlaufe: die Verschwendung bey einem Nachfolger, welches der Fall bey Heinrich VIII. war, ist ein Sporn zur Industrie, wie bey dem Zufluſſe des Goldes und Silbers aus der neuen Welt. Der Canton Bern besitzt die wunderbare Kunst, indem er das Geld in seiner Schatzkammer einschließt, daß ein erstaunlicher Reichthum mit der Sparsamkeit und wohlfeilen Arbeit bestehen kann. Ein Klima, welches nicht günstig ist, und ein Boden, der nicht fruchtbar ist, gewöhnt die Einwohner zur Mäßigkeit und Tugend. Der Patriotismus ist ihre herrschende Leidenschaft; sie betrachten sich selbst als Kinder der Republik; sie dienen ihrer Mutter gern; und achten sich durch den Vorzug ihr zu dienen für hinlänglich belohnet; und auf diese Weise übersteigen die öffentlichen Einkünfte die Ausgaben der Regierung. Sie verschliessen mit vieler Sorgfalt den Überschuß, um Ländereyen zu kaufen, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbiethet; welches ein deutlicher Beweis ihrer Uneigennützigkeit und ihrer Weisheit ist. Durch diese politische Maßregel ist der Canton Bern, weit mehr als durch Krieg, von einem geringen Ursprunge an, mäch-

liger, als einer von den andern Cantons in ihrem Gebiethe, geworden. Allein in welchem andern Theile der Welt sind wohl Staats-Minister zu finden, die so mäßig und uneigennützig wie die Bürger zu Bern sind! In den Händen eines raubbegierigen Ministers würde der größte Schatz nicht lange dauern, und unter der Verwaltung eines Brittischen Ministeriums würde er in einem Augenblicke verschwinden, und mehr Schaden thun, wenn wir unser Geld im Umlaufe über das, was zuträglich ist, vermehren wollten, als es ehemahls Gutes stiftete, da man es in mäßigen Schranken aufbehielt. Allein wider eine solche Maßregel ist noch ein Einwurf, der wichtiger ist als dieser, daß sie ein unwirksames Mittel seyn würde; in den Händen eines ehrgeitzigen Fürsten würde sie gar für die Freyheit gefährlich seyn.

Sollten die vorher gehenden Maßregeln nicht Statt finden, so kann ich kein anderes Mittel zur Erhaltung unsers Standes auf fremden Märkten finden, als eine Auflage auf die Ausfuhre. Die Summe würde groß seyn; allein die Erhaltung unserer Industrie und Manufacturen, und die Verhinderung eines Zuflusses von fremden Manufacturen sind augenscheinliche Vortheile, die man nicht zu theuer erkaufen kann. Über dieses würde eine Auflage auf die Ausfuhre keine unerträgliche Last seyn; sondern der überflüßige Reichthum, den man durch einen beständigen günstigen Gewinn erlangt, würde die Last mehr als zu leicht machen. Eine schickliche Auflage wür-

de den steigenden Preis der Arbeit und Materialien zu Hause in eine Gleichheit setzen, und den fremden Markt offen erhalten. Durch die Vernachläßigung dieser heilsamen Maßregeln haben die Holländer alle ihre Manufacturen verloren; eine Vernachläßigung, die sowohl England als Frankreich zum großen Vortheile gewesen ist. Die Holländer handeln in der That sehr klug, daß sie den Vortheil so viel als möglich ihren mächtigen Nachbarn vorenthalten, indem sie, um das Kaufen von ihnen zu verhindern, die Manufacturen von Indien verbrauchen.

Die Manufacturen von Spanien, die ehemahls so ausgebreitet waren, sind zum Theil durch ihre Gold- und Silberbergwerke ausgerottet worden. Die Schriftsteller schreiben zwar eben dieser Ursache die Abnahme ihres Ackerbaues zu; aber dieses geschieht irriger Weise; vielmehr ist der Überfluß an Gold und Silber dem Ackerbaue zuträglich, indem dadurch der Preis seiner Producte erhöhet wird. Es ist wahr, der Preis der Arbeit wird zwar auch erhöhet, allein diese hinzukommende Ausgabe überwiegt bey weitem den Vortheil nicht, der durch hohe Preise aller Landes-Producte gewonnen wird. Ein allzu großer Reichthum kann zwar leicht verursachen, daß ein Pachter zu einem höhern Range kommt; es ist aber des Eigenthümers Schuld, wenn er dieses Übel nicht durch eine schickliche Erhöhung des Pachts verhindert, welches den Pachter allezeit in seine eigene Sphäre einschränken wird.

Da das Gold und Silber zum inländischen

und ausländischen Handel wesentlich gehören, so haben sich verschiedene handelnde Nationen, die diese kostbaren Metalle lieben, auf eine sehr abgeschmackte Art bemühet, die Ausfuhre durch Gesetze von Geldstrafen zu verhindern; und haben doch vergessen, daß man das Gold und Silber niemahls ausführen werde, so lange der Vortheil des Handels auf ihrer Seite ist; und daß man sie nothwendig ausführen müsse, wenn der Handel nicht mehr für sie vortheilhaft ist. Eben so wenig bedenken sie, daß, wenn ein Volk fortfährt fleißig zu seyn, die Leute nicht lange einen nachtheiligen Handel haben können; indem der Werth des Geldes, der nach Beschaffenheit seiner Seltenheit steiget, den Preis ihrer Manufacturen herunter bringen, und die Ausfuhre befördern wird; die Rechnung wird zu ihrem Vortheile ausfallen; und das Geld wird so lange zufließen, bis der Werth desselben durch Überfluß demjenigen von benachbarten Nationen gleich wird.

Es ist eine wichtige Frage, ob eine Bank überhaupt dem Handel zuträglich oder schädlich sey. Es ist ohne Zweifel eine Ermunterung zur Industrie, wie ein neuer Zufluß des Geldes; aber alsdann erhebet es auch, eben so wie ein solcher Zufluß, den Preis der Arbeit und der Mannfacturen. Wenn man also diese zwey Wahrheiten recht erwägt, so scheint das Resultat zu seyn, daß in einem Lande, wo das Geld rar ist, eine schicklich errichtete Bank eine große Wohlthat sey, da sie in der That das bare Geld vermeh-

ret, und den Fleiß und die Manufacturen befördert; hingegen daß in einem Lande, welches zu einem ausgebreiteten Handel hinlänglich Geld hat, die einzige Bank, welche dem fremden Handel nicht schaden wird, diejenige ist, welche den Kaufmann durch abrechnende Billets mit barem Gelde versieht. Es wird aber bey Banken von beyden Arten viele Behutsamkeit und Vorsicht erfordert. Eine Bank, die zu abrechnenden Billets errichtet ist, sollte bloß auf solche Billets eingeschränkt werden, die im Handel wirklich sicher sind; und sollte dagegen so viel als möglich zu verhindern suchen, daß man nicht durch erdichtete Billets hintergangen würde, die bloß in der Absicht ausgestellt sind, um ein Darlehen an Gelde zu erhalten. In Ansehung einer solchen Bank aber, die zum Ausleihen des Geldes errichtet wird, ist es sehr gefährlich, den Credit zu weit auszudehnen, nicht allein in Ansehung der Bank selbst und ihrer zahlreichen Schuldner, sondern auch in Absicht auf das Land überhaupt, wenn man den Preis der Arbeit und Manufacturen erhöhet, welches allezeit von einem allzugroßen Überflusse des geprägten und des Papiergeldes herrühret.

Die verschiedenen Wirkungen des Überflusses und des Mangels an Gelde sind von dem scharfsinnigen Genie, dem Monarchen von Preussen, nicht unbemerkt geblieben. Das Geld ist in seinen Staaten nicht so überflüßig, daß es nöthig wäre, eine Menge desselben durch Aufhäufung eines Schatzes zu entziehen. Er behält zwar al-

lezeit sechs oder sieben Millionen Pfund Sterlinge in seinem Schatze zur Bestreitung unvermutheter Bedürfnisse: allein da er weiß, daß die Entziehung einer größern Summe vom Umlaufe dem Handel nachtheilig seyn würde; so wendet er einen jeden Heller, der von der nöthigen Ausgabe der Regierung ersparet wird, lieber auf Gebäude, Opern und andere Dinge, als daß er den Umlauf einschränken sollte. In diesem Königreiche würde also eine Bank zum Ausleihen des Geldes die Industrie und Manufacturen befördern.

Fünfter Versuch.

Der Ursprung und das Wachsthum der Künste.

Erster Abschnitt.

Nützliche Künste.

Einige nützliche Künste müssen beynahe so alt als das menschliche Geschlecht seyn; indem die Speise, Kleidung und Wohnung sogar bey ihrer ursprünglichen Einfalt einige Künste erforderten. Viele andere Künste sind von einem so hohen Alterthume, daß man die Erfinder derselben über die Tradition hinaus setzet. Viele andere sind ohne Erfinder nach und nach entstanden. Jedoch das geschäftige Gemüth, welches in allen Din-

gen zu einem Anfange gewöhnt ist, kann nicht ruhen, bis es den Anfang einer jeden Kunst findet oder gefunden zu haben sich einbildet. Bacchus soll den Wein erfunden haben, und Staphylus die Vermischung des Wassers mit Weine. Die Bogen und Pfeile werden dem Scythos, dem Sohne des Jupiters, zugeschrieben; ob es gleich Waffen sind, die man in der ganzen Welt gehabt hat. Das Spinnen ist so nützlich, daß man es mit einem berühmten Erfinder beehren mußte; es wurde von den Egyptiern ihrer Göttinn Isis; von den Griechen der Minerva; von den Peruvianern der Mama Ella, der Frau ihres ersten Monarchen Mango Capac; und von den Chinesern der Gemahlinn ihres ersten Kaisers Yao zugeschrieben. Man kann hier beyläufig die Verbindung der Vorstellungen merken, das Spinnen ist eine weibliche Beschäftigung; und muß also eine weibliche Erfindung seyn *).

In dem Jägerstande sind die Menschen ganz

---

*) Die Illinoisen sind arbeitsamer als alle ihre Amerikanischen Nachbarn. Ihre Weiber haben eine geschickte Hand. Sie spinnen die Wolle ihres Hornviehs, die so fein wie die Wolle von Englischen Schafen ist. Die davon verfertigten Zeuge werden schwarz, gelb oder roth gefärbt, und zu Röcken geschnitten, die mit Rehbocksehnen zugenähet werden. Nachdem diese Sehnen in der Sonne getrocknet und geklopfet sind, so ziehen sie Faden heraus, die so weiß und fein sind als Zwirn, aber viel zäher.

mit Anschaffung der Speise, Kleidung, Wohnung und anderer nothwendigen Dinge beschäftiget, und haben weder Zeit noch Lust, auf Bequemlichkeiten zu denken. Die Ruhe des Hirtenstandes verstattet so wohl Zeit als Lust zu nützlichen Künsten, welche von vielen, die von der körperlichen Arbeit bey dem Ackerbaue befreyet sind, gar sehr sind befördert worden. Der Erdboden gibt durch die stufenweisen Verbesserungen in der Wirthschaft mit weniger Mühe als anfänglich einen großen Überfluß; und die übrigen Hände werden zuerst in nützlichen Künsten, und hernach in den Künsten zur Belustigung gebraucht. Die Künste haben also das schnellste Wachsthum in einem fruchtbaren Boden, der mit weniger Mühe einen Überfluß hervor bringt. Die Künste blühten auch frühzeitig in Egypten und Chaldäa, als ungemein fruchtbaren Ländern.

Da die Menschen, die anfänglich wie einige wilde Thiere in Höhlen lebten, auf eine bequemere Wohnung zu denken anfingen, so waren ihre ersten Häuser ungemein einfach; die Häuser der Canadischen Wilden sind Zeugen davon, die noch bis auf den heutigen Tag so bleiben. Ihre Häuser, sagt Charlevoix, werden mit weniger Kunst, Nettigkeit und Festigkeit gebauet, als die Häuser der Biber, indem sie weder Kamine noch Fenster haben; es ist bloß ein Loch im Dache übrig gelassen, wo das Licht herein fällt, und der Rauch hinaus zieht. Dieses Loch muß zugestopft werden, wenn es regnet oder schneyet; und sodann wird das Feuer ausgelöscht, damit die Einwohner vom

Rauche nicht blind werden. Da sie nun so viele Jahrhunderte auf diese Weise, ohne an eine Verbesserung zu denken, gelebt haben, so sieht man deutlich, was für einen großen Einfluß die Gewohnheit bey den Menschen hat. Die Schwarzen in Jamaica sind in ihrer Bauart noch unwissender; ihre Hütten werden sogar ohne ein Loch im Dache errichtet; und folglich haben sie zu Hause nichts als Rauch.

Die Rache erfand bey Zeiten feindliche Waffen. Die Keule und der Wurfspieß sind leichte Erfindungen; aber der Bogen und Pfeil nicht; und daher ist es nicht leicht zu sagen, wie diese Waffen so allgemein geworden. Da das Eisen selten in Bergwerken wie andere Metalle gefunden wird, so war es auch eine späte Entdeckung; bey der Belagerung von Troja waren die Spieße, Wurfpfeile und Bogenpfeile mit Erz beschlagen. Menestheus, der dem Theseus in dem Königreiche Athen folgte, wurde für den ersten gehalten, der eine Armee in Schlachtordnung stellte. Die Vertheidigungs-Werkzeuge werden durch die Werkzeuge des Angriffs nothwendig gemacht. Stämme von Bäumen mit Zweigen durchflochten, und mit Erde unterstützet, machten die ersten Festungswerke; und hierauf folgte eine Mauer, welche mit einer Brustwehr zum Abschießen der Pfeile auf die Belagerer versehen war. Da aber die Brustwehr nur den halben Leib bedeckt, so wurden Löcher in der Mauer in einer gewissen Entfernung von einander gelassen, die nicht größer waren, als daß ein Pfeil durchgehen konnte. Die

Belagerer hatten kein anderes Mittel, als die Mauer nieder zu reiſſen: ein Mauerbrecher wurde zuerſt vom Perikles, dem Athenienſer, gebraucht, und von den Karthaginienſern bey der Belagerung von Gades vollkommen zu Stande gebracht. Damit man ſich aber auch dieſer fürchterlichen Maſchine widerſetzen könnte, ſo wurde die Mauer mit vorgerückten Bruſtwehren gebauet, um auf den Feind Steine und Feuer zu werfen, welches ihn in einer Entfernung erhielt. Eine hölzerne Hütte auf Rädern, welche nahe an die Mauer geſchoben wurde, ſetzte die Leute, welche mit dem Mauerbrecher arbeiteten, in Sicherheit. Dieſe Erfindung wurde dadurch unwirkſam gemacht, daß man die Mauer mit einem tiefen und breiten Graben umgab. Die Belagerer waren nun genöthiget, Maſchinen zu erfinden, um Steine und Wurfpfeile auf diejenigen zu werfen, welche die hervor ſtehende Bruſtwehr beſetzt hatten, damit ſie Gelegenheit erhielten, den Graben auszufüllen; eben ſo geben die alten Hiſtorien eine weitläufige Beſchreibung von der mächtigen Wirkung der Katapulta und Baliſta. Dieſe Maſchinen veranlaßten eine neue Erfindung zur Vertheidigung; anſtatt einer runden Mauer bauete man ſie mit hervor ragenden Ecken wie die Zähne einer Säge, damit ein Theil den andern beſchützeu könnte. Dieſe Geſtalt einer Mauer wurde hernach verbeſſert, indem man auf die hervor ragenden Ecken runde Thürme ſetzte; und dieſe Thürme wurden dadurch verbeſſert, daß man ſie viereckig machte. Die Alten hatten keine vollkommenere Form nöthig, indem ſie zur

Vertheidigung wider alle damahls bekannten Wurfpfeile hinlänglich war. Die Erfindung der Kanonen erforderte eine Mannigfaltigkeit und Abwechslung in der Kriegsbaukunst. Die ersten Kanonen wurden von eisernen Stäben gemacht, die einen hohlen Cylinder bildeten, und mit kupfernen Ringen umlegt waren. Die ersten Kanonen-Kugeln waren von Stein, die eine sehr große Mündung erforderten. Eine Kanone wurde auf eine kleinere Gestalt herunter gesetzt, indem man anstatt des Steines Eisen zu Kugeln brauchte; und diese verderbliche Maschine wurde dadurch noch verbessert, daß man sie von gegossenem Metalle machte. Zum Widerstande gegen ihre Stärke wurden Basteyen, Hornwerke, Kronwerke, halbe Monden ꝛc. erfunden; und die Kriegsbaukunst wurde ein System, welches auf Grundsätzen und allgemeinen Regeln beruhet. Allein alles vergeblich: es sind dadurch zwar solche Festungen entstanden, welche die Belagerungen sehr blutig gemacht haben; aber die Artillerie ist auch zu gleicher Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, und die Kunst des Angriffs so verbessert worden, daß man nach der allgemeinen Meynung keine Festung unüberwindlich machen kann. Die einzige unüberwindliche Vertheidigung ist eine gute Nachbarschaft unter schwachen Fürsten, die bereit sind, sich zu vereinigen, wenn einer von einer stärkern Macht angegriffen wird. Und nichts zielet mehr auf die Beförderung einer solchen Vereinigung, als die beständige Erfahrung, daß man sich nicht auf Festungen verlassen könne.

Was die Schiffbaukunst anbetrifft, so waren die ersten Fahrzeuge zusammen gebundene Balken mit Bretern bedeckt, die in niedrigem Wasser mit Stangen fortgetrieben, und in tiefem Wasser von Thieren gezogen wurden. Auf diese folgten ausgehöhlte Stämme von Bäumen, die von den Griechen monoxyles genannt wurden. Sodann kamen die in Gestalt eines monoxyle zusammen verbundenen Breter. Der Gedanke, einen Fisch nachzuahmen, beförderte die Schiffbaukunst. Man bauete ein Vordertheil zur Nachahmung des Kopfes, ein Hintertheil mit einem beweglichen Steuerruder zur Nachahmung des Schwanzes, und Ruder zur Nachahmung der Floßfedern. Zuletzt wurden die Segel hinzu gesetzt; welche Erfindung aber schon so alt ist, daß der erste Verfertiger davon ganz unbekannt geworden. Vor dem Jahre 1545 hatten die Kriegsschiffe in England noch keine Schießlöcher wie gegenwärtig; sie hatten nur wenige Kanonen, die auf das obere Verdeck gesetzt wurden.

Als Homer seine Gedichte verfertigte, wenigstens während des Trojanischen Krieges hatten die Griechen noch nicht die Kunst das Vieh zu verschneiden gelernt; sie aßen das Fleisch von Stieren und Widdern. Die Könige und Fürsten kochten ihre Speisen; und Löffel, Gabeln, Tischtücher und Servietten waren ganz unbekannt. Sie speiseten sitzend; indem die Gewohnheit auf Betten zu liegen hernach erst aus Asien gekommen; und sie waren auch, wie andere Wilde, starke Esser. Sie hatten auch zur erwähnten Zeit

keine Kamine, Lichter noch Lampen. Homer gedenket oft der Fackeln, aber niemahls der Lampen: man setzte ein Gefäß auf einen Dreyfuß, worin dürres Holz angezündet wurde, um Licht zu geben. Schlösser und Schlüssel waren zu der Zeit noch nicht gewöhnlich. Die Packete wurden mit künstlich in einander gezogenen Stricken verwahret *), und daher rühret der Gordianische Knoten. Schuhe und Strümpfe waren unter ihnen eben so wenig, als Knöpfe, Sättel oder Spornen bekannt. Plutarch erzählt, daß Gracchus an den Hauptstraßen um Rom zur Bequemlichkeit aufs Pferd zu steigen habe Steine errichten lassen; indem damahls die Steigbügel noch unbekannt waren, ob es gleich eine sehr leichte Erfindung ist. Die Leinwand zu Hemden wurde in Rom viele Jahre nach der despotisch gewordenen Regierung noch nicht gebraucht; ja noch im achten Jahrhunderte war sie in Europa eben nicht gewöhnlich.

Thales, einer von den sieben Weisen in Griechenland, erfand sechshundert Jahre vor Christi Geburt folgende Methode, die Höhe einer Egyptischen Pyramide zu messen Er beobachtete den Lauf der Sonne so lange, bis sein Körper und dessen Schatten von gleicher Länge waren, und in eben dem Augenblicke maß er auch den Schatten der Pyramide, der folglich ihre Höhe gab. Amasis, der König, welcher bey diesem Versuche

*) Odyss. B. VIII.

gegenwärtig war, hielt es für eine wundervolle Stärke des Genies; und die Griechen bewunderten es gar sehr. Die Meßkunst muß damahls noch in ihrer ersten Kindheit gewesen seyn. Anaximander verfertigte einige Jahrhunderte vor Christi Geburt die erste Landkarte, so weit als die Erde damahls bekannt war. Gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts wurden von Alexander Spina, einem Mönche zu Pisa, die Brillen erfunden. Eine so nützliche Erfindung kann nicht genug erhoben werden. Zu einer Zeit des Lebens, da die Urtheilskraft in ihrer Reife und das Lesen von großem Nutzen ist, fangen die Augen an, gemeiniglich schwach zu werden. Man muß den Zustand der Leute, die viel in Büchern lasen, vor dieser Erfindung bedauern; viele von ihnen müssen ihr Gesicht schon verschlimmert haben, da ihre Lust zum Lesen erst in ihrer rechten Stärke war.

Der Ursprung und das Wachsthum des Schreibens, welches einen Hauptpunct in dem gegenwärtigen Versuche ausmacht, müssen auf keine Weise vergessen werden. Man versuchte es bey Zeiten in Egypten, durch die Hieroglyphen zu schreiben, oder mit andern Worten, seine Gedanken dem Auge darzustellen. Allein diese waren nicht auf Egypten eingeschränkt: man brauchte in Mexico Figuren, die aus gemahlten Federn bestanden, um seine Ideen auszudrücken; und durch solche Figuren erhielt Montezuma Nachricht von dem Spanischen Einfalle: in Peru waren die einzigen arithmetischen bekannten Figuren

gewisse Knoten von verschiedenen Farben, welche zu Verfertigung der Rechnungen dienten. Der zweyte ursprüngliche Schritt in dem Fortgange der Schreibekunst ist, ein jedes Wort durch ein Zeichen, oder so genannte Buchstaben vorzustellen, welches die Chinesische Art zu schreiben ist; sie haben gegen 11000 von diesen Zeichen oder Buchstaben im gemeinen Gebrauche; und in Wissenschaften brauchen sie auf 60,000. Unsere Art ist weit leichter und bequemer; anstatt der Zeichen oder Lettern zu Worten, deren Anzahl unendlich ist, stellen wir die articulirten Töne, woraus die Worte bestehen, durch Zeichen oder Buchstaben vor; diese Töne sind an der Zahl nicht dreyßig; und folglich ist eben diese Anzahl der Buchstaben zum Schreiben vollkommen hinlänglich. Dieses hieß also von den Hieroglyphen, als der unvollkommensten Art zu schreiben, zu den Buchstaben, als der vollkommensten Art, die Töne vorzustellen, fort schreiten; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Chinesische Methode jemahls in diesem Welttheile ist gebraucht worden. Bey uns ist die Wissenschaft zu lesen so leicht, daß man sie gleich in der Kindheit erlangt, und wir sind zu diesen Wissenschaften fähig, sobald der Verstand reif dazu ist; hingegen die ChinesischeArt ist ein unübersteigliches Hinderniß zur Kenntniß, weil es eine Arbeit von einer Lebenszeit ist, leicht zu lesen, und also keine Zeit zur Erlernung der Wissenschaften übrig bleibt. Unser Fall war gewissermaßen bey der Wiederherstellung der Gelehrsamkeit eben derselbe: es gehörte ein Menschenalter dazu, um die Griechi-

sche und Lateinische Sprache zu lernen; und blieb also zu wenig Zeit, zur Einsammlung der Kenntnisse aus ihren Büchern, übrig. Die Chineser stehen noch in Ansehung der Künste auf einem bessern Fuße; indem man diese durch Nachahmung oder mündlichen Unterricht ohne Bücher erlernen kann.

Die Kunst mit Buchstaben zu schreiben, welche Töne vorstellen, ist unter allen Erfindungen die wichtigste, und am wenigsten leicht zu erfinden. Die Kunst zu schreiben in China macht so natürlich die zweyte Stufe in dem Wachsthume der Kunst, daß man unser Glück auf einem um so viel vollkommenern Wege anzustoßen nicht genug bewundern kann, da wir demselben unsern Vorzug in der Gelehrsamkeit vor den Chinesern zu danken haben. Ihre Art zu schreiben ist für die Wissenschaft ein schädliches Hinderniß; denn sie ist durch eine alte Gewohnheit so eingewurzelt, daß es vielleicht keine größere Schwierigkeit seyn würde, ihre Sprache als ihre Buchstaben zu ändern. Die Hieroglyphen waren eine Art zu schreiben, die so erbärmlich unvollkommen war, daß sie eine jede Verbesserung gern annahm; da aber die Chineser mit ihren eigenen Buchstaben sich noch so erträglich genug behelfen können, ob sie gleich denen, die etwas Besseres wissen, sehr beschwerlich fallen, so denken sie niemahls an eine Verbesserung. Daher kann man mit großer Gewißheit behaupten, daß die Wissenschaften in China, ob sie gleich nur in ihrer Kindheit sind, doch immer so darin bleiben werden.

Die Kunst zu schreiben war in Griechenland bekannt, da Homer seine zwey Heldengedichte verfertigte; denn er gibt irgend wo eine Anzeige davon. Sie war damahls ohne Zweifel in ihrer Kindheit, und wurde nur zur Aufzeichnung der Gesetze, der Religions-Vorschriften, oder anderer kurzen Werke gebraucht. Die Ziffern, welche in Hindostan erfunden sind, wurden gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts aus Arabien nach Frankreich gebracht.

Der Ackerbau ging aus Egypten nach Griechenland, und aus Afrika nach Italien. Mago, ein Karthaginiensischer General, verfertigte acht und zwanzig Bücher vom Ackerbaue, welche auf Befehl des Römischen Senats ins Lateinische übersetzt wurden. Aus diesen schönen und fruchtbaren Ländern kam er in die kältern und weniger fruchtbaren Gegenden. Diesem Wachsthume zu Folge muß der Ackerbau weit frühzeitiger in Frankreich als in Brittanien gewesen seyn; und doch machen jetzt die Engländer, ungeachtet des schlechtern Bodens und der weniger vortheilhaften Lage, in dieser Kunst eine größere Figur als die Franzosen. Ehe der Ackerbau in den nördlichen Gegenden von Europa eine Kunst wurde, so hatte der Französische Adel das Land verlassen, und an dem Stadtleben ein größeres Vergnügen gefunden. Die in England angelandeten Herren, welche viel rauher waren, und mehr Vergnügen an der Jagd und andern Landbelustigungen hatten, fanden müßige Zeit genug, den Ackerbau zu treiben. Die Einsicht in diese Kunst kam von ih-

nen auf ihre Bauern, die jetzt den Ackerbau mit gutem Erfolge treiben, ob sich gleich ihre Herren selbst meisten Theils zu dem Stadtleben begeben haben.

Als Cäsar Brittanien angriff, war der Acker-bau in den innern Theilen noch unbekannt: die Einwohner lebten von Milch und Fleisch, und bekleideten sich mit Fellen. Hollinshed, ein Zeitgenosse der Königinn Elisabeth von England, beschreibt die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der vorher gehenden Zeiten in den Künsten des Lebens also: „Es waren sogar in den vornehmsten Städten noch sehr wenige Kamine; man legte das Feuer an die Mauer, und der Rauch ging zum Dache, oder Thüre, oder Fenster heraus. Die Häuser waren mit einem Zaune umgeben, und mit Leimen überschmiert; und aller Hausrath und Gefäße waren von Holz. Die Leute schliefen auf Stroh, und hatten einen Klotz zu ihrem Kopfküssen." Heinrich der II. in Frankreich trug bey der Vermählung der Herzoginn von Savoyen die ersten seidenen Strümpfe, die man in Frankreich gemacht hatte. Die Königinn Elisabeth bekam im dritten Jahre ihrer Regierung ein Paar schwarzseidene gestrickte Strümpfe zum Geschenke: und D. Howel berichtet, daß sie niemahls wieder wollene Strümpfe getragen habe. Vor der Eroberung von England war zwischen London und Southwark eine hölzerne Brücke über die Themse, welche vom Könige Wilhelm Rufus ausgebessert wurde, und endlich durch einen Zufall unter der Regierung

Heinrichs des II. im J. 1176 abbrannte. Zu der Zeit kam erst eine steinerne Brücke in Vorschlag, die aber nicht eher als im Jahre 1212 zu Stande kam. Die Brücke Notre Dame über die Seine in Paris war erst von Holze. Sie fiel ein im Jahre 1499; und als in ganz Frankreich niemand war, der es unternehmen konnte sie, von Steinen zu bauen, so wurde ein Italienischer Franciscaner Mönch mit Namen Jocondus dazu gebraucht, welcher auch derjenige ist, auf welchen Sannazar folgendes Sinngedicht verfertigte:

Jocondus geminum imposuit tibi, Sequana, pontem;
Hunc tu jure potes dicere pontificem.

Die Kunst Glas zu machen wurde im Jahre 674 zum Gebrauche der Klöster aus Frankreich nach England gebracht. Die Glasfenster waren noch im zwölften Jahrhunderte in Privathäusern selten, und wurden für eine Pracht gehalten. König Edward der III. ließ drey Uhrmacher zu Delft in Holland einladen, sich in England zu setzen. Zu Anfange der Regierung Heinrichs des VIII. wuchs in England noch kein Kraut, keine Möhren, Rüben, oder andere eßbare Wurzeln; und man hat angemerkt, daß die Königinn Catharina selbst noch keinen Salat zum Mittagsessen haben konnte, bis der König einen Gärtner aus den Niederlanden kommen ließ. Um eben die Zeit erschienen die Artischocken, Apricosen und Rosen zuerst in England. Die

Truthühner, Karpfen und der Hopfen wurden daselbst im Jahre 1524 bekannt. Der Johannisbeerenstrauch wurde im Jahre 1533 von der Insel Zante herein gebracht; und im Jahre 1540 wurden in Kent die Kirschbäume aus Flandern gepflanzt. Im Jahre 1563 wurden die ersten Messer in England gemacht; und die Taschenuhren kamen im Jahre 1577 aus Deutschland zuerst nach England. Gegen das Jahr 1580 wurden die Kutschen zuerst eingeführt, so daß vorher die Königinn Elisabeth bey öffentlichen Gelegenheiten hinter ihren Kammerherren auf einem Pferde ritt. Eine Sägemühle wurde im Jahre 1633 nahe bey London gebauet, aber hernach wieder nieder gerissen, damit den arbeitsamen Leuten ihre Hanthierung nicht entgehen möchte. Und wie roh war noch die Staatswissenschaft in dieser späten Zeit?

Leute, die noch kein Maß und Gewicht kennen, fallen auf seltsame Dinge, um diesem Mangel abzuhelfen. Howel Dha, der Prinz von Wallis, der im Jahre 948 starb, war ihr vornehmster Gesetzgeber. Eines von seinen Gesetzen ist: „Wenn jemand eine Katze tödtet oder stiehlt, die des Prinzen Kornboden bewacht; so muß er eine Schafmutter mit ihrem Lamme zur Strafe geben, oder so viel Weitzen dafür erlegen, als die Katze bedeckt, wenn sie bey dem Schwanze aufgehangen wird, und der Kopf derselben den Boden berühret.“ Eben so ist von diesem Gesetzgeber eine Strafe von zwölf Kühen auf einen Raub gelegt, der an einem Mädchen begangen

wird, und achtzehn Kühe für einen Raub einer Matrone. Wird aber die That anfänglich geläugnet und hernach bewiesen, so zahlt der Verbrecher für seine Falschheit so viele Schillinge, als zur Belegung des Hintern von der Frauensperson erfordert werden.

Die Negers in dem Königreiche Ardrah in Guinea haben in den Künsten sehr zugenommen. Ihre Städte sind meisten Theils befestiget, und durch große Landstraßen mit einander verbunden, die in gutem Stande erhalten werden. Die tiefen Canäle von einem Flusse zum andern sind gemeiniglich mit Booten angefüllt, die theils zum Vergnügen, theils auch zu Geschäften dienen. Die Thäler sind angenehm, und bringen Weitzen, Hirsen, Yams, Erdäpfel, Citronen, Cocos-Nüsse und Datteln hervor. Die sumpfigen Plätze nahe an der See sind ausgetrocknet, und man macht Salz, indem man das stehende Seewasser ausdunsten läßt. Das Salz wird durch den großen Canal von Ba in die innern Länder geführt, wohin täglich unzählige Boote mit Salz abgehen, und mit Goldstaube oder andern Waaren zurück kommen.

In allen Ländern, wo die Leute grausam und unwissend sind, ist der Fortgang der Künste erbärmlich langsam. Ein altes Französisches Gedicht versichert, daß man die Kraft des Magnets schon vor dem Jahre 1180 in Frankreich gekannt habe. Der See-Compaß wurde zu Venedig im Jahre 1260 vom Paulus Venetus als seine ei-

gene Erfindung bekannt gemacht. Johann Goya von Amalphi war der erste, der ihn viele Jahre hernach bey der Schiffahrt brauchte, und auch für den Erfinder gehalten wurde. Ungeachtet man ihn nun schon lange vorher, ehe er in Europa bekannt geworden, in China zur Schiffahrt gebraucht hat, so ist er doch daselbst bis auf den heutigen Tag noch nicht so vollkommen, als in Europa. Anstatt den Compaß aufzuhängen, und ihn frey handeln zu lassen; so wird er auf ein Sandbette gelegt, wobey eine jede Bewegung des Schiffes seine Wirkung unterbricht. Die Handmühlen wurden zeitig zum Mahlen gebraucht; und da das Getreide in größerer Menge erbauet wurde, so folgten die Pferdemühlen. Die Wassermühlen werden vom Vitruv *) beschrieben. Die Windmühlen waren in Griechenland und Arabien im siebenten Jahrhunderte schon bekannt; und doch werden sie bis ins vierzehnte Jahrhundert in Italien nicht erwähnt. Daß sie unter der Regierung Heinrichs des VIII. in England bekannt gewesen, sieht man aus einem Haushaltungsbuche eines Grafen von Northumberland, eines Zeitgenossen dieses Königs, worin eine Verwilligung für drey Mühlpferde festgesetzt ist, nähmlich: „zwey Pferde in der Mühle zu ziehen, und eines das Getreide zu- und abzuführen." Die Wassermühlen zum Getreide müssen in England von späterm Gebrauche seyn. Die Alten hatten Glasspiegel, und brauchten

---

*) B. X. K. 10,

das Glas zur Nachahmung der krystallenen Gefäße und Trinkbecher; und doch dachten sie niemahls daran, es zu Fenstern zu brauchen. Im dreyzehnten Jahrhunderte waren die Venetianer die einzigen, welche die Kunst, Krystallglas zu Spiegeln zu machen, hatten. Eine Uhr, welche Stunden schlägt, war in Europa bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts unbekannt. Und daher rühret die Gewohnheit, die Menschen zu brauchen, um die Stunden bey der Nacht auszurufen; welches heutiges Tages noch in Deutschland, Flandern und England geschieht. Galileo war der erste, der darauf fiel, daß das Pendul zur Messung der Zeit nützlich seyn könnte; und Hugheus war der erste, der es bewerkstelligte, indem er eine Pendul-Uhr machte. Hook erfand im Jahre 1660 eine Spiralfeder zu einer Taschenuhr, obgleich eine Uhr überhaupt keine neue Erfindung war. Das Papier wurde nicht eher als im vierzehnten Jahrhunderte gemacht; und die Erfindung der Buchdruckerey ist noch ein Jahrhundert später. Die seidenen Manufacturen waren lange in Griechenland errichtet, ehe die Seidenwürmer daselbst eingeführt wurden. Die Arbeitsleute erhielten die rohe Seide aus Persien; da aber dieser Handel sehr oft durch Krieg unterbrochen wurde, so brachten zwey Mönche unter der Regierung des Justinians die Eyer des Seidenwurms aus Hindostan, und unterrichteten ihre Landsleute in der Methode sie zu behandeln. Die Kunst zu lesen ging nur sehr langsam von Statten. Zur Beförderung dieser Kunst in England wurde die Todesstrafe einem Mörder

erlassen, wenn er nur lesen konnte, welches in der Gesetzsprache heißt das beneficium cleri. Man sollte denken, daß die Kunst würde einen sehr schnellen Fortgang gemacht haben, da sie so sehr begünstiget wurde: allein man hat einen merkwürdigen Beweis von dem Gegentheile; indem eine geringe Auflage der Bibel von sechshundert Exemplarien, die man zur Zeit Heinrichs des VIII. ins Englische übersetzt hatte, noch nicht in drey Jahren völlig verkauft war. Das Volk in England muß zur Königinn Elisabeth Zeit sehr unwissend gewesen seyn, da eine unächte Clausel, die man zu dem zwölften Artikel des Englischen Glaubens hinzu gesetzt hatte, nicht eher als vor vierzig Jahren bemerkt worden *).

---

*) In der dreyzehnten Acte Elisabeths im Jahre 1571, worin die 39 Artikel der Englischen Kirche bestätiget worden, sind diese Artikel nicht eingerückt; sondern man bezieht sich darauf, wie sie in einem gedruckten Buche stehen, mit dem Titel: Die von der ganzen Clerisey in der zu London 1562 gehaltenen Zusammenkunft verwilligten Artikel. Die eingeschobene Clausel ist: „die Kirche hat Macht, Gebräuche und Ceremonien zu beschliessen, nebst einem Ansehen in Glaubensstreitigkeiten." In den Artikeln aber, worauf man sich bezogen hat, ist diese Clausel nicht zu finden, noch sonst die geringste Anzeige von einem Ansehen in Glaubenssachen. In eben dem Jahre 1571 wurden die Artikel lateinisch und englisch wie im Jahre 1562 gedruckt. Allein bald hernach kamen unächte Ausgaben zum Vorscheine, in welchen die erwähnte Clausel im 12ten Artikel eingeschaltet

Die Entdeckungen der Portugiesen an der westlichen Küste von Afrika sind ein merkwürdiges Beyspiel von dem langsamen Fortgange der Künste. Zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts wußten sie noch gar nichts von der Küste über das Cap Non im 28. Grade der Breite. Im Jahre 1410 rüstete der berühmte Prinz Heinrich von Portugall eine Flotte zu Entdeckungen aus, welche längs der Küste zu dem Cap Bojadore im 26. Grade fortsegelte, aber nicht Muth genug hatte, sie völlig zu umschiffen. Im Jahre 1480 entdeckte Tristan Vaz die Insel Porto Santo; und im folgenden Jahre wurde die Insel Madeira entdeckt. Im Jahre 1439 umschiffte ein Portugiesischer Capitän das Cap Bojadore; und im folgenden Jahre erreichten die Portugiesen das Cap Blanco im 20. Grade der Breite. Im Jahre 1446 umschiffte Nuna Tristan das Cap Verd im 14°40′ der Breite. Im Jahre 1448 nahm Don Gonzallo Vallo Besitz von den Azorischen Inseln. Im Jahre 1449 wurde die Insel vom Cap Verd von Don Heinrich entdeckt. Im Jahre 1471 entdeckte Pedro d'Escovar die Insel St. Thomas und die Prinzeninsel. Im Jahre 1484 entdeckte Diego Cam das Königreich Congo. Im Jahre 1486 umschiffte Bartholom. Diaz in Diensten Johannes des II. von Portugall das

---

war, und darin noch bis auf den heutigen Tag stehet. Eine so unverschämte Betrügerey würde gegenwärtig nicht Statt finden; und ihre glückliche Ausführung zeigt die große Unwissenheit bey dem Volke in England zu der damahligen Zeit.

Cap der guten Hoffnung, welches er Cabo tormentoso nannte, von dem ungestümen Wetter, das er auf dem Wege antraf.

Die Äußerung des National-Geistes bey einer besondern Kunst befördert die Munterkeit, andere Künste fortzusetzen. Die Römer wurden endlich durch eine beständige Übung Meister in der Kriegskunst, welche sie ganz natürlich auf die Verbesserung anderer Künste führte. So bald als sie in dem Wachsthume der Gesellschaft einen ziemlichen Grad des Geschmacks und der Verfeinerung erlangt hatten, so zeigte sich auch eine Gabe zum Schreiben. Nävius verfertigte sieben Bücher vom Punischen Kriege in Versen, außer den Komödien, die mit einem bittern Scherze über den Adel angefüllt waren *). Ennius schrieb Annalen und ein episches Gedicht **). Lucius Andronicus war zu Rom der Vater der dramatischen Dichtkunst ***). Pacuvius schrieb Tragödien ****). Plautus und Terenz schrieben Komödien. Lucilius verfertigte Satyren, welche Cicero für schlecht und von aller Gelehrsamkeit leer hält *****). Fabius Pictor, Cincius Alimentus,

---

*) Tit. Livius lib. 7. c. 2.

**) Quinctil. lib. 10. c. 17.

***) Cicero de oratore lib. 2.

****) Cicero de oratore lib. 2.

*****) Cic. de finib. lib. 1.

Piso Frugi, Valerius Antias und Cato waren lieber Annalisten, als Geschichtschreiber, die sich auf kahle Begebenheiten nach der Ordnung der Zeit einschränkten. Das Genie der Römer für die schönen Künste wurde gar sehr durch die Griechische Gelehrsamkeit angefachet, da der freye Umgang zwischen den beyden Nationen geöffnet wurde. Viele von denen, welche in dem Römischen Staate die größte Figur machten, wurden Schriftsteller, z. B. Cäsar, Cicero u. s. w. Sylla verfertigte die Denkwürdigkeiten seiner eigenen Thaten, ein Werk, das man sogar zu der Zeit Plutarchs noch hoch schätzte.

Das Wachsthum der Kunst ist gemeiniglich schnell, wenn ein Volk durch eine glückliche Veränderung der Umstände aus einem trägen Zustande heraus gerissen wird. Das Glück, welches nunmehr der vorigen Erniedrigung ganz entgegen ist, gibt dem Gemüthe eine Stärke, welche sich in jeder neuen Unternehmung sehr lebhaft zeiget. Die Athenienser machten unter der despotischen Regierung des Pisistratus nur eine sehr schlechte Figur; da sie aber ihre Freyheit und Unabhängigkeit wieder erlangten, so wurden sie Helden. Da Miletus eine Griechische Stadt in Jonien durch den König von Persien zerstöret hatte, und die Einwohner zu Sclaven gemacht waren, so wurden die Athenienser durch das Elend ihrer Brüder so stark gerührt, daß sie diesen König in seinen eigenen Staaten angriffen, und die Stadt Sardis verbrannten. Zehn Jahre hernach gewannen sie einen glorreichen Sieg bey

Marathon; und unter dem Themistokles widersetzten sie sich der erstaunlichen Armee, womit Xerxes ganz Griechenland den völligen Untergang drohete. Ein so großes Glück hatte seine gewöhnliche Wirkung; die Künste blüheten mit den Waffen, und Athen wurde der vornehmste Schauplatz so wohl der Wissenschaften als der Künste. Die Regierung des Kaisers Augustus, welche dem hitzigen bürgerlichen Kriege ein Ende machte, und der Stadt Rom nebst den Annehmlichkeiten der Gesellschaft den Frieden wieder gab, wurde ein glücklicher Zeitpunct für die Gelehrsamkeit, und erzeugte eine Menge lateinischer Geschichtschreiber, Poeten und Philosophen, denen die neuern ihren Geschmack und Talente zu danken haben. Einer, der ein großes Aufsehen macht, erregt eine Nacheiferung in allem; der eine fängt Feuer von dem andern, und der National-Geist ist überall herrschend: es werden classische Werke verfertiget, und in jeder Kunst und Wissenschaft nützliche Entdeckungen gemacht. Dieses erklärt auf eine sehr gute Art die folgende Bemerkung des Vellejus Paterculus *), daß berühmte Männer gemeiniglich zu einer Zeit erscheinen. „Ein Zeitalter, sagt er, brachte den Äschylus, Sophokles und Euripides hervor, welche die Tragödie auf einen höhern Grad der Vollkommenheit brachten. Zu einer andern Zeit blühete die alte Komödie unter dem Eupolis, Kratinus und Aristophanes, und die neue wurde von

*) Hist. Rom. Lib. 1.

dem Menander, und seinen Zeitgenossen denn Diphilus und Philemon erfunden, deren Werke so vollkommen sind, daß sie der Nachkommenschaft keine Hoffnung zu ihrer Erreichung übrig gelassen haben. Die philosophischen Weisen der Sokratischen Schule erschienen alle gegen die Zeit des Plato und Aristoteles; und in der Redekunst waren vor dem Isokrates wenige, und eben so wenige nach der zweyten Abkunft seiner Schüler berühmt." Der Geschichtschreiber macht eben diese Bemerkung über die Römer, und erweitert sie sogar bis auf die Grammatiker, Mahler, Bildhauer und Steinschneider. Es ist wahr, die Römische Regierung war zwar unter dem August in der That despotisch; aber der Despotismus in diesem einzelnen Falle hindert die Gelehrsamkeit nicht, indem es die Staatsregel dieser Regierung war, die Macht so viel als möglich zu verbergen. Eine ähnliche Veränderung eräugnete sich vor dreyhundert Jahren in Toscana. Da dieses Land in viele kleine Republiken abgetheilt war, so wurde das Volk aus einem gegenseitigen Hasse der kleinen Nationen in dieser Nachbarschaft grausam und blutgierig, und wegen der geringsten Beleidigung von Rache entflammt. So bald aber als diese Republiken unter dem Großherzoge von Toscana vereinigt waren, so genossen sie unter einer gelinden Regierung die Annehmlichkeiten des Friedens. Diese erfreuliche Veränderung, welche durch die Rücksicht auf die neuern Unglücksfälle einen um so tiefern Eindruck machte, erweckte den National-Geist, und bewirkte einen begierigen Fleiß in der Erlernung der Künste und

Wissenschaften. Die Wiederherstellung der königlichen Familie in England, welche einem grausamen und blutigen bürgerlichen Kriege ein Ende machte, beförderte das Wachsthum von aller Art: die Künste und der Fleiß machten unter dem Volke einen schnellen Fortgang, ob sie gleich unter einer schwachen und wankenden Regierung sich selbst nur überlassen waren. Wäre die Nation bey dieser günstigen Wendung des Glücks mit einer Folge von geschickten und tugendhaften Fürsten beglückt gewesen, wie hoch hätten die Künste und Wissenschaften nicht können gebracht werden! In Schottland war zwar unter der Regierung Roberts des I. nach dem abgeworfenen Englischen Joche ein günstiger Zeitpunct für das Wachsthum der Künste; allein der herrschende Geist des Lehen-Systems machte einen jeden Versuch rückgängig. Die oben erwähnte Wiederherstellung der königlichen Familie ermunterte die gesetzgebende Macht von Schottland, die Manufacturen von verschiedenen Arten zu befördern: allein es war vergebens; denn die Vereinigung der beyden Kronen hatte den Despotismus in Schottland eingeführt, der das Genie des Volks unterdrückte, und es muthlos und träge machte. Es wurden ihnen zwar die Freyheit und viele andere Vortheile durch die Vereinigung der beyden Reiche verschaffet; allein diese heilsamen Wirkungen wurden durch eine wechselsweise Feindschaft, wie sie zwischen benachbarten Nationen zu seyn pflegt, lange zurück gehalten. Die Feindschaft hörte nach und nach auf, und die Augen wurden den Schottländern bey den Vortheilen ihres gegenwärtigen

Zustandes geöffnet: der National-Geist erwachte, um zu wetteifern und sich hervor zu thun. Die bisher verborgenen Talente zeigten sich; und Schottland macht jetzt in den Künsten und Wissenschaften eine so große Figur, wie es niemahls als ein unabhängiges Königreich gemacht hat *).

Eine andere Ursache der Munterkeit und Belebung ist die Verwickelung in einer wichtigen Sache von ungewissem Ausgange, ein Kampf für die Freyheit, ein Widerstehen gegen einen mächtigen Feind, oder dergleichen. Griechenland, welches in kleine Staaten getheilt war, die sehr mit einander Krieg führten, brachte die Gelehrsamkeit und schönen Künste zu einer unvergleichlichen Vollkommenheit. Die Corsen zeigten während eines gefährlichen Krieges zur Vertheidigung ihrer Freyheit einen starken National-Geist; sie stifteten eine Akademie zu Künsten und Wissen-

---

*) In Schottland erlangt ein unschuldig Bankerottirter, der Schulden wegen im Gefängnisse sitzt, die Freyheit durch einen Prozeß mit Nahmen cessio bonorum. Von dem Jahre 1694 an bis 1744 waren nur vier und zwanzig Prozesse von dieser Art, welches deutlich zeigt, wie schläfrig der Handel getrieben worden, so lange das Volk die Vortheile von der Verbindung der Königreiche noch nicht kannte. Von dieser Zeit an bis ins Jahr 1771 sind dreymahl so viel jährlich gewesen; ein deutlicher Beweis von dem schnellen Fortgange des Handels in Schottland. Ein jeder wird ermuntert, sein kleines Capital zu wagen; obgleich nicht ein jeder glücklich seyn kann.

schaften, eine öffentliche Bibliothek und eine öffentliche Bank. Nach einer langen Trägheit in den finstern Jahrhunderten der Christenheit lebten die Künste und Gelehrsamkeit unter den unruhigen Staaten von Italien wieder auf. Die königliche Gesellschaft in London und die Akademie der Wissenschaften in Paris wurden beyde nach den bürgerlichen Kriegen gestiftet, welche das Volk belebet, und ihre Thätigkeit aufgeweckt hatten.

Eine nützliche Kunst geht selten verloren, weil sie beständig gebraucht wird. Und doch ist es zu verwundern, obgleich während der Regierung des Kaisers Augusts so viele nützliche Künste in ihrer Vollkommenheit waren, wie unwissend und dumm die Menschen wurden, da das Römische Reich durch die nördlichen Barbaren erschüttert wurde, und sie ganz in Wilde ausarteten. Eben so unwissend waren die Spanischen Christen im achten und neunten Jahrhunderte, daß Alphonsus der große, König von Leon, genöthiget war, Mahomedanische Lehrer zur Erziehung seines ältesten Sohnes zu brauchen. Sogar Carl der große konnte seinen Nahmen nicht schreiben; und er war auch nicht der einzige in diesem Stücke, indem verschiedene benachbarte Fürsten ihm gleich waren.

Da das Wachsthum der Künste und Wissenschaften zur Vollkommenheit großen Theils durch Nachahmung befördert wird; so ist einer Kunst oder Wissenschaft nichts nachtheiliger, als wenn

man diesen Sporn wegnimmt, da wo ein außerordentliches Genie erscheint, welches sich über alle Nebenbuhler erhebt. Die Mathematik scheint in Brittanien in Abnahme zu gerathen. Der große Newton, der alle Alten übertraf, hat den Neuern nicht die geringste Hoffnung ihm gleich zu kommen übrig gelassen; und welcher Mensch wird es wagen, sich in Schlachtordnung zu stellen, der an dem Siege verzagt?

In den ältesten Zeiten wurden die Erfinder nützlicher Künste mit Dankbarkeit erwähnt. Ihre Geschichte wurde durch die vielen unglaublichen Thaten, die man ihnen zuschrieb, fabelhaft. Diodor aus Sicilien erwähnt die Egyptische Erzählung vom Osiris, daß er mit einer zahlreichen Armee den bewohnten Theil der Erde durchzogen, um den Menschen den Bau des Weitzens und des Weins zu lehren. Nun konnte aber außer der Unmöglichkeit eine zahlreiche Armee zu erhalten, wo der Ackerbau unbekannt ist, auch keine Armee den Osiris in Stand setzen, Weitzen und Wein unter dummen Wilden einzuführen, die von der Jagd und Fischerey leben, welches aller Wahrscheinlichkeit nach damahls bey allen Nationen, die er besuchte, der Fall war.

In einem wenig bevölkerten Lande, wo es sogar den nöthigen Künsten an Händen fehlt, sieht man sehr oft, wie eine Person mehr als eine Kunst treibt; in verschiedenen Gegenden von Schottland dient ein Mensch als Arzt, Wundarzt und Apotheker. Hingegen in einem sehr volk-

reichen Lande werden sogar einfache Künste in viele Theile zersplittert, und jeder Theil hat einen eigenen Künstler. In den großen Städten von Egypten war ein Arzt bloß auf eine einzige Krankheit eingeschränkt. In mechanischen Künsten ist diese Methode vortrefflich. Da eine Hand, die sich nur auf eine Arbeit legt, geschickt und erfahren wird, so gelangt eine mechanische Kunst zur Vollkommenheit, wenn ihre verschiedenen Arbeiten unter die meisten Hände ausgetheilt sind; man braucht viele Hände bey dem Uhrmachen; und noch weit mehrere Hände bey der Verfertigung eines wollenen Tuches. Verschiedene Künste oder Arbeiten, die ein Mann treibt, stärken seinen Verstand, weil sie verschiedene Kräfte der Seele üben; und da er nicht in jeder Kunst oder Arbeit gleich erfahren seyn kann: so muß er oft den Mangel der Einsicht durch Nachsinnen und Erfindung ersetzen. Hingegen ein beständiger Fleiß bey einer einzigen Arbeit, schränkt das Gemüth auf einen einzigen Gegenstand ein, und schließt alles weitere Nachdenken und Erfindung aus; so daß bey einer solchen Lebensart der Arbeiter so dumm wie ein Lastthier wird. Der Unterschied ist in den Sitten der Leute augenscheinlich: in einem Lande, wo aus Mangel an Händen eine einzige Person verschiedene Arbeiten verrichten muß, werden die Leute verständig und umgänglich; und in einem volkreichen Lande, wo die Manufacturen blühen, sind sie unwissend und ungesellig. Eben diese Wirkung zeiget sich auch in Ländern, wo eine Kunst oder Manufactur nur auf eine gewisse Classe von Menschen eingeschränkt

ist. Man sieht es in Hindostan, wo die Leute in Casts eingetheilt sind, welche sich niemahls durch Heurathen vermischen, und wo jedermann seines Vaters Gewerbe treiben muß. Die Holländischen Lumpenbauern sind ein ähnliches Beyspiel; eben die Familien führen den Handel von Geschlecht zu Geschlecht fort; und sind daher auch mehr als andere Holländische Bauern unwissend und viehisch dumm. Die Einwohner von Buckhaven, einem Seehafen in der Grafschaft Fife, waren ursprünglich eine Colonie von Ausländern, die man hierher kommen ließ, um unsern Leuten die Kunst zu fischen beyzubringen. Sie sind noch heutiges Tages Fischer, sie verheurathen sich unter einander, haben wenig Umgang mit ihren Nachbarn, und sind recht bis zum Sprichworte dumm und einfältig.

Zweyter Abschnitt.

Das Wachsthum des Geschmacks und der schönen Künste.

Die Empfindung, durch welche wir das Recht und Unrecht in Handlungen wahrnehmen, wird die moralische Empfindung genannt; und die Empfindung, wodurch wir die Schönheit und Häßlichkeit in den Gegenständen gewahr werden, heißt der Geschmack. Die Vollkommenheit in der moralischen Empfindung besteht in dem Gefühle der kleinsten Unterschiede des Rechts und Unrechts. Die Vollkommenheit im Geschmacke be-

steht in der Empfindung der kleinsten Unterschiede der Schönheit und Häßlichkeit; und eine solche Vollkommenheit heißt die Feinheit, oder Delicatesse des Geschmacks.

Die moralische Empfindung wird mit uns geboren; und eben so auch der Geschmack; und doch erfordern beyde viele Bearbeitung. Unter den Wilden ist die moralische Empfindung schwach und dunkel, und der Geschmack ist es noch mehr *). Sogar in den erleuchtetesten Zeiten braucht ein Richter viele Erziehung und Erfahrung, um die verschiedenen Veränderungen des Rechts und Unrechts genau zu bemerken; und um einen feinen Geschmack zu erlangen, muß ein Mensch in der Untersuchung der Schönheiten und Häßlichkeiten alt werden. In Rom, wo man einen Überfluß an Werken der schönen Künste hat, ist ein ungelehrter Krämer ein richtigerer Beurtheiler der Statuen, Gemählde und Gebäude, als der besterzogenste Bürger von London. Auf diese Weise geht der Geschmack mit der moralischen Empfindung zu ihrer Reife gemeinschaftlich fort, und werden beyde durch eine gleiche Bearbeitung reif. Der Mangel und ein dürrer Boden hindern das Wachsthum von beyden. Die wollüstige Sinnlichkeit und ein zu fetter Boden verderben beyde: der mitt-

*) Einige Iroquoisen bewunderten unter allen Schönheiten von Paris nichts mehr als die Straße de la Houchette, wo man einen beständigen Vorrath von Eßwaaren fand.

lere Zustand, der sich gleich weit von der muthlosen Demuth und wollüstigen Sinnlichkeit entfernt, ist der rechte Boden, in welchem sie beyde blühen.

Da die schönen Künste so genau mit dem Geschmacke verbunden sind, so ist es unmöglich, in der Beschreibung ihres Wachsthumes sie durch genaue Gränzen von einander zu trennen. Ich verbinde daher den Fortgang der schönen Künste mit dem Wachsthume des Geschmacks, wobey der erstere gänzlich von dem letztern abhangt; und ich behandle das Wachsthum der schönen Künste besonders, wo andere Umstände als der Geschmack einen Einfluß in dasselbige gehabt haben.

Während der Kindheit des Geschmacks ließ man die Einbildungskraft wie im Schlafe ohne Einschränkung herum schwärmen. Das Wunderbare ist die Leidenschaft der wilden und rohen Menschen; und dieses zu erwecken ist nichts weiter nöthig, als Riesen und Zauberer, Feenländer und Bezauberungen zu erdichten. Die ersten Thaten, welche man von kriegerischen Nationen berichtet, sind von Riesen, die ganze Armeen niederhauen, und von kleinen Leuten, die Riesen überwinden; als Zeugen hiervon sind Johannes Magnus, Torfeus und Scandinavische Schriftsteller. Daher rühren die abgeschmackten Romanen, welche die Welt ganze Jahrhunderte belustigten, und nunmehr überall in Verachtung gerathen sind. Die Madame de

la Fayette war die erste, welche die Romanen nach der jetzigen Mode verfertigte. Sie führte zuerst Empfindungen anstatt der wundervollen Abenteuer, und liebenswürdige Menschen anstatt blutiger Helden ein; und indem sie Unglücksfälle anstatt der Wunder beschrieb, so fand sie, daß Leute von Geschmack und Gefühl mehr durch Mitleiden als durch Wunder gewonnen wurden.

Kaum waren die riesenmäßigen Erdichtungen vertrieben, so suchte noch ein übrig gebliebener Geschmack an dem wunderbaren die riesenmäßigen Vergleichungen, Metaphern und Allegorien beyzubehalten. Das Lied Salamons und viele andere Asiatischen Werke liefern unzählige Beyspiele von solchen Figuren, welche gemeiniglich der Stärke der Einbildungskraft in einem warmen Erdstriche zugeschrieben werden. Allein eine ausgebreitetere Aussicht wird es zeigen, daß dieses ein Irrthum ist. In jedem Klima, es mag kalt oder warm seyn, wird die figürliche Schreibart während einer gewissen Zeit in dem Wachsthume des Schreibens bis zur Ausschweifung getrieben; ein Styl, den alle zuerst gern haben, und der viele noch so lange vergnügt, bis er einem Geschmacke weichet, der durch lange Erfahrung verfeinert ist. Sogar in dem eiskalten Island fehlt es nicht an Beyspielen. Ein Regenbogen heißt die Brücke der Götter; Gold die Thränen der Frya; die Erde heißt die Tochter der Nacht, das Schiff, welches auf Weltaltern schwimmt; und die Kräuter und Pflan-

zen sind ihr Haar, oder ihre Wolle. Das Eis wird genennt die große Brücke; ein Schiff das Pferd der Fluthen. Viele Schriftsteller muthmaßen auf eine thörichte Art, daß die Hurons und andere benachbarte Nationen von Asiatischer Herkunft sind; weil ihre Rede wie der Asiater ihre sehr figürlich ist.

Das nationale Wachsthum der Moral ist langsam, aber das nationale Wachsthum des Geschmacks ist noch langsamer. Wie nun eine Nation sich verfeinert, und in den Künsten des Friedens zunimmt, so reifet auch der Geschmack. Die Chineser hatten schon lange ein regelmäßiges System der Regierung gehabt, da die Europäer noch in Vergleichung mit ihnen in einem Chaos lagen; und diesem zu Folge wurden die gelehrten Schriften in China frühzeitiger als in Europa zur Vollkommenheit gebracht. In ihren Gedichten sind keine so unglaublichen Fabeln, wie man sie bey dem Ariost oder in den Arabischen Erzählungen findet, sondern gemeiniglich auserlesene Stücke, die eine gute Moral enthalten. Ihre Romanen handeln wie die besten unter uns von unvorhergesehenen Unglücksfällen, unerwartetem Glücke, und von Personen, die ihre wirklichen Ältern wieder finden. Der Waise von China, der im vierzehnten Jahrhunderte verfertiget worden, übertrifft alle Europäischen Komödien jener Zeit. Allein die gute Schreibart hat bey uns einen schnellern Fortgang gehabt, und zwar nicht wegen unserer höhern Talente, sondern wegen der großen Mü-

he, welche die Chineser anwenden müssen, ihre eigene Sprache lesen und schreiben zu lernen. Das Chinestsche Trauerspiel ist in der That matt, und nicht interessant genug, welches Voltaire dem Mangel des Genies zuschreibt. Er hätte es aber mit besserm Grunde der Beschaffenheit ihrer Regierung zuschreiben können, die zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung so wohl eingerichtet ist, daß sie wenige Beyspiele erstaunlicher Begebenheiten und wenige Gelegenheit zur Äußerung männlicher Gaben darbiethet.

Eine Nation kann nicht eher einen Geschmack zum Lächerlichen erlangen, als bis sie sich aus dem wilden Zustande erhoben hat. Und dessen ungeachtet ist das Lächerliche für verfeinerte Sitten zu rauh: Cicero entdeckt an dem Plautus eine glückliche Gabe zum Lächerlichen, und eine besondere Feinheit des Witzes; allein Horaz, der an dem Hofe des Augusts eine ansehnliche Figur machte, und wegen seines feinen Witzes berühmt war, erklärt sich doch wider das Niedrige und Rauhe in dem Scherze dieses Dichters. Der hohe lächerliche Styl herrschet gemeiniglich in der Zeit zwischen der Barbarey und der gesitteten Lebensart, wo ein etwas gebesserter Geschmack das Lächerliche in den vorigen Sitten entdeckt. Rabelais in Frankreich, und Butler in England sind berühmte Beyspiele davon. Dr. Swift ist unser spätester burlesker Schriftsteller, und wahrscheinlicher Weise wird er auch der letzte seyn.

Der Wetteifer unter den vielen kleinen Staa-

ten in Griechenland brachte den Geschmack zur Reife und beförderte die schönen Künste. Der Geschmack, der durch Nacheiferung erweckt wird, verfeinert sich nach und nach, und wird durch ein fleißiges Studium der schönen Werke zur Vollkommenheit gebracht. Rom hatte Griechenland diejenige Feinheit des Geschmacks zu danken, welche während der Regierung des Augusts besonders in gelehrten Werken glänzte. Allein der Geschmack konnte unter einer despotischen Regierung nicht lange blühen; und deßwegen war unter dem Kaiser Hadrian der Römische Geschmack so tief gefallen, daß ihm nichts mehr gefiel, als den Homer zu unterdrücken, und an seine Stelle einen einfältigen Griechischen Poeten mit Nahmen Antimachus einzuführen.

Die nördlichen Barbaren, welche das Römische Reich verheereten, und gewißermaßen den wilden Zustand wieder zurück brachten, verursachten eine klägliche Abnahme des Geschmacks. Der Papst Gregorius VII. überreichte dem Kaiser Rudolph im Jahre 1080 eine goldene Krone mit folgender Aufschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho. Der Geschmack muß in der That damahls erbärmlich elend gewesen seyn, da ein kindisches Wortspiel als eine schickliche Zierde zu einer ernsthaften Feyerlichkeit gefallen konnte. Die berühmte goldene Bulle in Deutschland, welche von Bartolus einem berühmten Rechtsgelehrten im Jahre 1356 abgefaßt und zu einem Meisterstücke des Styls bestimmt war, ist ganz mit wilden Vorstellungen

ohne die geringste Achtung auf Wahrheit, Anstand oder Verbindung angefüllet. Sie fängt sich mit einer Anrede an den Stolz, Satan, Zorn und an die Verschwendung an: sie behauptet, daß sieben Churfürsten seyn müssen, um sich den sieben Todsünden widersetzen zu können: es werden darin der Fall der Engel, das irdische Paradies, Pompejus und Cäsar eingeführet; und es heißt darin, daß Deutschland auf die Dreyeinigkeit und auf die drey theologischen Tugenden gegründet sey. Was kann wohl kindischer seyn? Eine Predigt, welche der Bischof von Bitonto bey Eröffnung des Tridentinischen Conciliums gehalten hat, ist in dieser Schreibart ein Meisterstück. Er beweist, daß ein Concilium nothwendig sey, weil die Poeten Götterversammlungen anstellen; weil Moses schreibe, daß bey der Schöpfung des Menschen und bey der Verwirrung der Sprache der Riesen, Gott selbst nach Art eines Conciliums gehandelt habe; weil die Religion drey Häupter habe, nähmlich die Lehre, die Sacramente und die Liebe, und daß man diese drey ein Concilium nenne. Er vermahnt die Mitglieder des Conciliums zu einer genauen Einigkeit, wie die Helden in dem Trojanischen Pferde. Er behauptet, daß die Thore des Paradieses und des Conciliums einerley sind; daß die heiligen Väter ihre dürren Herzen mit dem lebendigen Wasser, welches daraus fließt, besprengen sollten; und daß sonst der heilige Geist ihren Mund wie den Mund des Bileams und Caiphas öffnen werde. Jacob I. von Brittanien widmet seine Erklärung wider

den Vorstius unserm Heilande in folgenden Worten: „Zur Ehre unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, dem ewigen Sohnedes ewigen Vaters, dem einzigen Gottmenschen, Mittler und Versöhner der Menschen; zum Zeichen der Dankbarkeit sein gehorsamster und verbundenster Knecht Jacob, von Gottes Gnaden König von Groß-Brittanien, Frankreich und Irrland, Vertheidiger des Glaubens, widmet und weihet diese seine Erklärung." Vor einiger Zeit waren auch noch die Leichenpredigten in der Mode. Regnard, der im Jahre 1680 in Stockholm war, hörte noch bey dem Begräbnisse einer Magd eine Leichenrede. Der Priester lobte sie nach Erwähnung ihrer Ältern und ihres Geburtsortes als eine vortreffliche Köchinn, und beschrieb sehr weitläufig ein jedes Ragout, das sie vollkommen gut gemacht hätte. Sie hätte nur einen Fehler gehabt, sagte er, daß sie die Fische zu sehr gesalzen; aber daß sie hierbey auch ihre Klugheit gezeigt hätte, wovon das Salz ein Sinnbild wäre; ein witziger Zug, der vermuthlich von allen Zuhörern bewundert wurde. Die Leichenpredigten sind jetzt aus der Mode gekommen; die Thorheit eines niedrigen und mit Geld erkauften Lobredners, und die unanständige Schmeicheley bey solchen Umständen, welche Aufrichtigkeit und Wahrheit erfordern, konnte einem verbesserten Geschmacke nicht lange widerstehen. Das jährliche Fest des Esels, der die Mutter Gottes nach Egypten gebracht, war ein lächerliches Possenspiel, woran man in den finstern Zeiten der Christenheit ein großes Ver-

gnügen fand. Man lese nur davon die Beschreibung in Voltaires allgemeinen Geschichte K. 78.

Die öffentlichen Lustbarkeiten unserer Vorfahren zeigen die Grobheit ihres Geschmacks, nachdem sie durch die Gothen und Vandalen in die Barbarey gerathen waren. Die Komödien, welche man Geheimnisse nannte, weil sie aus der heiligen Schrift entlehnt waren, verrathen sowohl die rohen Sitten, als auch den kindischen Geschmack; und doch waren in Frankreich vor drey oder vier Jahrhunderten diese Geheimnisse so beliebt, daß sie beständig einen Theil eines öffentlichen Festes ausmachten. Die Religions-Verbesserung, welche den Untersuchungs-Geist erweckte, vertrieb diese Belustigung, die nicht allein niederträchtig, sondern auch unanständig war. Hierauf folgte eine Art von Komödien, welche man Moralitäten nannte, die zwar weniger unanständig, aber in Ansehung der Zusammensetzung nicht vorzüglicher waren. Diese Moralitäten sind auch schon längst verbannt, außer in Spanien, wo sie immer noch dauern. Der Teufel ist gemeiniglich der Held, und die Spanier machen sich auch in ihren regelmäßigsten Komödien kein Bedenken, übernatürliche und allegorische Wesen mit Männern und Weibern auf einerley Bühne zu bringen. Der Kardinal Colonna brachte eine schöne Büste von dem Kaiser Caligula nach Spanien. Allein in dem Spanischen Successions-Kriege nach dem Tode Königs Carls II. fand Lord Gallway nach einer mühsamen Nachfrage, daß man die-

se Büste als ein Gewicht an einer Kirchenuhr brauchte.

Zu den Zeiten unserer unwissenden Vorfahren, die sich vom Stolze und Hasse regieren liessen, unterhielten die Fürsten und angesehensten Männer einen einfältigen Menschen, unter der Benennung eines Narren, der als das Ziel aller ihrer einfältigen Scherze, ihrer Eitelkeit schmeichelte. Eine Belustigung, die nicht weniger plump als unmenschlich war, durfte sich nicht einmahl bey der ersten Erscheinung des Geschmacks blicken lassen: und sie wurde weniger abgeschmackt und unmenschlich durch die Unterhaltung eines wirklichen Witzlinges gemacht, dem man unter der Mask e eines Narren die beissendsten Wahrheiten zu Gute hielt. Endlich entdeckte man nach einer fernern Reinigung des Geschmacks, daß eine Belustigung, die man aus der wirklichen oder vorgeblichen Narrheit zieht, unter der Würde der menschlichen Natur wäre. Man erfand feinere Belustigungen, als Bälle, öffentliche Schauspiele, Jagden, und Umgang mit Frauenzimmern. Die Schmarotzer, wie sie Plautus und Terenz beschreiben, waren von einem solchen Range, daß man ihnen erlaubte, mit den großen Herren zu speisen; und dessen ungeachtet waren sie so verächtlich, daß sie jedermann zum Scherze dienten. Sie wurden an dem untern Ende des Tisches gesetzt, und die Gäste belustigten sich mit ihnen, daß sie ihre Gesichter beschmierten, und sie wohl gar stießen und schlugen, welches sie alles um einer guten Mahlzeit

willen erduldeten. Sie waren den Narren und einfältigen Tölpeln der spätern Zeiten ähnlich, die ebenfalls zum Lachen bestimmt waren; allein das Schmarotzer-Handwerk zeigt noch plumpere Sitten an; indem es weniger unartig war, sich über Narren lustig zu machen, die Leute von der niedrigsten Gattung waren, als über Schmarotzer zu lachen, die von Geburt, ob gleich nicht ihrer Aufführung nach, ihre eigenen freyen Herren waren.

Der Stolz, welcher die Narren einführte, brachte auch die Zwerge in die Mode. In Italien wurde das Vergnügen an Zwergen bis zur Ausschweifung getrieben. „Da ich im Jahre 1566 zu Rom war, sagt ein Französischer Schriftsteller, so wurde ich von dem Cardinal Vitelli zu einem Festin eingeladen, wo wir zum wenigsten von vier und dreyßig Zwergen bedient wurden, von denen die meisten schrecklich verzerret waren." War nicht der Geschmack dieses Cardinals schrecklich verdorben? Eben dieser Schriftsteller setzet hinzu, daß Franciscus I. und Heinrich II. Könige in Frankreich viele Zwerge hatten: einer mit Nahmen der große Johann, war der kleinste, den man jemahls gesehen hat, wenn es nicht ein Zwerg in Mayland war, den man in einem Vogelbauer herum trug.

Im achten und neunten Jahrhunderte war keine andere Art des Handels in Europa bekannt, als den man auf Märkten und Messen trieb. Die Künstler und Fabrikanten waren im Lande um-

her zerstreuet; und eben so waren es auch die Klöster; indem die Städte von niemand anders als Geistlichen, und solchen bewohnt waren, die unmittelbar von ihnen abhingen. Die Adligen lebten auf ihren Gütern, wenn sie nicht bey Hofe waren. Die geringen Leute durften ihren Geburtsort nicht verlassen; die Landleute waren an die Güter, und der Sclave an die Person seines Herrn gebunden. Die Sclaverey nährete die rohen Sitten; und es fand keine Verbesserung weder in Sitten noch im Geschmacke Statt, wo keine Gesellschaft war. Unter allen gesitteten Nationen waren die Engländer die spätesten, die ein Stadtleben erwählten; und daher war auch ihr Wachsthum im Geschmacke und in den Sitten verhältnißmäßig langsam. Keine Zuhörer in den benachbarten Königreichen würden folgende Stelle in einem von Drydens Schauspielen gelitten haben. „Jack Sauce! wenn ich sage, es ist eine Tragödie, so muß es dir zum Trotz eine Tragödie seyn; du magst deine Großmutter lehren, wie sie pissen soll." Die Schauspiele sind voll von solchem schlechten Zeuge, und dessen ungeachtet waren sie die Lieblingsstücke bis zur Zeit der Staatsveränderung. Noch lange nach der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften wurde Lucan von einem jeden Kunstrichter über den Virgil gesetzt. Ben Johnson und sogar Beaumont und Fletcher wurden dem Shakespear *)

---

*) Und doch brachte Shakespear sein Leben damit zu, daß er für solche Leute schrieb. Un-

vorgezogen; und das erhabene Genie eines Milton machte wohl ein halbes Jahrhundert nach der Bekanntmachung des verlornen Paradieses noch einen sehr geringen Eindruck. Dryden selbst sagt es, daß der Geschmack zu seiner Zeit sehr verfeinert sey. Ja man sieht es beynahe in jeder Zeile, daß Dryden von sich und seiner Zeit eine hohe Meynung hatte. Johnson hegete wahrscheinlicher Weise eben die Meynung von sich und seiner Zeit; die gegenwärtige Zeit ist von dieser Vorstellung nicht ausgenommen, und die folgenden Zeiten werden nicht anders seyn, obgleich die Reife des Geschmackes noch später seyn wird. Wir demüthigen uns selbst vor den Alten, die weit von uns entfernt gelebt haben; aber würde es nicht eine traurige Kränkung seyn, wenn wir uns nicht über unsere unmittelbaren Vorgänger schwingen könnten? Viele Scenen in Drydens Schauspielen sind, wo nicht niedriger als Cobbs Bierkrug oder Otters Pferd, doch ganz in ihrer unrechten Stelle. In dem wilden Liebhaber ist der Held ein Böswicht, der beständig gebraucht wird, nicht allein seine Gläubiger zu betriegen, sondern auch seine Geliebte, eine Dame von hohem Stande und Vermögen, zu hintergehen. Und wie abgeschmackt ist die Scene, wo er den Vater seiner Geliebten überzeuget, daß ihm der Teufel ein Kind verschafft habe! der Charakter des

---

glücklicher Shakespear! der, wie sein Landsmann Roger Bacon, zu einer Zeit lebte, die seiner nicht werth war.

Sir Martin Marall ist unter aller Verachtung. Die Scenen in eben diesem Stücke, wo eine Kupplerinn eine von ihren Neulingen unterrichtet, wie sie sich gegen ihre Liebhaber betragen soll, und wie diese ihre Lehren ausübet, sind vielleicht niedriger, als Cobbs Bierkrug oder Otters Pferd, aber gewiß sind sie weniger unschuldig.

Portugall erhob sich an Macht und Glanze, als Camoens die Lusiade schrieb; und in Ansehung des musikalischen Verses hat sie Verdienst. Dessen ungeachtet ist der Verfasser noch weit entfernt im Geschmacke zu glänzen. Er machet eine seltsame Vermischung der heidnischen und Christlichen Gottheiten. „Gama, wie Voltaire bemerkt, richtet sein Gebeth in einem Sturme an Christum, aber Venus kommt ihm zu Hülfe." Voltaires Bemerkung ist nur allzu wohl gegründet. Im ersten Buche stellet Jupiter eine Versammlung der Götter an, die weitläufig beschrieben wird, und zwar nicht um irrdischer Ursachen willen, sondern um zu zeigen, daß er den Portugiesen gewogen sey. Hingegen auf der andern Seite erkläret sich Bacchus wider sie, weil er selbst als Überwinder von Indien einen unsterblichen Ruhm erlangt habe, welcher verdunkelt werden möchte, wenn Indien zum zweyten Mahle von den Portugiesen sollte erobert werden. Da ein Mohrischer Befehlshaber den Gama zwar mit Lächeln, aber mit Haß im Herzen bewillkommet hatte, so bringt der Poet den Bacchus vom Himmel herab, um den Mohren in seinem bösen Vorhaben zu bestärken, welches auch würde vollzogen worden

seyn, wenn nicht Venus für den Gama gebeten hätte. Und doch kann ich eben noch nicht einen frühzeitigen Schriftsteller verwerfen, daß er heidnische Gottheiten als handelnde Personen in einer wirklichen Geschichte eingeführet hat, da wir zu den Zeiten Ludwigs XIV., die wegen des feinen Geschmacks so gerühmt werden, Französische Schriftsteller, insonderheit einen Boileau finden, die sich eben dieser Ungereimtheit schuldig gemacht haben.

Obgleich der Geschmack in Frankreich viel richtiger, als bey einer jeden andern Nation ist, so bedarf er doch noch einer Reinigung. Die Scene mit einer Klystierspritze im Moliere ist sogar für ein Possenspiel zu niedrig; und doch wird sie heutiges Tages noch mit wenigen Milderungen vor den artigsten Zuschauern in Europa gespielt.

In den Grundsätzen der Kritik K. 22. werden verschiedene Ursachen angeführt, welche den Geschmack in seinem Wachsthume zur Reife aufhalten, und die es immer noch in der That rückgängig machen können, wenn er schon in seiner Reife ist. Es gibt viele so wohl natürliche als erworbene Neigungen, welche die Personen sogar von dem besten Geschmacke abführen können. Von dem letztern sind die Beyspiele unzählig. Ich will eines oder zwey ausleſen, um zu zeigen, was für einen Einfluß sogar die geringsten Umstände auf den Geschmack haben. Der einzige schöne Baum in allen Jahrzeiten ist die Stech-

palme: im Winter verdienet sie wegen ihres tiefen und glänzenden Grüns die Königinn des Waldes zu seyn; im Sommer macht diese Farbe die harmonische Vermischung der so angenehmen Schatten in dieser Jahrzeit ganz vollkommen. Die Madame D** ist lebhaft und gesellig. Sie ist ins besondere wegen eines richtigen Geschmacks, den sie nicht allein im Hause, sondern auch in Gärten und Feldern gezeiget hat, vor den meisten ihres Geschlechts berühmt. So bald als sie nur durch Heurath den Besitz eines großen Hauses erlangt hatte, so zog eine Gruppe von hohen Stechpalmen, welche man lange Zeit ein Hauptzimmer hatte verdunkeln lassen, ihre Augen auf sich. Sie faßte einen Widerwillen gegen die Stechpalmen, und ruhete nicht eher, als bis die Gruppe ausgerottet war. Eine solche Neigung ist vollkommen unschädlich. Allein was folgt, ist nicht so leicht zu entschuldigen. Die Oxforter hatten einen Haß gegen den großen Newton, weil er in Camdridge erzogen war; und sie begünstigten ein jedes Buch, welches wider ihn geschrieben war. Diese Abneigung ist hoffentlich nicht auf unsere Zeiten gekommen.

Die Verfeinerung des Geschmacks in einer Nation ist allezeit mit der Verbesserung der Sitten begleitet: Leute, die gewohnt sind, Ordnung und Zierlichkeit an öffentlichen Gebäuden und Gärten zu sehen, erlangen auch eine Feinheit im Privatleben. Allein es ist verdrießlich, sich lange auf einem gebahnten Wege aufzuhalten, der jedermann bekannt ist; daher verlasse ich was

oben gesagt worden, gleich einer an Händen und Füßen verstümmelten Statue, und eile zu der Geschichte der schönen Künste.

Nützliche Künste bahnten den Weg zu den schönen Künsten. Leute, denen die erstern alle Bequemlichkeit verschafft hatten, richteten ihre Gedanken auf die letztern. Man studierte die Schönheit in den Gegenständen des Gesichts; und Leute von Geschmack legten sich auf die schönen Künste, welche ihre Vergnügungen vermehrten, und ihre Wohlgewogenheit erweiterten. Die Bildhauerkunst und Mahlerey machten bald eine ansehnliche Figur in Griechenland, welches eine Menge schöner Originale lieferte, die man in diesen nachahmenden Künsten nachbilden konnte. Die Bildhauerkunst, eine einfachere Nachahmung als die Mahlerey, wurde eher zur Vollkommenheit gebracht: die Statue des Jupiters vom Phidias, und der Juno vom Polycletes, ob sie gleich die Bewunderung der Welt waren, kamen doch eher zu Stande, als man die Kunst des Lichts und Schattens kannte. Apollodorus, und Zeuxis sein Schüler, welche in der funfzehnten Olympiade blüheten, waren die ersten, die in dieser Kunst Aufsehen machten. Eine andere Ursache kam dazu, die Bildhauerkunst vor der Mahlerey empor zu bringen, nähmlich die große Nachfrage nach Statuen ihrer Götter. Die Baukunst, als eine schöne Kunst, hatte nur einen langsamen Fortgang. Die Verhältnisse, wovon ihre Zierlichkeit vornähmlich abhangt, können nicht anders, als durch unzählige Versuche an

großen Gebäuden, bestätiget werden. Man kann sich auf ein Modell nicht verlassen; denn ein großes und kleines Gebäude, sogar von einer Gestalt, erfordern verschiedene Verhältnisse. Allein die Gartenkunst machte noch einen weit langsamern Fortgang, als die Baukunst: der Pallast des Alcinous in dem siebenten Buche der Odyssee ist groß und ausnehmend ausgezieret; allein sein Garten ist nichts besseres, als was wir einen Küchengarten nennen.

Die alten Kirchen auf dieser Insel können nicht unsere eigene Erfindung seyn, indem sie sich nicht für ein kaltes Klima schicken. Der weite Raum, den sie einnehmen, die vielen Steine und die Dunkelheit, indem man die Sonne abhält, geben eine erquickende Kühle, und machen sie nur für ein heißes Klima geschickt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man sie von den Moscheen der Saracenen in dem südlichen Spanien nachgebildet hat. Spanien war damahls, als es dieses Volk besaß, der Mittelpunct der Künste und Wissenschaften, und gab in allem, was schön und prächtig war, die ersten Muster an.

Wir gehen nunmehr von den erwähnten schönen Künsten zu der Gelehrsamkeit fort. Alle Alterthumsforscher sind darin einig, daß die ersten Schriften in Versen waren, und daß die prosaische Schreibart von einer viel spätern Zeit herrührte. Der erste Grieche, der in Prose schrieb, war Pherecides der Syrer. Der erste Römer war Appius Cäcus, der eine Rede wider den

Pyrrhus verfertigte. Die vier Bücher der Chataly Bhade, welches das heilige Buch von Hindostan ist, sind in Versen verfertiget; und die Arabischen Schriften in Prose kamen lange nach denen in Versen zum Vorscheine. Viele Gelehrten haben ihre Federn beschäftigt, diese sonderbare Sache zu erklären; es ist aber vergeblich gewesen. Einige haben angeführt, daß, da das Gedächtniß der einzige Verwahrungsort der Begebenheiten sey, wo man keine Schrift kennet, die Geschichte auch ursprünglich um des Gedächtnisses willen in Versen geschrieben sey. Dieß ist aber nicht befriedigend. Hätte man die mühsame Arbeit unternehmen wollen, bloß um des Gedächtnisses willen in Versen zu schreiben; so würde es mehr Einsicht erfordert haben, als jemahls ein Barbar gezeigt hat; ohne zu erwähnen, daß man ja zur Erhaltung des Andenkens der Begebenheiten mehrere Mittel, als einen Steinhaufen, einen Pfeiler, oder einen andern in die Augen fallenden Gegenstand gebraucht hat. Die Nachricht, welche Longin gibt, ist viel scharfsinniger. Er bemerkt in einem Fragmente seiner Abhandlung über die Verse, als dem einzigen Stücke, welches übrig ist, „daß ein Maß oder Vers zur Poesie gehört, weil die Poesie die verschiedenen Leidenschaften mit ihrer Sprache vorstellt; weßwegen die Alten in ihrer ordentlichen Rede lieber ihre Gedanken in Versen als in Prose ausdrückten.“ Longin glaubte, daß die Menschen ehemahls mehr den Zufällen und Gefahren ausgesetzt waren, als zu der Zeit, da sie durch eine gute Regierung und befestigte Städte beschützt

wurden. Allein er scheint nicht gemerkt zu haben, daß Furcht und Gram, die von Gefahren und Unglücksfällen eingeflößt werden, sich besser zur demüthigen Prose, als zu erhabenen Versen schicken. Ich setze noch hinzu, daß, so natürlich auch ein poetischer Ausdruck seyn kann, wenn man durch eine lebhafte Leidenschaft angetrieben wird, es doch nicht glaublich sey, daß die Alten niemahls eher geredet oder geschrieben hätten, als wenn sie durch eine Leidenschaft dazu angetrieben worden. Ihre Geschichte, Gesetze und Bündnisse waren gewiß nicht in dieser Gemüthsverfassung verfertiget. Ein wichtiger Punct in dem Wachsthume der schönen Künste, auf welchen die Schriftsteller nicht genug geachtet haben, wird hoffentlich dieses Geheimniß erklären. Dieser Punct ist die Profession eines Barden, welcher in den ersten Zeiten entstand, ehe noch das Schreiben bekannt war, und nach und nach abstarb, wie das Schreiben immer mehr und mehr gewöhnlich wurde. Die Neubegierde des Menschen ist in Absicht auf die Begebenheiten seines eigenen Geschlechts sehr groß; und wenn solche Dinge in Versen mit Musik begleitet beschrieben sind, so ist ein solches Werk ganz bezaubernd. Es wird aber vornehmlich ein feines Ohr, eine Stimme, Geschicklichkeit in der Instrumental-Musik, und vor allem andern ein poetisches Genie erfordert, um in dieser verwickelten Kunst vortrefflich zu seyn. Da nun solche Talente selten sind, so wurden auch die Wenigen, die sie besaßen, sehr hoch geschätzt; und daher rührte die Profession eines Barden, welche außer den

natürlichen Gaben mehr Bearbeitung und Übung, als eine jede andere bekannte Kunst, erforderte. Die Barden waren bey jedem Feste und andern Feyerlichkeiten Hauptpersonen. Ihre Gesänge, welche die Thaten der Könige und Helden erneuerten, und jeden Zuhörer belebten, müssen die Unterhaltung einer jeden kriegerischen Nation gewesen seyn. Wir haben das Zeugniß des Hesiodus, daß zu seiner Zeit die Barden eben so häufig, als die Töpfer oder Tischler, gewesen, und auch eben so beneidet worden. Demodokus wird vom Homer *) als ein berühmter Barde erwähnt, und Phemius, ein anderer Barde, wird von ihm angeführt, wie er den Zorn des Ulysses verbittet. Cicero **) berichtet, daß man vor Alters bey den römischen Festen die Tugenden und Thaten ihrer großen Männer besungen habe. Eben diese Gewohnheit herrschte in Peru und Mexico, wie wir aus dem Garcilasso und andern Schriftstellern wissen. Strabo ***) gibt eine sehr umständliche Nachricht von den gallischen Barden. Die folgende Stelle ist aus dem Ammianus Marcellinus †). „Die Barden haben die tapfern Thaten berühmter Männer in heroischen Versen nach der süßen Melodie der Leyer abgesungen." Ja der P. Gobien

---

*) Odyss. B. VIII.

**) Tusculan. Quaest. L. 4. c. 3. 4.

***) B. IV.

†) B. XV. K. 9.

versichert, daß sogar die Einwohner der Marianischen Inseln Barden haben, die man sehr bewundert, weil in ihren Gesängen die Thaten ihrer Vorfahren gerühmet werden. Es gibt auch Spuren davon unter den Apalachites in Nord-Amerika *). Und wir werden in der Folge sehen, daß die Barden in keinem andern Theile der Welt geehrter, als in Brittanien und Scandinavien, waren.

---

*) Bey dem ersten Meerschweine, das ein junger Grönländer fängt, wird für die Familie und Nachbarn eine festliche Mahlzeit angestellt. Der junge Held beschreibt während der Mahlzeit seine Geschicklichkeit in dem Fange des Thieres; die Gäste bewundern seine Geschicklichkeit, und erheben den lieblichen Geruch der Speise. Ihre einzige Musik ist eine Art von Trommel, welche einen Gesang zum Lobe des Meerschweinfangs ihrer Vorfahren, oder der zurück kehrenden Sonne begleitet. Hier sind die Anfangsgründe der Bardenprofession. Der Gesang ist für ein Chor gemacht, wie viele von unsern alten Gesängen eben so gemacht sind. Folgendes kann als ein Beyspiel dienen:

„Die willkommene Sonne kehret zurück
„Amnah ajah, ajah, ah-hu!
„Und bringt uns schön und klares Wetter
„Amnah, ajah" ꝛc.

Der Barde singt die erste und dritte Zeile, und begleitet sie mit seiner Trommel und mit einer Art von Tanze. Die andern Zeilen, welche die Bürde des Gesanges heissen, werden von den Gästen gesungen.

Die Barden waren die einzigen Geschichtschreiber, ehe das Schreiben eingeführet wurde. Tacitus*) sagt, daß die Gesänge der Deutschen Barden ihre einzigen Jahrbücher wären. Und Johannes Magnus, Erzbischof zu Upsal, bekennet, daß er in der Sammlung seiner Geschichte der alten Gothen keine andern Nachrichten, als die Gesänge der Barden, gehabt. Da diese Gesänge bey jedem Feste eine berühmte Figur machten, so wurden sie in jeder Familie von den Ältern auf ihre Kinder gebracht, und auf diese Weise blieben sie bekannt, ehe man noch etwas vom Schreiben wußte.

Die Erfindung des Schreibens machte eine beträchtliche Veränderung in der Profession der Barden. Es ist nunmehr ausgemacht, daß keine Poesie geschickt ist, mit Musik begleitet zu werden, die nicht simpel ist; ein zusammen gesetzter Gedanke oder Beschreibung erfordert die größte Aufmerksamkeit, und läßt keine zur Musik übrig; oder wenn die Aufmerksamkeit getheilt wird, so macht es nur einen schwachen Eindruck. Die simpeln Opern des Quinault haben den Vorzug vor allem, was Boileau und Racine in der Art verfertiget haben. So bald aber eine Sprache in ihrem Wachsthume zur Reife mit einer Mannigfaltigkeit von Redensarten bereichert wird, die geschickt sind, die erhabensten Gedanken auszudrücken, so streben Leute von Genie nach den

*) De Moribus Germ. c. 2.

höhern Zügen der Poesie, und überlassen die Musik und den Gesang den Barden; so daß sich dadurch die Profession eines Poeten und eines Barden unterschieden. Homer kann in weitem Verstande ein Barde genannt werden; denn unter diesem Charakter ging er von einem Feste zum andern herum. Allein er war kein Barde in der ursprünglichen Bedeutung; er las zwar seine Gedichte zahlreichen Zuhörern vor; allein seine Gedichte sind für die Musik zu sehr zusammen gesetzt, und wahrscheinlicher Weise hat er sie auch niemahls abgesungen, oder mit der Leyer begleitet. Die Truvadors in Provence waren Barden in der ursprünglichen Bedeutung, und machten in den Zeiten der Unwissenheit, da wenige lesen, und noch wenigere schreiben konnten, eine große Figur. In spätern Zeiten wurden die Gesänge der Barden schriftlich abgefaßt, so daß sie jedermann auch ohne Barden bekommen konnte; und nach und nach kam diese ganze Profession in Vergessenheit. Unter den Hochländern in Schottland ist das Lesen und Schreiben in ihrer eizenen Sprache bis auf den heutigen Tag eben noch nicht gewöhnlich; und dieser Umstand erhielt die Profession der Barden noch lange unter ihnen, da sie schon unter den benachbarten Nationen vergessen war. Ossian war der berühmteste Barde in Caledonien, so wie Homer in Griechenland *).

---

*) Die Meisten werden von dem, was neu und prächtig ist, gerührt; aber sie bleiben nicht lange

Nunmehr wird auch der Leser nach Anleitung der vorher gehenden historischen Beschreibung ohne meine Hülfe einsehen, warum die ersten Schriften in Versen waren. Die Gesänge der Barden, welche allgemein beliebt waren, machten auch die ersten Aufsätze aus, wobey man das Schreiben anwendete; sie wurden von den geschicktesten Schriftstellern sorgfältig gesammelt, um sie zum beständigen Andenken aufzuheben. Der folgende Theil des Wachsthumes ist auf gleiche Weise leicht zu erklären. Leute, die keine andern schriftlichen Aufsätze kannten, als Verse, verfaßten auch ihre Gesetze, ihre Religions-Gebräuche und alle merkwürdigen Begebenheiten in Versen, die man zum Andenken schriftlich aufheben wollte. So bald aber die Materien zum Schreiben vermehret und immer verwickelter wurden, da die Leute zu denken, zu lehren und zu reden anfingen; so mußten sie sich zur niedrigen Prose herablassen; indem es für einen Redner oder Schriftsteller eine unerträgliche Last gewesen wäre, wenn man ihn bey der Bearbeitung der Materien von dieser Art hätte an Verse binden wollen.

---

bey einem unrechten Geschmacke. Voltaire hält es für ein starkes Zeugniß für das befreyete Jerusalem, daß sogar die Gondoliers in Venedig es auswendig wissen; und daß einer kaum eine Strophe anfängt, da nicht der andere gleich mit der folgenden fortfährt. Die Werke des Ossians haben eben dieses Zeugniß für sich: es gibt nicht viele Hochländer, sogar vom niedrigsten Range, die nicht lange Stellen daraus hersagen könnten.

Die prosaischen Schriften der ältesten Geschichtschreiber sind alle dramatisch. Ein Schriftsteller, der ohne alle Kunst ist, wird natürlicher Weise angetrieben, die Dinge zu erzählen, wie er sie gesehen hat: er führet seine Personen ein, wie sie reden und handeln; und er selbst erzählet, was geschehen und nicht gesprochen ist. Die historischen Bücher des alten Testaments sind in dieser Schreibart abgefaßt; und die Verfasser dieser Bücher sind so sehr dramatisch, daß sie oft Gott selbst redend einführen. Außer dem ist die Einfalt dieser Schreibart der Armuth einer jeden Sprache in ihren ersten Zeiten auf eine glückliche Weise angemessen. Die dramatische Schreibart hat eine angenehme Wirkung in dem Ausdrucke der Empfindung, und alles dessen, was simpel und rührend ist. Man findet hiervon ein Beyspiel in dem Buche Ruth K. 1. v. 8. — K. 4. v. 16. von einer geringen Begebenheit, welche auf diese Weise nicht wenig interessant wird. Hingegen ist die dramatische Schreibart bey weitem nicht so angenehm, wenn sie bloße historische Begebenheiten erzählet. Ein Beyspiel hiervon ist dasjenige, was wir im 1. B. der Könige K. 1. v. 11-49. lesen. Hier findet man häufige Wiederhohlungen; zwar nicht von einerley Person, doch von verschiedenen Personen, welche in der Folge der Erzählung einerley Sachen sagen müssen; welches in der dramatischen Schreibart ganz natürlich ist, wo die Dinge genau vorgestellet werden, wie sie sich zugetragen haben. Daher sind die Wiederhohlungen des Homers eine Schönheit, und kein Fehler; indem sie sich nur auf

den dramatischen Theil einschränken, und niemahls in der Erzählung vorkommen.

Allein die dramatische Schreibart, so angenehm sie auch ist, wird doch in einer langen Geschichte ekelhaft und unerträglich. Bey dem Wachsthume der Gesellschaft entstehen neue Begierden und neue Leidenschaften; die Menschen werden mit einander in verschiedene Verbindungen verwickelt; die Zufälle und Begebenheiten vermehren sich, und die Geschichte wird durch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Umstände sehr zusammen gesetzt. Der Dialog wird daher sparsamer gebraucht, und die bloße Erzählung wird in der Geschichte damit vermischet. Die Erzählung ist gleichsam der Grund, und der Dialog wird darauf wie Blumen in einer Stickerey gesetzet. Homer ist unstreitig, wie jedermann einräumet, der größte Meister in dieser Schreibart. Man findet davon nichts vollkommeners als die Iliade. Die Odyssee ist darin weit nach zusetzen; und ich berufe mich hierbey, um mich wider den Tadel der blinden Bewunderer des Homers zu schützen, auf einen berühmten Kunstrichter, dessen höhern Geschmack und Urtheil man niemahls streitig gemacht hat. „Die Odyssee, sagt Longin, zeuget deutlich, wie natürlich es einem Schriftsteller von großem Genie in seinen abnehmenden Jahren ist, auf eine fabelhafte Erzählung sich herabzulassen; denn es erhellet aus vielen Umständen, daß Homer die Odyssee nach der Iliade geschrieben habe. Die Iliade wurde verfertiget, da sein Genie noch in

seiner größten Stärke war, und daher ist der ganze Bau dieses Werks dramatisch und voll Handlungen; die Odyssee hingegen bestehet meisten Theils in Erzählungen, welches von der Kälte des hohen Alters herrühret. Man kann den Homer in diesem letztern Werke mit der untergehenden Sonne vergleichen, die immer noch eben die Größe, aber nicht eben die Hitze oder Stärke hat. Man sieht nicht in der Odyssee das Erhabene der Iliade, welche beständig in einerley lebhaften Tone und in der starken Hitze der Bewegungen und Leidenschaften fortgehet, welche wie Wellen in einem Sturme auf einander fort rollen. Jedoch Homer ist wie der Ocean groß, sogar alsdann noch, wenn bey ihm Ebbe ist, und er sich in Erzählungen und unglaublichen Erdichtungen verlieret; seine Beschreibung von Stürmen, die Begebenheiten des Ulysses mit dem Polyphem, dem Cyclopen, und viele andere können zum Beyspiele dienen"*).

Die erzählende Schreibart wurde mit der Zeit so herrschend, daß der Schriftsteller bey einer langen Geschichte den Dialog beynahe ganz unterließ. Die ältesten Schriftsteller von dieser Art

---

*)Des Pilgrims Fortgang und Robinson Crusoe, große Lieblingsbücher des gemeinen Volks, sind in einem Styl geschrieben, der, wie die Schreibart, durch eine gehörige Vermischung der dramatischen und erzählenden Schreibart belebt ist; und sie sind deßwegen wohl in verschiedene Europäische Sprachen übersetzt worden.

scheinen sehr wenig Urtheilskraft zu haben, um die Hauptbegebenheiten von den kleinen Umständen, die ein jeder Leser selbst hinzu setzen kann, gehörig zu unterscheiden. Die Geschichte des Trojanischen Krieges vom Dares aus Phrygien ist ein artiges Beyspiel von dieser kalten und kriechenden Schreibart. Man lese nur folgende Stelle. Herkules, welcher einen Angriff auf Troja gethan hatte, erschlug den König Laomedon, und machte dem Telamon, seinem Gefährten, ein Geschenk mit der Hesione, des Königs Tochter. Priamus, der nach dem Tode seines Vaters Laomedon in dem Königreiche Troja folgte, schickte den Antenor ab, um seine Schwester Hesione zurück zu fordern. Unser Verfasser fährt auf folgende Art fort. „Antenor, wie Priamus befohlen hatte, ging zu Schiffe, und segelte nach Magnesia, wo Peleus sich aufhielt. Peleus bewirthete ihn drey Tage lang, und am vierten Tage fragte er ihn, woher er käme. Antenor sagte, daß ihm Priamus befohlen hätte, von den Griechen zu verlangen, daß sie die Hesione wieder geben sollten. Als Peleus dieses hörete, ward er zornig, weil es seine Familie anging, und Telamon sein Bruder war; und befahl dem Gesandten, so gleich abzureisen. Antenor begab sich unverzüglich zu Schiffe, und segelte nach Salamis, wo Telamon wohnte, und verlangte von ihm, daß er die Hesione ihrem Bruder Priamus wieder geben sollte; weil es ungerecht wäre, ein junges Frauenzimmer von königlichem Geblüte so lange in der Dienstbarkeit zu behalten. Telamon antwortete, daß er dem Priamus nichts

gethan hätte; und daß er dasjenige nicht zurückgeben wolle, was er als eine Belohnung für seine Tapferkeit bekommen hätte; und befahl dem Antenor, die Insel zu verlassen. Antenor ging nach Achaja, und segelte von dannen zu dem Castor und Pollux, und verlangte von ihnen, den Priamus zu befriedigen, und ihm seine Schwester Hesione wieder zu verschaffen. Castor und Pollux läugneten, daß sie den Priamus beleidiget hätten, und daß Laomedon ihnen zuerst unrecht gethan hätte; und befahlen dem Antenor abzureisen. Von dannen segelte er zu dem Nestor in Pylus, und erzählete ihm die Ursache seiner Ankunft; als Nestor dieses hörete, fing er an auszurufen, wie es Antenor hätte wagen können, seinen Fuß in Griechenland zu setzen, da er sähe, daß die Griechen zuerst von den Phrygiern wären beleidiget worden. Da Antenor sah, daß er nichts ausrichten würde, und daß man den Priamus schimpflich behandelte, so ging er zu Schiffe, und kehrete wieder zurück." Die Römischen Geschichten vor den Zeiten des Cicero sind bloße Chroniken. Cato, Fabius Pictor, und Piso schränkten sich auf bloße Begebenheiten ein*). In den Scriptoribus Historiae Augustae findet man nichts als eine magere Erzählung der Begebenheiten, die gemeiniglich von geringer Wichtigkeit sind, und ein verdorbenes Volk angehen, ohne einen einzigen Zufall, der die Einbildungskraft erregen, oder die Urtheilskraft üben

*) Cic. de Orat. lib. 2. c. 5.

kann. Die Historien der Mönche sind alle auf eben diese Weise abgefaßt *).

Da die trockene erzählende Schreibart sehr wenig interessant oder angenehm ist, so trieb der Geschmack zur Verschönerung einige Schriftsteller an, weitläufig und wortreich zu seyn. Saxogrammaticus, der im zwölften Jahrhunderte eine Geschichte von Dänemark in Lateinischer Sprache verfertigte, und für jene Zeit ausnehmend zierlich schrieb, ist außerordentlich wortreich, und voll von Tavtologien. Ein solcher Styl ist in einer neuern Sprache nicht allein unangenehm, sondern auch ganz unerträglich, ehe sie mit einem Vorrathe von Redensarten bereichert wird, welche die große Mannigfaltigkeit der Begebenheiten in einer Geschichte geschickt ausdrücken können. Man lese unter vielen andern nur folgende Erzählung. Heinrich der VII. in England, welcher die junge Königinn von

*) Euripides in seinen Phönicierinnen führet den Ödipus ein, als einen zur Verbannung verdammten und blinden, wie er seinen Stab fordert, den ihm seine Tochter Antigone in die Hand gibt, und ihn führet, um ihn vor dem Stolpern zu bewahren. Solche kleine Umstände, dergleichen im Richardson häufig vorkommen, haben zwar die Absicht, den Leser dahin zu bringen, daß er sich selbst als einen Zuschauer betrachte; allein man kann mit Recht zweifeln, ob nicht dieser Vortheil durch das Matte einer kriechenden Schreibart überwogen werde.

Neapel zur Gemahlinn haben wollte, schickte drey Männer als Gesandten ab, sie zu besuchen, und auf gewisse Fragen zu antworten, die in einer artigen und auserlesenen Anweisung zu der genauen Betrachtung ihrer Person, Bildung ꝛc. enthalten waren; wie es Baco in seinem Leben von diesem Könige ausdrückt. Eine von diesen Anweisungen war, das Bildniß der Königinn zu schicken; welches, wie man denken sollte, eben nicht viele Worte erforderte; und doch ist die Anweisung hierüber wie folget. „Des Königs besagte Diener sollen auch, so bald sie nach Spanien kommen, sich fleißig nach einem geschickten Mahler erkundigen, der eine gute Erfahrung habe, Gesichter und Proträts zu machen und zu mahlen; und einen solchen sollen sie mit sich an den Ort nehmen, wo die besagte Königinn ihren Aufenthalt hat, in der Absicht, daß der besagte Mahler ein Gemählde von dem Gesichte und der Ähnlichkeit der besagten jungen Königinn zeichnen möge, welches derselben so ähnlich sey, als es nur kann oder mag mit Bequemlichkeit gemacht werden; und sie sollen dieses Gemählde und Bild genau bezeichnen, und in jedem Puncte und Umstande bemerken, so daß es in der Ähnlichkeit und Gleichheit so nahe als möglich mit dem wahrhaften Gesichte, Ansehen und Ähnlichlichkeit der besagten Königinn überein stimme; und im Falle sie gewahr werden, daß der Mahler bey dem ersten oder zweyten Mahlen nicht eben dasselbe vollkommen nach ihrer Gleichheit und Ähnlichkeit gemacht hat, oder daß er einen Gesichtszug oder Umstand entweder in Farben,

oder in andern Verhältnissen des besagten Gesichts ausgelassen hat, so sollen sie eben den Mahler, oder einen andern geschickten Mahler, den sie bekommen können, eben dieses Gemählde so oft erneuern und verbessern lassen, bis es vollkommen, und in aller Betrachtung dem Bilde und Gesichte der besagten Königinn gemäß gemacht sey." Nach dieser Probe, welche so sehr nach dem Geschmacke dieses Herrn ist, wird man sich nicht mehr über den abgeschmackten historischen Styl der damahligen Zeit wundern. Dieser abgeschmackte Styl in der erwähnten Geschichte Heinrichs VII. ist gar sehr unter aller Ernsthaftigkeit und Würde der Geschichte; besonders in den Gleichnissen, Metaphern und Anspielungen, die nicht weniger weit her gehohlt als matt sind. So heißt es daselbst von Perkin Warbeck und seinen Nachfolgern, „daß sie nunmehr wären wie der Sand ohne Thon, sehr übel zusammen verbunden." Ferner, „aber Perkin beschloß, sein Feuer, welches bisher gebrannt hatte, als ob es unter grünem Holze wäre, mit beständigem Anblasen lebhaft zu unterhalten, und segelte wieder nach Irrland." Imgleichen, „wie es in den Fluthen des einmahl erregten Volkes gemeiniglich nicht an blasenden Winden fehlet, um sie noch rauher zu machen, so erregte dieses Volk zwey Anführer oder Hauptleute." Ferner, wo die Rede von den Aufrührern und von den Ursachen ist, die sie entzündeten, heißt es: „Aber nun fingen diese Blasen an, durch vieles Umrühren zusammen zu kommen, wie sie oben auf dem Wasser zu thun pflegen." Ferner, wo

von Perkin geredet wird: „Und wie es mit dem Rauche gehet, der sich niemahls eher verlieret, als bis er am höchsten ist, so erhob er auch vor seinem Ende seinen Titel, und nannte sich nicht mehr Richard, Herzog von York, sondern Richard der IV., König von England." Ja der Verfasser fällt bisweilen so sehr ins Niedrige, daß er mit Worten spielet; ein Beweis hiervon ist folgende Rede, die er für den Perkin an den König von Schottland hält. „Hoher und mächtiger König! Ihro Gnaden geruhen gütigst ihre Ohren zu neigen, und die Trauergeschichte eines jungen Mannes anzuhören, der von Rechtswegen den Ball eines Königreichs in seiner Hand halten sollte, aber durch Unglücksfälle selbst ein Ball geworden ist, der von einem Elende zum andern, und von einem Orte zum andern gestoßen wird." Das Folgende ist eine seltsame und gezwungene Anspielung. Da er von der Margaretha, Herzoginn von Burgund, redet, welche den Lambert Simnel und Perkin Warbeck beschützet hatte, so sagte er: „Es ist die seltsameste Sache in der Welt, daß die Lady Margaretha jetzt, da andere Frauen aufhören schwanger zu seyn, zwey solche Ungeheuer gebähren, und in der Geburt nicht neun oder zehen Monathe, sondern viele Jahre zubringen sollte. Und da andere natürliche Mütter schwache Kinder gebähren, die sich nicht selbst helfen können, so gebieret sie große Aufschüßlinge, die bald nach ihrer Ankunft in die Welt im Stande sind, mächtigen Königen Schlachten anzubiethen." Ich würde nicht so viele Beyspiele von kindischen Spielwer-

ken in der Schreibart angeführet haben, wenn sie nicht von einem großen Philosophen herrührten. In der That, der Geschmack der damahligen Zeit muß sehr schlecht gewesen seyn, da er sogar das größte Genie ansteckte.

Die Vollkommenheit der historischen Schreibart, zu welcher die Schriftsteller endlich nach vielen Wanderungen durch verschiedene unvollkommene Arten gelangen, ist eine Erzählung wichtiger Begebenheiten, die mit ihren Bewegungsgründen und Folgen verbunden ist. Eine Geschichte von dieser Art ist wirklich eine Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Geschichte des Thucydides, und noch mehr die Geschichte des Tacitus, sind glänzende Beyspiele von dieser Schreibart.

Eine Sprache in ihrer ursprünglichen Armuth, der es an Stärke und Abwechslung fehlet, hat nichts anders, wodurch sie einen Gedanken verstärken kann, als daß sie den Ausdruck verdoppelt. Im alten Testamente sind hiervon unzählige Beyspiele. „Und sie sagen, wie weiß es Gott, und ist wohl eine Kenntniß davon in dem Allerhöchsten?" Ferner: „du sollst sagen zu dem Hause Jacob, und erzählen den Kindern Israel." Ingleichen: „ich will seyn ein Feind gegen deine Feinde, und ein Widersacher gegen deine Widersacher." Ferner: „zu wissen Weisheit und Unterricht, zu vernehmen die Worte des Verstandes, anzunehmen die Lehre der Weisheit." „Sie leget ihre Hände an die Spindel, und ihre Hände

halten den Spinnrocken." „Laß deine Augen recht sehen, und laß deine Augenlieder gerade vor dir sehen."

Die Beredsamkeit war von späterm Ursprunge, als die Kunst der gelehrten Schreibart; indem man nicht eher Muster hatte, die erstere zu studieren, als bis die letztere verbessert war. Die Rede des Cicero für den Roscius ist in einem weitläufigen und höchst zierlichen Style abgefaßt; welche, wie Plutarch sagt, allgemeinen Beyfall fand, weil damahls der Asiatische Styl, den man mit der Schwelgerey von Asien nach Rom gebracht hatte, gar sehr in der Mode war. Allein Cicero lernte auf einer Reise nach Griechenland, wo er die Griechischen Schriftsteller studierte, das Überflüssige auszumerzen, und seinen Styl zu reinigen, so daß er in einem hohen Grade verfeinert wurde. Er führte in seine Muttersprache eine Annehmlichkeit, Zierde und Majestät ein, welche die Welt, und sogar die Römer selbst, in Erstaunen setzte. Cicero bemerket mit vielem Bedauern, daß Julius Cäsar, wenn ihn nicht die Begierde nach Macht von den Gerichtsplätzen zum Commando über Legionen abgezogen hätte, unstreitig der vollkommenste Redner in der Welt geworden wäre. So parteyisch sind die Menschen gegen die Profession, worin sie vortrefflich sind. Die Beredsamkeit triumphiret in einer Versammlung des Volks, und sie erlangt in einem Gerichtshofe, der aus vielen Richtern besteht, ein großes Ansehen; aber sie macht eine kleine Figur, wo nur ein Richter ist, und bey einer

despotischen Regierung gilt sie gar nichts. Die Beredsamkeit blühete in den Republiken von Athen und Rom, und hat noch gegenwärtig in einem Brittischen Parlemente einiges Ansehen.

Die Griechische Bühne ist mit Recht von allen gesitteten Nationen bewundert worden. Die Tragödien des Sophokles und Euripides ins besondere werden von allen Kunstrichtern für die vollkommensten in ihrer Art gehalten, und sind vortreffliche Muster zur Nachahmung, aber auch über alle Erreichung erhaben. Es ist in dem Wachsthume der Künste gewiß eine sonderbare Erscheinung, daß man die Griechische Bühne so frühzeitig zu ihrer Reife gebracht hat. Die Griechische Tragödie machte einen schnellen Fortgang vom Thespes bis auf den Sophokles und Euripides, dessen Werke zwar die vollkommensten sind, die man jemahls in Griechenland aufgeführet hat; es ist aber noch zweifelhaft, ob sie wirklich solche Meisterstücke waren, wie man sich gemeiniglich vorstellet. Diese Materie ist artig; und ich hoffe, der geneigte Leser wird auf dasjenige, was nunmehr folget, seine Aufmerksamkeit richten.

Keine menschliche Stimme konnte das Griechische Theater ausfüllen, welches so geräumig war, daß es verschiedene tausend ganz bequem fassen konnte. Man erfand eine kupferne Röhre, um die Stimme zu verstärken; aber diese Erfindung unterdrückte den Wohlklang der Aussprüche, indem sie die Stimme zu einer unangenehmen Monotonie einschränkte. Die Röhre war nicht

der einzige mißfällige Umstand: ein jeder Schauspieler trug eine Maske; und es ist noch nicht erklärt, warum dieses geschehen sey. Es kann seyn, daß diejenigen den Ausdruck des Gesichts nicht deutlich sehen konnten, welche in den hintersten Reihen saßen; und man hielt deßwegen ohne Zweifel eine Maske für nöthig, um dadurch alle Bürger einander gleich zu machen. Allein ohne die Ursache davon weiter zu untersuchen, so stelle man sich nur die Figur eines Schauspielers mit einer Maske und einer Röhre vor. Er kann vielleicht eine einzelne Begebenheit oder Gedanken, wie etwa die Materialien einer Italienischen Oper sind, erträglich genug vorstellen; aber die Stimme, Miene und Gebärden sind zu dem Ausdrucke der feinen Empfindungen und zärtlichen Töne der Leidenschaft ganz unentbehrlich.

Worin besteht nun der Reitz in den alten Tragödien, welche alle Stände von Menschen so sehr einnahmen? Die Griechischen Tragödien sind mehr handelnd als empfindsam: sie enthalten viele vernünftige Bemerkungen über die Sitten, und das Leben überhaupt; aber keine Gesinnungen als solche, die leicht und alltäglich sind. Die Gegenstände sind von der einfachesten Art, so wie sie die Leidenschaften der Hoffnung, Furcht, Liebe, des Hasses, Neides, und der Rache in ihren gewöhnlichsten Äußerungen erwecken: keine verwickelte noch bedenkliche Situation, um eine besondere Bewegung zu verursachen; keine stufenweise zunehmende und abnehmende Leidenschaft;

und selten ein Kampf zwischen verschiedenen Leidenschaften. Man darf mich aber keines Weges so verstehen, als ob ich die Griechischen Tragödien herunter setzen wollte. Sie sind in der That wundervolle Producte des Genies, wenn man bedenket, daß die Griechen damahls nur anfingen, sich aus dem rauhen Wesen und der Barbarey zu einem Geschmacke an der Gelehrsamkeit zu erheben. Die Werke des Äschylus, Sophokles und Euripides müssen bey einem Volke, welches noch keinen Begriff von etwas Vollkommenern hatte, vielen Beyfall gefunden haben. Wir urtheilen nach der Vergleichung, und ein jedes Werk wird für vollkommen gehalten, welches seines Gleichen nicht hat. Man muß hierbey auch zu gleicher Zeit bedenken, daß nicht der Dialog, noch die Abwechslung in den vorgestellten Leidenschaften, noch die Vollkommenheit der Schauspieler, sondern die Maschinerie und prächtige Auszierung nebst der vortrefflichen Musik die Athenienser vorzüglich entzückte. Man kann aus den ausschweifenden Summen, die sie darauf verwendeten, mit Gewißheit schliessen, daß diese angeführten Dinge aufs höchste gebracht worden; indem die Vorstellung einer einzigen Tragödie den Athenienfern mehr kostete, als ihre Flotte oder Armee in einem Feldzuge.

Man sollte denken, daß diese Stücke zu simpel wären, um beständig zu gefallen; da eine Abwechslung der Handlung, Gesinnung und Leidenschaft erfordert wird, ohne welche die Bühne niemahls lange eine Lieblingsunterhaltung blei-

ben wird: und doch finden wir nicht, daß man nach den Zeiten des Sophokles und Euripides eine einzige Verbesserung versucht hätte. Dieses wird vielleicht bey dem ersten Anblicke wunderbar zu seyn scheinen. Allein die Verwunderung verschwindet, sobald man bedenkt, daß die Art der Ausführung eine jede Verbesserung nothwendig verhinderte. Eine Unbeständigkeit der Leidenschaft und verfeinerte Empfindungen würden auf dem Griechischen Theater kein großes Aufsehen gemacht haben. Man stelle sich vor, daß man die streitende Scene zwischen dem Brutus und Cassius in der Tragödie, Julius Cäsar, oder das Schnupftuch in dem Mohren von Venedig daselbst vorgestellet hätte: wie geringe würde ihre Wirkung seyn, wenn man sie in einer Maske, und durch ein Rohr ausspräche? Die Wirkungen der Natur auf das Gesicht, und die Beugungen der Stimme, welche das verschiedene Gefühl ausdrücken, und in einer neuern Vorstellung so sehr rühren, würden daselbst gänzlich verloren gegangen seyn. Ein großes Genie, welches zur Verfertigung einer rührenden Tragödie vollkommene Talente gehabt hätte, würde gewiß in Griechenland kein großes Aufsehen gemacht haben. Man hätte erst ein Gebäude von einer mäßigen Größe aufführen, und neue Schauspieler abrichten müssen, um sich mit bloßem Gesichte zu zeigen, und in ihrer eigenen Stimme zu reden. Und nach alle diesem hätte man noch ein größeres Wunder verrichten müssen, nähmlich eine gänzliche Verbesserung des Geschmacks bey dem Athenienstschen Volke. Kurz, die Simplicität der

Griechischen Tragödie war der Art zu handeln angemessen; und diese Art verhinderte alle Verbesserungen.

Man kann hieraus mit Gewißheit den Schluß machen, daß die Feinheit des Geschmacks und Gefühls unter den Griechen, sogar da sie die größte Figur machten, nur wenig bekannt gewesen. Man kann zwar in einer rührenden Tragödie die Musik mit gutem Erfolge anbringen; aber die Pracht und der Glanz bey der Aufführung können dabey nichts helfen. Ein Zuschauer, der sehr gerühret ist, achtet auf keine Auszierung. Ich berufe mich hier auf die Scene zwischen dem Hamlet und der Königinn, seiner Mutter; gibt wohl jemand von Geschmack auf die Schönheit der Maschinerie im geringsten Achtung? Jedoch es würde voreilig seyn, wenn man einen jeden Athenienser auf gleiche Weise tadeln wollte. Ziehen nicht Pantomimen, Seiltänzer, und andere solche Modeschauspiele viele von den rührendsten Tragödien ab? und doch gibt es unter uns nicht wenig Personen von Geschmack, welche dergleichen Schauspiel verachten, und für solche halten, die sich nur für den Pöbel schicken. Wenn nun solche Personen damahls in Athen waren, woran wir nicht zweifeln dürfen, so beweist dieses den Vorzug ihres Geschmacks. Sie hatten keine Muster von verfeinerten Schauspielen, als welche man auf ihren Bühnen vorstellte; wir aber haben viele. Was die Komödie anbetrifft, so sieht man nicht, daß die Griechische Komödie die Tragödie in ihrem Wachsthume zur Vollkommenheit

übertroffen hätte. Horaz erwähnet dreyerley Arten der Griechischen Komödie. Die erste war den rauhen und schlechten Sitten der Griechen angemessen, da Eupolis, Kratinus und Aristophanes schrieben. Diese schämten sich nicht, wirkliche Personen, nicht einmahl mit Verschweigung ihrer Nahmen, auf der Bühne aufzuführen; wovon wir ein einleuchtendes Beyspiel in einer Komödie des Aristophanes, die Wolken, haben, wo Sokrates aufgeführet und aufs verächtlichste behandelt wird. Diese Art der Komödie, welche weder Götter noch Menschen schonete, wurde von der Obrigkeit zu Athen so sehr eingeschränket, daß sie verboth, die Personen auf der Bühne mit ihren Nahmen aufzuführen. Dieses brachte sodann die Schriftsteller dahin, daß sie thaten, was gegenwärtig geschieht. Die Charaktere und Sitten bekannter Personen wurden so sehr nach dem Leben geschildert, daß man sie nicht verkennen konnte; und die Satyre wurde in der That durch diese Verordnung erhöhet; indem es noch ein hinzugesetztes Vergnügen war, die Nahmen ausfindig zu machen, auf welche in der Vorstellung gezielet wurde. Dieses nannte man die mittlere Komödie. Jedoch da auch hierbey noch allzu große Freyheit zur Spötterey und Ausschweifung übrig blieb, so wurde ein Gesetz gegeben, worin ausdrücklich verbothen war, wirkliche Begebenheiten oder Zufälle auf der Bühne aufzuführen. Dieses Gesetz vertrieb glücklicher Weise die Satyre wider einzelne Personen, und schränkte sie auf die Sitten und Gebräuche überhaupt ein. Die Komödien des Menander, Philemon und Diphilus,

welche ungefähr dreyhundert Jahre vor Christi Geburt berühmt waren, sind nach diesem Gesetze eingerichtet. Und dieses wird die dritte Art der Griechischen Komödie genannt. Die noch übrigen Komödien des Aristophanes fehlen nicht weniger wider den guten Geschmack, als wider den Wohlstand. Aber wir haben auch Ursache zu glauben, daß die Griechische Komödie durch den Menander und seine Zeitgenossen ansehnlich verfeinert wurde; und wir müssen uns hierbey auf ein gleichseitiges Zeugniß verlassen, weil wir sehr wenige Überbleibsel von ihren Werken haben. Jedoch ihre Werke waren noch sehr weit von der Vollkommenheit entfernt, wenn wir von ihrem Nachahmer Plautus, der hundert Jahre später schrieb, einige Muthmaßungen ziehen können. Plautus war ein Schriftsteller von Genie; und man kann mit Grunde annehmen, daß seine Copien, wenigstens in Materien, die man treulich nachahmen kann, nicht viel schlechter als die Originale sind; und er zeiget so wohl in der Bearbeitung, als auch in der Ausführung seiner Stücke sehr wenig Kunst. Was das erstere anbetrifft, so sind seine Verwicklungen ausnehmend simpel, sehr wenig verändert, und wenig interessant. Die Materie eines jeden Stücks ist beynahe allezeit ein junger Mensch, der sich in eine Sängerinn verliebt, und sie von ihrem Unterhalter zu erkaufen sucht, und einen Lieblingsclaven braucht, um seinen Vater wegen des Preises zu hintergehen; und die verschiedene Art, diesen Betrug auszuführen, ist die ganze Veränderung, die wir darin finden. In einigen weni-

gen von seinen Komödien steiget die Erzählung auf einen höhern Ton, wenn es entdeckt wird, daß die Sängerinn die Tochter eines freygebornen Mannes ist, wodurch sodann alle Hindernisse einer Heurath zwischen ihr und ihrem Liebhaber aus dem Wege geräumet werden. In der Ausführung seiner Stücke ist ein erbärmlicher Mangel an Kunst. Anstatt die Materie in dem Fortgange der Handlung zu entwickeln, wie es Terenz und ein jeder neuerer Komödienschreiber thut, so führet Plautus eine Person ein, um nur bloß die Geschichte den Zuhörern zu erklären. In einer von seinen Komödien ist gar ein Hausgott so höflich, und entwickelt nicht nur die ganze Sache, sondern erzählet auch im voraus einen jeden besondern Umstand, der vorgestellt werden soll. Wußte Plautus nicht, daß es angenehm ist, unsere Neubegierde in Ansehung dessen zu erregen, was zunächst folgen wird? In der Folge der Handlung werden oft Personen eingeführet, die mit sich selbst auf öffentlicher Straße laut reden. Man sollte denken, die Griechen müßten große Schwätzer gewesen seyn, da sie sich nicht enthalten konnten, sogar öffentlich mit sich selbst zu sprechen. Würde wohl Plautus in der Ausführung seiner Stücke so kunstlos gewesen seyn, wenn ihm Menander oder die andern erwähnten Komödienschreiber ein vollkommeneres Muster gelassen hätten?

Es wird in den Grundsätzen der Kritik *) be-

---

*) S. Homes Grundsätze der Kritik K. 13.

merket, daß man alsdenn erst, wenn eine Sprache anfängt eine Politur zu bekommen, und die Bedeutung der Worte festgesetzt ist, an den Wortspielen ein Vergnügen findet. Plautus schrieb gerade in diesem Zeitalter der Römischen Sprache. Sein Witz bestehet fast gänzlich in einem Wortspiele, einem beständigen Geklingel, wobey Worte zusammen gesetzt sind, welche bey verschiedenen Bedeutungen beynahe einerley Klang haben, oder Worte von verschiedenem Klange gebraucht werden, die einerley Bedeutung haben. Da die Griechische Sprache viele Jahre vorher zu ihrer Vollkommenheit gelangt war; so kann man einen solchen falschen Witz dem Plautus selbst, und nicht den Griechen, die er nachahmte, mit Recht zuschreiben. Man weiß nicht eigentlich, wenn die Zeit dieses falschen Witzes in Griechenland gewesen ist; aber man sieht, daß sie in den Tagen des Homers noch nicht aufgehöret hat, wovon der Scherz in der Odyssee ein Beyspiel ist, wo Ulysses den Polyphem hintergeht, indem er sich selbst einen Oudis oder Niemand nennet. Es scheint auch nicht, daß diese Gewohnheit zu den Zeiten des Euripides abgeschafft sey, weil er noch in seinen Cyclopen eben diesen einfältigen Scherz wiederhohlt. Das Römische Genie reinigte seine Werke bald von solchen kindischen Schönheiten; denn bey dem Terenz, der ungefähr funfzig Jahre später als Plautus schrieb, ist kaum eine Spur davon zu finden. Über dieses ist der Dialog bey dem Terenz weit natürlicher und richtiger, und wird kein Wort bey ihm vergeblich gesetzt; Plautus hingegen ist voll von Tavtologien und Aus-

schweifungen, die wenig zum Vorhaben dienen. Kurz, wenn man den langsamen Fortgang der Künste betrachtet, so machte das Römische Theater, von dem Plautus bis auf den Terenz, einen so schnellen Fortgang, als man vielleicht in keinem andern Lande findet. Aristoteles beschreibt die Komödie als eine Nachahmung leichter und gemeiner Materien, die Lachen erwecken. Die Komödien des Plautus stimmen mit dieser Beschreibung genau überein: aber die Komödien des Terenz erheben sich zu einem höhern Tone.

Außer dem Nachtheile der oben erwähnten Maske und Röhre, sind noch zwey Ursachen, welche die Griechische und Römische Komödie von der Vollkommenheit in ihrer Art zurück hielten. Die erste ist der langsame Fortgang des gesellschaftlichen Umgangs bey diesen Nationen, welches daher rührte, daß man das weibliche Geschlecht davon ausschloß. Eine Gesellschaft kann niemahls ohne eine Vermischung beyder Geschlechter weder zu einem Grade der Verfeinerung, noch zur Vollkommenheit gelangen. Diese Vermischung bringt ein jedes verborgenes Talent, und eine jede Verschiedenheit des Charakters ans Licht. Wenn man nach den alten Schriftstellern urtheilen soll, so war der Mensch ein sehr einfaches Wesen. Tacitus schrieb zu der Zeit, da der Umgang zwischen den beyden Geschlechtern schon sehr frey war; und man findet vor ihm in keinem Schriftsteller etwas anders, als die bloßen Umrisse eines Charakters. In den alten Komödien sind zwar Geitzige, Liebhaber, Schmarotzer

und Kuppler; aber die einzelnen Personen von jeder Classe werden in eine Form geworfen. Es ist wahr, der Geitzige wird bey dem Plautus geschildert, wie er wegen seines verborgenen Schatzes in großer Angst ist, und einen jeden geringen Zufall zu einer Ursache des Verdachts macht; aber er ist immer noch eben der Geitzige, wie er von andern geschildert wird, ohne einen besondern Schatten oder eigenen Charakter. Homer ist der einzige Alte, der eine Ausnahme verdienet: seine Helden haben alle Muth; aber der Muth ist in einem jeden von einer verschiedenen Art. Die Kenntniß einer unendlichen Mannigfaltigkeit in dem Menschen, welche durch einen ungezwungenen Umgang erlangt wird, hat die Neuern in Stand gesetzt, das Theater mit unzähligen neuen Charaktern zu bereichern. Was ist es sonst, als der Mangel an Kenntniß der menschlichen Gemüther, welche den Plautus und Terenz, so wie die Italiänische Komödie, auf sehr wenige Charaktere eingeschränket hat?

Nichts ist deutlicher, als der Vorzug des Terenz vor dem Plautus in der Schreibart; und es scheint auch nichts natürlicher zu seyn, da Terenz ein späterer Schriftsteller ist, wenn sie nicht einerley Originale nachgeahmet hätten. Man kann es dem Genie zuschreiben, daß Terenz in der Reinigkeit der Sprache und Zierlichkeit des Dialogs vortrefflich gewesen ist; aber wie läßt sich sein Vorzug vor dem Plautus in der Zusammensetzung und Ausführung einer Komödie erklären? Man wird gewiß nicht glauben können,

daß Plautus die schlechtesten Komödien würde nachgeahmet, und die besten denen überlassen haben, die nach ihm kommen sollten. Diese Schwierigkeit ist keinem von den Commentatoren, so viel ich weiß, beygefallen. Wären die Werke des Menander und seiner Zeitgenossen aufbehalten worden; so würden sie dieses Geheimniß wahrscheinlicher Weise erklärt haben, welches nunmehr aus Mangel dieser Einsicht ohne Zweifel ein beständiges Geheimniß bleiben wird.

Homer ist über zweytausend Jahre für den Fürsten der Dichter gehalten worden. Eine solche Vollkommenheit in einem Schriftsteller, der zu einer solchen Zeit blühete, da die Künste von ihrer Reife noch weit entfernt waren, ist erstaunlich, ist wunderbar. Ein scharfsinniger Schriftsteller hat sich bemühet, diese außerordentliche Erscheinung zu erklären; und ich gestehe gern, daß er so wohl vielen Fleiß als auch Erfindung gezeiget hat; aber nach meiner Vorstellung thut er hierin noch keine Genüge. Das neue Licht, welches man über das Griechische Theater verbreitet hat, ermuntert mich, eine Kritik über die Iliade zu wagen, um hernach urtheilen zu können, ob Homer das gewöhnliche Wachsthum der Natur so weit überschritten hat, daß er in einer so frühen Zeit zur Vollkommenheit seiner Kunst gelangt ist.

Zur Bildung eines guten Schriftstellers müssen Genie und Urtheilskraft zusammen kommen. Die Natur verschafft das erstere; aber zu der letztern sind Unterricht und Nachahmung nothwendig.

Shakespear lebte zu einer Zeit, die ihm wenig Gelegenheit verschaffte, seine Urtheilskraft zu bearbeiten oder zu verbessern; und ob er gleich in jedem Stücke, was vom Genie abhangt, unnachahmlich ist, so findet man doch noch viele Fehler in der Ausführung seiner Schauspiele, und in andern besondern Dingen, welche eine durch Erfahrung reif gewordene Beurtheilung erfordern. Homer lebte in einem rohen Zeitalter, wo man in nützlichen Künsten wenig, und in der Verbesserung der Sitten und ausgebreiteten Höflichkeit noch weniger zugenommen hatte. Die Nationen, welche in dem Trojanischen Kriege verbunden waren, werden von ihm in einem Wachsthume vom Hirtenstande bis zum Ackerbaue beschrieben. Die berühmtesten Männer werden in der Iliade oft als Hirten erwähnt. Andromache ins besondere erwähnet sieben von ihren Brüdern, welche vom Achilles erschlagen worden, da sie ihres Vaters Schafe und Rindvieh weideten. In diesem Stande waren die wollenen Tuchkleider zwar gebräuchlich; aber die Felle der Thiere, als die ursprüngliche Kleidung, wurden doch noch als Oberkleider getragen: ein jeder Befehlshaber in der Iliade erscheint in diesem Anzuge. Die Simplicität dieser frühen Zeit war in der That so groß, daß ein jeder Befehlshaber demjenigen ein schwarzes Schaf versprach, der es wagen wollte ein Spion zu seyn. In solchen Zeiten kann die Gelehrsamkeit nicht sehr zugenommen haben; und es ist sehr zu zweifeln, ob vor dem Homer ein einziges episches Gedicht vorhanden gewesen, welches er hätte nachahmen können. Homer ist unstreitig

ein wunderbares Genie, und vielleicht das größte, welches jemahls gewesen ist: sein Feuer, und die Kühnheit seiner Begriffe sind unnachahmlich. Allein es würde in jenem frühern Zeitalter wenig mehr als ein wirkliches Wunder gewesen seyn, wenn man eine so reife Urtheilskraft und Richtigkeit der Ausführung gefunden hätte, welche in neuern Schriftstellern die Früchte einer langen Erfahrung und zunehmenden Verbesserung viele Jahrhunderte hindurch sind. Homer ist weder so reif, noch so genau. Ich werde nur zwey oder drey Umstände davon anführen; indem es eben nicht angenehm ist, sich bey den Unvollkommenheiten eines so berühmten Schriftstellers lange aufzuhalten. Das erste ist, daß er seine Helden wenig besser als Puppen einführet. Nicht einer von ihnen verrichtet eine glänzende That ohne den Beystand einer Gottheit: sogar Achilles selbst wird überall durch höhere Mächte unterstützet. Jupiter flößet dem Hektor Muth ein, die berühmten Thaten zu thun, die im 15. Buche so schön beschrieben werden; und eben dieser Gott ist es, der, nach veränderter Partey, sein Herz mit Furcht erfüllet. Glaukus, welcher schwer verwundet worden, bittet den Apollo um Hülfe, wird wunderbarer Weise geheilet, und kehret vollkommen gesund in die Schlacht zurück. Hektor, der mit einem Steine zu Boden geworfen, und im Begriffe ist, den Geist aufzugeben, wird vom Apollo geheilet, und mit verdoppelter Kraft in das Treffen zurück geschickt. Homer ist in diesem Stücke einer gewissen Secte der Christen ähnlich, welche glauben, daß ein Mensch nichts selbst

thun könne, sondern daß Gott alles thun müsse. Können die Bewunderer des Homers noch so blind seyn, und nicht begreifen, daß diese Art von Maschinerie die Würde seiner Helden verringert, sie weniger interessant, und weniger bewundrungswürdig macht? Jedoch Homer ist mit Recht ein solcher Lieblingsdichter, daß wir gern eine jede Entschuldigung annehmen. In den Zeiten der Unwissenheit sind die Leute gar sehr zu dem Wunderbaren geneigt. Homer selbst, wie man mit Recht annehmen kann, war mit dieser Schwachheit angesteckt; und er wußte gewiß, daß seine Zuhörer über alles Wunderbare und Übernatürliche ganz entzückt seyn würden. Ein anderer besonderer Umstand ist seine beständige Ausschweifung, welche unsere Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzieht. Ich wünschte, daß man auch davor eine eben so gute Vertheidigung machen könnte. Diomedes z. B. welcher den Glaukus auf dem Schlachtfelde antrifft, und wegen seiner majestätischen Miene ungewiß ist, ob er nicht vielleicht ein Unsterblicher seyn möchte, fraget ihn, wer es sey, und bezeuget, daß er mit einem Gotte nicht fechten wolle. Glaukus ergreift in der Hitze des Treffens diese sehr geringe Gelegenheit, eine lange Erzählung von seiner Familie zu machen. Unterdessen wird die Geduld des Lesers auf die Probe gestellt, und seine heftige Begierde erkaltet. Da Agamemnon einen Rath verlangt, wie man den Trojanern widerstehen könne, so tritt zwar Diomedes hervor; aber ehe er seinen Rath anbiethet, so macht er eine lange Beschreibung von allen seinen Vorfahren und ihren Charak-

tern. Und nach alle diesem, was war denn der weise Rath, der eine so große Vorrede erforderte? Er bestand darin, daß Agamemnon die Griechen ermahnen sollte, tapfer zu fechten. War denn Diomedes so wenig bekannt, daß er es für schicklich hielt, das Treffen zu einer so bedenklichen Zeit durch eine genealogische Erzählung zu unterbrechen? Es ist noch ein dritter Umstand, der mit Recht einen Tadel verdienet; und dieses ist eine große Anzahl kleiner Umstände, besonders in der Beschreibung der Schlachten, wo sie am wenigsten schicklich sind. Eine Hauptschönheit eines epischen Gedichts ist die Auswahl solcher Begebenheiten und Umstände, die einen tiefen Eindruck machen, und alles Niedrige oder Bekannte von unserm Anblicke abhalten. Die Beschreibung einer einzigen Schlacht nimmt das ganze 5. Buch der Iliade und einen großen Theil des 6. ein; und doch ist im Ganzen kein Haupttreffen; sondern es werden unbekannte Krieger, die man niemahls vorher gehöret hat, in einer Entfernung entweder mit einem Pfeile oder Wurfspieße getödtet, und eine jede Wunde wird mit anatomischer Genauigkeit beschrieben. Das ganze 17. Buch enthält den Streit über den todten Körper des Patroklus, und ist mit vielen kleinen Umständen angefüllet, die unter der Würde eines epischen Gedichts sind. In solchen Scenen wird der Leser mit unnöthigen besondern Umständen ermüdet, und hat nichts als die vortreffliche Melodie der Homerischen Verse, die ihn unterstützen kann. Die Dankbarkeit kann einen antreiben, einen Schriftsteller zu vertheidigen

der so viel Vergnügen verschafft: die einzige Vertheidigung, die ich für die erwähnten Umstände finden kann, bestehet darin, daß Homer keine guten Muster hatte, die er nachahmen konnte; und daß man ohne gute Muster eine reife Urtheilskraft vergeblich erwartet. Kurz, Homer war ein glänzender Stern, und um so viel mehr zu bewundern, weil er in einem dunkeln Zeitalter glänzte. Allein es würde ein wilder Gedanke seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß er von den Unvollkommenheiten eines solchen Zeitalters auf keine Weise beflecket seyn sollte. Es würde dieses kaum möglich seyn, man müßte denn annehmen wollen, daß er mehr als ein Mensch wäre.

Die besondern Ursachen, welche das Wachsthum der schönen und nützlichen Künste befördern, sind bereits in dem ersten Theile dieses Versuchs angeführet worden, auf welche ich mich hier beziehe.

Da ich das Wachsthum der schönen Künste zu ihrer Reife kürzlich geschildert habe, so folget nunmehr die Abnahme dieser Künste in der Ordnung. Eine Kunst wird größten Theils in ihrem Wachsthume zur Reife durch Nacheiferung befördert; und so bald sie zur Reife gelangt ist, so wird die Abnahme dadurch nicht weniger befördert. Es ist schwer, von der Vollkommenheit anders als durch Vergleichung zu urtheilen; und ein Künstler, der begierig ist, seine Vorgänger zu übertreffen, kann sich nicht bequemen ein Nachahmer zu seyn; sondern er muß etwas neues vor-

bringen, welches in einer zur Reife gelangten Kunst selten etwas anders als ein Ausartung ist. Ich werde mich bemühen, diese Ursache von der Abnahme der schönen Künste durch verschiedene Beyspiele zu erläutern. Die Vollkommenheit der Vocalmusik bestehet darin, daß sie die Leidenschaft begleitet, und die Empfindung verstärket. In dem alten Griechenlande verstand man diesen Dienst der Musik sehr wohl; welche, da sie in ihrer gehörigen Sphäre eingeschränket war, einen bezauberden Einfluß hatte. Harmonie wurde damahls sehr wenig bearbeitet, weil sie von geringem Nutzen war. Die Melodie erweichet das Herz, und diese ist es vornähmlich, welche eine Empfindung verstärket, oder eine Leidenschaft besänftiget: die Harmonie hingegen erweichet bloß das Ohr; und es ist aus einer gewissen Erfahrung bekannt, daß die wohlklingendsten Arien nur eine sehr simple Harmonie verstatten. Die Künstler in spätern Zeiten, welche nicht wußten, warum die Alten die Harmonie so wenig geachtet hatten, legten sich ernstlich auf ihre Verbesserung; und sie haben es ungemein weit darin gebracht. Allein sie sind nur auf Unkosten der Melodie glücklich gewesen, welche überhaupt zu reden in neuern Werken mitten unter dem Glanze der Harmonie verloren ist. Diese Stücke kitzeln das Ohr durch die Menge der verwickelten Töne; aber sie machen selten Eindruck auf das Herz. Die Italienische Oper ist in ihrer Gestalt der Griechischen Tragödie ähnlich, von welcher sie augenscheinlich hergenommen ist, aber sehr wenig wesentliches hat. In der letztern, worin

die Musik zum Ausdrucke der Gesinnung dienet, ist der Dialog kräftig und erhaben: in der erstern aber liegt das ganze Gewicht auf der Musik, und der Dialog, der keine Gedanken enthält, ist schwach und kraftlos. Der unruhige Mensch weiß kein goldnes Mittel; aber er versucht immer unzählige Neuerungen *). Die Baukunst ist durch eben diesen Stolz von ihrer Vollkommenheit merklich in Abnahme gerathen. Die Jonische Ordnung war am meisten beliebt, da die Baukunst in der Höhe ihres Ruhms war. Hierauf kam die Korinthische Ordnung, welche durch den Versuch einer größern Vollkommenheit von der wahren Simplicität der Natur abgewichen ist; und diese Abweichung ist in der zusammen gesetzten Ordnung noch größer. Was die gelehrten Werke anbetrifft, so waren die ersten Versuche der Römer sehr unvollkommen. Wir können dieses an dem Plautus sehen, dessen Werke noch ungemein roh sind, ob sie gleich von seinen Zeitgenossen bewundert worden, weil sie die besten waren, die man damahls hatte. Der erhabene Geist der Römer führte sie bald zu dem Großen und Schönen; und die gelehrten Werke von allen Arten

---

*) Corelli übertrifft alle anderen Neuern in der Verbindung der Harmonie mit der Melodie. Diese letztere konnte nicht reicher seyn, ohne die Harmonie ärmer zu machen; und seine Harmonie konnte nicht reicher seyn, ohne die Melodie ärmer zu machen. Wofern nun die Harmonie in einem hohen Grade erfordert wird, so kann man die Composition dieses Mannes vollkommen nennen.

waren unter der Regierung des Augusts in ihrer Vollkommenheit. Da man aber immer noch eine größere Vollkommenheit suchte, so wurden die Römischen Schriften ein seltsames Gemisch von unbestehenden Theilen; sie waren schwülstig und prächtig, und zu gleicher Zeit voll Antithesen und schimmerndem Witze. Alles Neue in den schönen Künsten gefällt, ob es gleich weniger vollkommen ist, als dasjenige, was uns schon gewöhnlich ist; und eben deßwegen fanden auch solche Werke einen allgemeinen Beyfall. Wir sehen nicht, wie die Schriftsteller nach den Zeiten des Augusts von den Mustern, die sie vor sich hatten, nach und nach abgewichen sind; indem nach dieser Zeit kein Buch von einiger Wichtigkeit übrig geblieben ist, bis wir auf den Seneca herunter kommen, in dessen Werken die Natur und Simplicität den künstlichen Gedanken und dem falschen Witze weichen. Er war ein großer Verderber des Römischen Geschmacks; und nach ihm gefielen nur die glänzenden Züge der Einbildungskraft, ohne daß man dabey auf die Gedanken gesehen hätte; sogar Virgil und Cicero machten bey der Vergleichung kein großes Aufsehen. Lucan hat in seinen Gedanken und in seiner Schreibart etwas gezwungen Erhabenes, welches man schwerlich ausstehen kann, und bisweilen fällt er gar auf kindische Betrachtungen herab; ein Beyspiel hiervon ist sein Lobspruch auf den Fluß Po, welcher, wie er sagt, der Donau gleich seyn würde, wenn er eben so viele zinsbare Ströme hätte. Quinctilian, ein Schriftsteller von wahrem und classischem Geschmacke, der vom Vespasian beschützet

und ermuntert wurde, versuchte es, die Fluth der falschen Schreibart aufzuhalten. Seine Redekunst ist in einem feinen Style geschrieben; und seine Bemerkungen enthalten alle Feinheiten der Kritik. Zu eben der Zeit blühete auch Tacitus, der eine ausgebreitetere Kenntniß von der Natur des Menschen besaß, als jemahls ein anderer alter oder neuerer Schriftsteller gehabt hat, wir müßten denn den Shakespear ausnehmen. Sein Styl ist originel, kurz, gedrungen und vielfassend, und in dem, was eigentlich seine Geschichte genannt wird, vollkommen richtig und schön. Es haben ihn verschiedene nachgeahmet, aber niemahls ist ihm jemand gleich gekommen. Brutus soll der letzte von den Römern, wegen seiner Liebe zur Freyheit, gewesen seyn: und vom Quinctilian und Tacitus kann man sagen, daß sie die letzten Römer wegen ihres gelehrten Genies gewesen sind. Plinius der jüngere ist keine Ausnahme: sein Styl ist gezwungen, schwülstig, und voll von kindischem Putze. Seneca und Plinius sind schickliche Beyspiele von Schriftstellern, die sich bemühen, mehr als das Wesentliche zu zeigen, und welche machen, daß der Verstand dem Klange nachgeben muß. Der Unterschied zwischen diesen Schriftstellern und denen, die zur Zeit des Augusts lebten; ist dem Unterschiede zwischen der Griechischen und Italienischen Musik ähnlich. Die Musik unter den Griechen schränkte sich auf den Dienst ein, wozu sie von der Natur bestimmt ist, nähmlich, daß sie die Dienstmagd des Verstandes seyn soll, um einen Gedanken zu verstärken, zu beleben, oder angenehmer zu machen.

In der Italienischen Oper wird die Hausfrau zur Dienstmagd herab gesetzt; und die Harmonie triumphiret, ohne dabey auf die Gedanken zu achten.

Eine andere große Ursache, welche den Verfall einer jeden schönen Kunst bewirket, ist der Despotismus. Der Grund davon ist leicht einzusehen; und man hat ein trauriges Beyspiel an Rom, besonders in Absicht auf die Beredsamkeit. Wir sehen aus einem Gespräche, welches das Verderben der Römischen Beredsamkeit erkläret, daß es bey der Abnahme der Kunst zur Mode wurde, die Reden mit unschicklichen poetischen Stellen als einen besonderen Zierath auszufüllen; und dieses war auch lange Zeit in Frankreich gewöhnlich. Es fügte sich zum Unglücke für die Römer und für die Welt, daß die schönen Künste zu Rom auf ihrer Höhe, und in Griechenland nicht sehr in ihrer Abnahme waren, da der Despotismus der Republik ein Ende machte. August suchte in der That ihren Fall, und besonders die Abnahme der Gelehrsamkeit zu verhindern; indem es eine Staatskunst seiner Regierung war, den Despotismus zu verbergen, und seiner Regierung ein Ansehen der Freyheit zu geben. Sein Hof war eine Schule der feinen Lebensart, wo die Leute von Genie diejenige Feinheit des Geschmacks, das Erhabene in den Gedanken, und die Zierlichkeit des Ausdrucks erlangten, welche die Schriftsteller seiner Zeit auszeichnen. Er ehrte die Gelehrten, zog sie an seine Tafel, und war gegen sie freygebig. Es

würde mühsam seyn, der Abnahme der schönen Künste in Rom bis auf ihre gänzliche Ausrottung nachzugehen. Die Tyranney des Tiberius und der folgenden Kaiser schwächte endlich den erhabenen und unabhängigen Geist der tapfern Römer, unterwarf sie einer niederträchtigen Sclaverey, und ließ nicht einen Funken von Genie übrig *).

---

*) Der Pabst Gregorius, der sehr uneigentlich der große genannt wird, erregte eine seltsame Verfolgung wider die Werke des Cicero, Titus Livius, und Cornelius Tacitus, die in allen Winkeln der Christenheit öffentlich verbrannt wurden; und von dieser Zeit an hat man nicht eine vollständige Handschrift von diesen Schriftstellern wieder gesehen. Dieß geschah schon im sechsten Jahrhunderte; so bald waren die Römer von der Vollkommenheit des Geschmacks und der Wissenschaft bis zu der niederträchtigsten Barbarey herab gefallen. Und dieses war auch nicht die einzige Verfolgung der Bücher um der Religion willen. Viele Jahrhunderte vorher eräugnete sich ein ähnlicher Fall in China, der von einem thörichten Kaiser veranstaltet wurde. Die Alexandrinische Bibliothek verbrannte zweymahl, erstlich zur Zeit des Julius Cäsar, und hernach zur Zeit des Kaliphen Omar. Wie viele Kenntniß ging nicht auf diese Weise unwiederbringlich verloren! Und doch scheint es im Ganzen genommen noch zweifelhaft, ob die Neuern durch diese Zufälle gelitten haben. In welchem Winkel einer Bibliothek soll ein Mensch anfangen, wo er so viele Bücher beysammen sieht, und auch einige wählen? Sogar der entschlossenste Mensch könnte wohl abgeschreckt werden, überhaupt etwas zu lesen.

Die Rechtsgelehrsamkeit ist die einzige Ausnahme, da sie sogar in den schlimmsten Zeiten blühete; die Römischen Rechtsgelehrten waren immer angesehene Leute, und weniger der Gegenstand der Eifersucht, als Leute von Macht und ausgebreiteten Besitznngen an Ländereyen. Unter den Griechen, als einem überwundenen Volke, nahmen die schönen Künste ebenfalls ab; aber nicht so schnell wie zu Rom, indem die Griechen, die von dem Sitze der Regierung weiter entfernt waren, von einem römischen Tyrannen nicht so leicht erreichet wurden. Während ihrer Unterdrückung verfertigten sie ganz kindische Aufsätze; wovon die Verse in Gestalt einer Achse, eines Eyes, der Flügel und dergleichen Beyspiele sind. Der Styl der Griechischen Schriftsteller unter der Regierung des Kaiser Hadrians ist ungleich, dunkel, steif und gezwungen. Lucian ist die einzige Ausnahme, die ich kenne.

Wir brauchen kaum eine andere Ursache, als den Despotismus, um die Abnahme der Bildhauerkunst und Mahlerey in Griechenland zu erklären. Diese Künste waren gegen die Zeit Alexanders des großen zu ihrer größten Vollkommenheit gelangt; und von dieser Zeit an nahmen sie auch mit der Stärke eines freyen Volks stufenweise wieder ab; indem Griechenland nunmehr durch die Macedonische Macht in die Sclaverey gerieth. Man kann überhaupt merken, daß, wenn eine Nation in dem Grade der Macht, den sie durch ihre Lage und Verfassung erlangt, zu einem Stillstande kommt, der National-Geist

nachläßt, und die Männer von Talenten rar werden. Es ist noch schlimmer mit einer Nation, die unter ihre erste Macht und Vorzug herab gesunken ist; und am schlimmsten unter allen ist es, wenn sie zur Sclaverey gebracht wird. Es kamen noch andere Ursachen dazu, welche die Abnahme der erwähnten Künste beschleunigten. Griechenland war zu der Zeit Alexanders mit Statuen von vortrefflicher Arbeit ganz angefüllet; und da man nur wenig mehr verlangte, so wurden die spätern Bildhauer genöthiget, bloß Köpfe und Büsten zu machen. Endlich machten die Römer der Bildhauerkunst und Mahlerey in Griechenland ein Ende, indem sie dasselbe der schönsten Stücke beraubten; und die Griechen, welche nunmehr dem Geitze der Überwinder ausgesetzet waren, wendeten weiter kein Geld an die schönen Künste. Winkelmann, welcher die erwähnten Ursachen übersieht, nimmt einen Grund zu der Abnahme der schönen Künste in Griechenland aus dem Vellejus Paterculus her, der ziemlich lächerlich ist. „Natürlicher Weise steiget dasjenige, was mit dem größten Fleiße erlangt wird, endlich aufs höchste; und bey dem Vollkommenen ist der Stillstand nicht leicht, so daß alles, was nicht weiter gehen kann, natürlicher Weise zurück gehet." „Der Begriff vom Schönen, sagt Winkelmann, konnte nicht vollkommener werden; und diejenigen Künste, welche nicht weiter gehen können, werden durch eine Nothwendigkeit in allen menschlichen Dingen rückgängig, nähmlich, wenn sie nicht steigen können, so müssen sie fal-

len, weil das Stillstehen keine Eigenschaft eines erschaffenen Dinges ist."

Die Abnahme der schönen Künste in Rom wird von dem Petronius, einem Schriftsteller vom Geschmacke, einer Ursache zugeschrieben, die von der oben erwähnten ganz verschieden ist; und diese ist der übermäßige Reichthum nebst seinen treuen Begleitern, dem Geitze und der Verschwendung. In England sind die schönen Künste noch sehr weit von einer solchen Vollkommenheit entfernt, daß sie noch nicht etwas vom Reichthume leiden würden. Sie sind zwar in einem Fortgange zu ihrer Reife; aber, außer der Gartenkunst, gehen sie noch mit langsamen Schritten fort.

Es ist eine besondere Ursache, welche allezeit eine schöne Kunst in einem Lande, wo sie zur Vollkommenheit gebracht ist, zu untergraben pflegt, die von allen oben erwähnten Ursachen abgesondert ist. Es ist bereits in dem ersten Theile dieses Versuchs bemerket worden, daß einer Kunst oder Wissenschaft nichts nachtheiliger ist, als ein Werk, welches gegen alle anderen von der Art um so viel vorzüglicher ist, daß es gleich alle Nacheiferung ersticket. Diese Bemerkung wird durch das Beyspiel des großen Newton bestätiget, der alle Alten übertroffen, und seinen Landsleuten nicht einmahl die geringste Hoffnung ihm beyzukommen gelassen hat; und dieser Ursache wird die augenscheinliche Abnahme der Mathematik in Groß-Brittanien zugeschrieben. Eben diese Ursache würde auch für die Bildhauerkunst und

Mahlerey unter den Griechen nachtheilig gewesen seyn, wenn sie auch ein freyes Volk geblieben wären. Die Abnahme der Mahlerey in dem neuern Italien ist wahrscheinlicher Weise eben dieser Ursache zuzuschreiben: Michael Angelo, Raphael, Titian u. s. w. sind hohe Eichen, welche die jungen Pflanzen in ihrer Nachbarschaft niederdrücken, und den Sonnenschein der Nacheiferung von ihnen abhalten. Hätte die Kunst der Mahlerey in Italien einen langsamern Fortgang gehabt, so wäre sie vielleicht noch bis auf den heutigen Tag in ihrer Stärke geblieben. Vellejus Paterculus sagt mit Recht: „Da wir zuerst ermuntert werden, jene höhern Muster nachzuahmen, so höret unsere Ehrbegierde mit unserer Hoffnung auf, wenn wir einmahl die Hoffnung, sie zu übertreffen oder ihnen gleich zu kommen, verloren haben: wir hören auf, demjenigen nachzujagen, was wir nicht erreichen können, und indem wir dasjenige, worin wir zu keinem Vorzuge gelangen können, vernachlässigen, so suchen wir etwas anders zu unserer Nacheiferung."

Die Abnahme einer Kunst oder Wissenschaft, welche von der vorher gehenden Ursache herrühret, ist daselbst die schnelleste, wo man eine genaue Vergleichung zwischen den Werken verschiedener Meister anstellen kann. Der Vorzug des Newton vor allen andern Mathematikern kann genau bestimmt werden; und daher rühret die plötzliche Abnahme dieser Wissenschaft in Großbrittanien. In Italien blieb ein Talent zur Mahlerey viele Jahre in seiner Stärke, weil kein Mahler mit

einem so vorzüglichen Genie erschien, daß er die Vollkommenheiten in einen jeden Zweig dieser Kunst gebracht hätte. Daher, so lange einer in der Zeichnung, ein anderer in den Farben, und ein dritter in anmuthigen Stellungen vortrefflich war, so fand die Nacheiferung immer noch Statt. Da aber endlich nicht eine einzige Vollkommenheit war, worin nicht der eine oder der andere Meister vortrefflich gewesen wäre, so fing die Kunst von dieser Zeit an abzunehmen. Die Baukunst blieb noch länger in ihrer Stärke als die Mahlerey, weil die Gründe zur Vergleichung in der erstern weniger genau als in der letztern sind. Der Künstler, der seinen Vorgängern in einer gesetzten Art nicht nacheifern konnte, suchte für sich selbst eine neue, welche sich, ob sie gleich vielleicht weniger zierlich oder vollkommen war, doch einige Zeit durch ihre Neuheit erhielt.

Der verdorbene Zustand der Lateinischen Sprache machet einen eigenen Anhang zu der Abnahme der schönen Künste in Rom. Es ist gewiß, daß die Lateinische Sprache nicht lange nach dem Kaiser Augustus in ihrer Reinigkeit blieb; und alle Schriftsteller sind darin einig, daß die Ursache ihres frühzeitigen Verderbens von einem beständigen Zuflusse von Menschen in Rom herrührte, denen das Latein eine fremde Sprache war. Der Grund ist zwar scheinbar; allein es ist noch sehr zweifelhaft, ob er richtig sey. Es gibt in allen Ländern Provincial-Dialekte, welche doch nicht zur Verderbung der Sprache in der Hauptstadt abzielen; weil sie von allen, die zierlich reden

wollen, sorgfältig vermieden werden; und daher können die vielen Leute aus den Provinzen, die nach Paris und London kommen, es nicht bewirken, daß die Sprache verschlimmert würde. Eben dieses war ohne Zweifel auch der Fall in dem alten Rom, insonderheit in Absicht auf die Fremden, deren Mutterspracbe von der Römischen ganz unterschieden war; ihre unvollkommene Art das Latein zu sprechen wurde vielleicht entschuldiget, aber gewiß nicht nachgeahmet. Die Sclaven in Rom hatten wenig Umgang mit ihren Herren, ausgenommen wenn sie ihre Befehle oder Verweise bekamen; welches aber zur Verderbung der Lateinischen Sprache nichts beytrug. Das Verderben dieser Sprache, und endlich ihr Tod und Begräbniß als einer lebenden Sprache, waren die Wirkungen zweyer vereinigter Ursachen; von denen die frühzeitige Herrschaft der Griechischen Sprache in Rom die erste ist. Das Latein war nur die Muttersprache der Römer und der Einwohner des Latiums. Die Sprachen in dem übrigen Italien waren sehr zahlreich: die Messapische war die Muttersprache in Apulien, die Hetruscische in Toscana und Umbrien, die Griechische in Groß-Griechenland, die Celtische in der Lombardey und Ligurien u. s. w. Die Lateinische Sprache war nicht viele Jahre vor der Regierung des Augusts zu ihrer Reinigkeit gelangt, und hatte noch nicht in denjenigen Theilen von Italien, wo sie nicht die Muttersprache war, tiefe Wurzel gefaßt, da die Griechische die Modesprache unter Leuten von Stande wurde, so wie das Französische gegenwärtig in Europa ist. Die Grie-

chische Sprache, als die Vorrathskammer der Gelehrsamkeit, herrschte in Rom sogar zu den Zeiten des Cicero; welches er selbst in seiner Rede für den Poeten Archias bezeuget. „Man liest das Griechische beynahe unter allen Völkern: das Lateinische aber ist in seinen sehr engen Gränzen eingeschränkt." Und eben deßwegen bittet er den Atticus sehr angelegentlich, die Geschichte seines Consulats Griechisch zu schreiben. Auf diese Weise wurde das Latein, welches durch das Griechische aus seiner Stelle vertrieben wurde, den geringern Leuten überlassen; und wahrscheinlicher Weise würde es gänzlich in Vergessenheit gerathen seyn, wenn auch die Republik in ihrer Stärke geblieben wäre. Allein die vornehmste Ursache war der Despotismus der Römischen Regierung, welcher den Untergang der schönen Künste und der Gelehrsamkeit ins besondere bewirkte. In einem Lande von so vielen verschiedenen Sprachen, konnte die Lateinische nicht anders als durch ein beständiges Lesen der classischen Schriftsteller in ihrer Reinigkeit erhalten werden: aber diese verfaulten in den Bibliotheken, indem sich eine finstere Wolke der Unwissenheit über das ganze Reich ausgebreitet hatte. Jedermann redete die von der Amme gelernte Sprache sehr nachläßig; und Leute von verschiedenen Sprachen, welche ohne eine gemeinschaftliche Stütze unter einer Regierung vermischt waren, fielen nach und nach in eine Art von vermischter Sprache, welche jedermann, so gut er konnte, zu verstehen suchte. Der Einfall vieler barbarischen Nationen in Italien, von denen sich verschiedene daselbst fest

fetzten, trug zu dieser Vermischung vieles bey. Und diese Vermischung, welche aus vielen gleichartigen Theilen bestand, wurde in der Folge der Zeit zu einer solchen Sprache gereiniget, die jetzt die Mutterspracbe aller Einwohner in Italien ist.

In einer Geschichte der Lateinischen Sprache sollte man nicht unbemerket lassen, daß sie noch lange unter den Römischen Rechtsgelehrten in ihrer Reinigkeit geblieben ist. Die Rechtsgelehrsamkeit wurde in Rom mehr als in einem jeden andern Lande bearbeitet. Die Bücher, welche man über diese Wissenschaft im Lateinischen schrieb, waren zahlreich; und weil man sie sehr hoch schätzte, so wurden sie von jedermann fleißig gelesen, der ein berühmter Rechtsgelehrter werden wollte. Es konnten auch solche Leute keine Neigung zur Griechischen Sprache haben, da man die Gesetze in Griechenland wenig bearbeitete. Auf diese Weise geschah es, daß die Lateinische Sprache in Absicht auf die Gesetze sogar bis auf die Zeit des Kaisers Justinian in ihrer Reinigkeit erhalten wurde.

Das Griechische blieb länger als das Lateinische in seiner Reinigkeit. Man redete eben diese Sprache mit geringen Veränderungen in den Dialekten durch ganz Griechenland. Sie kam zu einer großen Vollkommenheit, und faßte während der glücklichen Zeit in Griechenland tiefe Wurzeln. Ihre classischen Schriftsteller waren zahlreich, und jedermann, der Anspruch auf Gelehrsam-

keit machte, las sie fleißig *). Ob nun gleich der freye und männliche Geist der Griechen dem Römischen Despotismus nachgeben mußte, so waren doch ihre unschätzbaren classischen Schriftsteller, so lange noch eine Begierde zur Gelehrsamkeit übrig blieb, eine feste Stütze, welche die Sprache in ihrer Reinigkeit erhielt. Jedoch endlich wurde die Unwissenheit allgemein, und die Griechischen classischen Schriftsteller hörten auf, eine Stütze zu seyn, und wurden in Bibliotheken vergraben, wie man die Römischen Autoren schon Jahrhunderte vorher vergraben hatte. In diesem Zustande mußte die Griechische Sprache unter einem unwissenden und knechtischen Volke, welches keine Ehrbegierde mehr hatte, wohl zu handeln, zu schreiben, oder wohl zu reden, nothwendig ausarten. Dessen ungeachtet hat diese schöne Sprache weniger Veränderung, als eine jede andere bey ähnlichen Umständen, erlitten; wovon eine Ursache diese ist, daß die Griechen bis auf den heutigen Tag von ihren Herren, den Türken, abgesondert leben, und wenig Umgang mit ihnen haben.

Viele Schriftsteller haben aus dem Schicksale der Lateinischen Sprache eine Anmerkung hergeleitet, daß alle Sprachen in einem beständigen Flusse sind, und sich beständig von einer Zeit zur andern verändern. Ja diejenigen, welche nach

---

*) Es sind noch beynahe dreytausend Griechische Bücher übrig, aber von Lateinischen nicht über sechzig.

Ruhm ſtreben, beklagen es als ein ſchweres Unglück, daß die Sprache, worin ſie ſchreiben, bald veraltern und unverſtändlich werden ſoll. Allein es iſt ein gemeiner Irrthum in dieſem Urtheile, daß man auf eine einzelne Sache einen allgemeinen Schluß bauet. Eine Sprache nimmt bey ihrem Fortgange zur Vollkommenheit beſtändig zu, und wird daher auch beſtändig geändert. Geſetzt aber, daß eine Sprache ihre höchſte Vollkommenheit erlangt habe, ſo ſehe ich nichts, was eine Veränderung nothwendig verurſachen ſollte. Vielmehr werden die claſſiſchen Bücher in dieſer Sprache eine Stütze zum Schreiben und Reden, wornach ſich jedermann von Geſchmack und Anſehen richtet. Dieſes war der Fall bey der Griechiſchen Sprache, bis dieſes Volk durch den Deſpotismus ganz unwiſſend wurde. Das Italieniſche iſt länger als drey Jahrhunderte, und das Franzöſiſche über ein Jahrhundert in ſeiner Vollkommenheit geblieben. Die Engliſche Sprache hat noch nicht alle Reinigkeit erlangt, deren ſie fähig iſt; ſo bald aber als keine weitern Verbeſſerungen Statt finden, ſo iſt auch nicht zu zweifeln, daß ſie, wie die eben erwähnten Sprachen, zu ihrem Stillſtande gelangen wird. Ich ſchlieſſe hierbey allezeit eine ſolche Veränderung aus, welche alle Kenntniß ausrottet, und ein Volk in einen Stand der Barbarey verſetzet. Bey einer ſo traurigen Begebenheit wird der Untergang der claſſiſchen Bücher und einer reinen Sprache nicht die vornehmſte Noth ſeyn: man wird ſie bey der allgemeinen Zerrüttung wenig bedauern. Unterdeſſen muß es für einen Schriftſteller von Genie in ei-

ner gebildeten Nation eine reitzende Aussicht seyn, daß seine Werke mit seinem Vaterlande stehen und fallen werden. Könnte wohl eine edlere Ermunterung für einen Schriftsteller seyn, der seine Talente zur Verbesserung seiner Mutterspra-che anwendet, und die Anzahl und das Ansehen ihrer classischen Schriftsteller vermehret, als die Gewißheit, daß er der Nachkommenschaft überliefert wird, und einer jeden Person von Geschmack zu allen Zeiten angenehm bleibet!

Da die Schriftsteller vor der Erfindung der Buchdruckerkunst nichts anders als Ansehen und Ruhm zur Absicht haben konnten, so bemüheten sie sich, ihren Werken die größte Vollkommenheit zu geben. Zu gleicher Zeit bedienten sie sich der Kürze, damit ihre Werke durch viele Hände gehen möchten; indem nicht ein jeder Leser die Unkosten vor das Abschreiben starker Bände tragen konnte. Die Buchdruckerkunst hat eine große Veränderung gemacht: die Gelegenheit, welche sie verschaffet, die Exemplare zu vermehren, hat verursachet, daß das Schreiben eine gewinnsüchtige Beschäftigung geworden ist. Die Schriftsteller bemühen sich ihre Werke zu vergrößern, um dadurch den Werth zu erhöhen; und weil sie begierig nach Gelde sind, so vernachlässigen sie die Vorschrift des Horaz, nonum prematur in annum. Man nehme z. B. die natürliche Geschichte des Aldrovandus in vielen Folio-Bänden. Nachdem er sein Collectanten-Buch mit vielen Stellen aus allen alten und neuern Schriftstellern angefüllet hat, sie mögen nun zu seiner Ab-

ficht gehören oder nicht, so setzet er sich nieder zu schreiben, und suchet nunmehr einen jeden Artikel, den er so mühsam gesammelt hat, in sein Buch zu bringen. Z. B. wenn er vom Ochsen, Hahne, oder einem andern Thiere handelt, so schränket er sich nicht bloß auf ihre natürliche Geschichte ein, sondern setzet alles hin, was man davon in Büchern auch nur beyläufig gesagt hat, und läßt nicht einmahl die Mährchen zur Belustigung der Kinder weg; er erwähnt alle abergläubischen Vorstellungen davon, eine jede poetische Vergleichung, die man davon hergenommen hat, und den Gebrauch, wozu es in Hieroglyphen und Wapen gedienet hat; kurz alle Historien und Fabeln, worin es genannt wird. Jedoch es kann genug seyn, was ich von diesem Schriftsteller gesagt habe. Der reife Geschmack hat solche Ungereimtheiten vertrieben; und die Bücher sind jetzt weniger dicke Bände, und dienen mehr zu ihrer Absicht als ehemahls.

Es ist oben *) angemerket worden, daß die Leute in einem Lande, welches nicht sehr bevölkert ist, und wo eine Person um des Brots willen verschiedene Geschäfte treiben muß, viele Kenntniß haben, und umgänglich sind; und hingegen in einem volkreichen Lande, wo der Fleiß und die Manufacturen blühen, dumm und unwissend sind. Diese Bemerkung findet bey den schönen Künsten nicht Statt. Es erfordert so viel

*) In dem ersten Abschnitte dieses Versuchs.

Genie nur eine einzige Figur in der Mahlerey oder Bildhauerkunst nachzumachen, daß der Arbeiter wohl abgehalten wird, in Dummheit auszuarten. Die große Anstrengung des Genies und der Erfindung, welche bey der Zusammensetzung der Figuren, und bey der Nachahmung menschlicher Handlungen erfordert wird, dienet zur Verstärkung dieser Kräfte in Absicht auf einen jeden Gegenstand, und zur Bildung eines geschickten und einsichtsvollen Mannes.

Wir bleiben in diesem Werke vornehmlich bey solchen Versuchen über die Geschichte des Menschen stehen, welche zur Erklärung seiner Natur am meisten beytragen können. Die Geschichte der Musik ist unterhaltend, und besonders derjenige Theil derselben, welcher die alte und neuere Musik mit einander vergleichet; und deßwegen habe ich auch diesen Theil oben beyläufig berühret. Die andern Theile gehören eigentlich nicht zu meinem Vorhaben; weil sie zur Einsicht in die menschliche Natur wenig beyzutragen scheinen. Es ist aber doch noch ein Punct übrig, der mein Vaterland angeht, und den ich nicht unberühret lassen kann. Wir haben in Schottland eine Menge zärtlicher und rührender Gesänge, welche die Liebe in allen ihren Abwechslungen der Hoffnung, Furcht, Verzagtheit und Verzweiflung ausdrücken. Der Styl der Musik ist wild und unregelmäßig, und für die Landeseinwohner ungemein angenehm, aber den meisten von denen sehr zuwider, die zur Regelmäßigkeit des Italienischen Styls gewöhnt sind. Die Musik wird von nie-

mand anders als von Leuten, die Genie haben, und die Natur studieren, und sich von der Sclaverey der Gewohnheit losmachen, hoch geschätzt. Sie war eine Lieblingsart des verstorbenen Geminiani, dessen Composition nicht weniger Feinheit des Geschmacks als Vortrefflichkeit des Genies zeiget, und die von dem Alessandro Tassoni, dem berühmten Verfasser der Secchia rapita, sehr gerühmet wird. Er setzet da, wo er von der alten und neuern Musik redet, und aus verschiedenen Schriftstellen die wundervollen Wirkungen anführet, welche einige neuere Compositionen hervor gebracht haben, noch folgende Stelle hinzu. „Wir können auch unter die neuern Componisten den König Jacob von Schottland rechnen, der nicht allein heilige Gesänge in Musik setzte, sondern auch selbst der Erfinder eines neuen Styls in der Musik war, welche klagend, traurig, und von allen andern unterschieden ist. Er ist in dieser Art der Composition zu unsern Zeiten von dem Carlo Gesualdo, dem Fürsten von Venosa, nachgeahmet worden, der diesen Styl in der Musik mit neuen und wunderbaren Erfindungen vermehret hat." Der erwähnte König muß Jacob I. von Schottland als der einzige von unsern Königen seyn, der einen vorzüglichen Geschmack an den schönen Künsten gehabt zu haben scheinet; und die Musik kann keine andere als die oben erwähnten Gesänge seyn. Man hält diese gemeiniglich für die Composition des David Rizzio, weil er ein Italiener und Musikverständiger war; es ist aber falsch, wie wir nun aus dem Tassoni sehen. Dieser König war nicht weniger wegen

der Dichtkunst als wegen der Musik berühmt. Er wird wegen der erstern von dem Bischofe Lesli, einem unserer Geschichtschreiber, in folgenden Worten gerühmet: „Er wich keinem an Ruhme der vaterländischen Dichtkunst.“ Wir haben noch viele Gedichte, welche diesem Könige zugeschrieben werden; das eine ins besondere, die Kirche Christi im Grünen, ist ein scherzhaftes Gedicht, worin die niedrigen Sitten mit eben so vieler Richtigkeit als Munterkeit beschrieben werden.

Die nützlichen Künste werden niemahls in einem Lande vernachlässiget werden, wo noch eine gute Ordnung ist; indem jedermann seine Rechnung dabey findet. Die schönen Künste sind noch mehr der Veränderung ausgesetzt. Sie werden nur von Personen von Geschmacke, die rar sind, hoch geschätzt; und von solchen, die große Summen zur Unterstützung derselben aufwenden können, und noch rarer sind, befördert. Daher werden sie niemahls in einem Lande blühen, wenn sie nicht durch den Monarchen, oder durch Leute von Ansehn und Vermögen unterstützt werden. Sie verdienen einen solchen Schutz als eine von den Quellen der Regierung: und sie öffnen eine Hauptquelle, indem sie die Belustigungen vermehren und die Sitten verbessern; weßwegen sie auch allezeit von guten Fürsten sind unterstützt worden.

Sechster Versuch.

Das Wachsthum des weiblichen Geschlechts.

Die Geschichte des weiblichen Geschlechts, als ein Hauptzweig der Geschichte des Menschen, enthält eine große Mannigfaltigkeit an Materie, die artig und unterhaltend ist. Allein ich liefere nur Versuche, und keine vollständige Geschichte; und ich bin Willens, in dem gegenwärtigen Versuche das stufenweise Wachsthum des weiblichen Geschlechts von seinem niedrigen Zustande unter den wilden Völkern bis auf seinen erhöheten Stand unter gesitteten Nationen kürzlich zu untersuchen.

Die Männer und Weiber sind in Ansehung der Grundlinien sowohl der innerlichen Gemüthsbeschaffenheit als auch der äußerlichen Gestalt nach vollkommen einerley. Jedoch die Natur, welche sie zu Gatten bestimmte, hat ihnen unterschiedene Charaktere gegeben, die dessen ungeachtet so mit einander überein stimmen, daß sie zusammen die angenehmste Harmonie hervor bringen. Der Mann, welcher von Natur mehr Stärke hat, ist geschickt zu harter Arbeit und Feldverrichtungen; und die Frau zu ruhigen Beschäftigungen, und besonders zu Pflegung der Kinder. Das Gemüth

trägt auch zu diesem Unterschiede vieles bey. Ein Knabe läuft allezeit herum; vergnügt sich an einem Balle; und reitet auf einem Stecken, aus Mangel eines Pferdes. Ein Mädchen hat weniger Neigung sich zu bewegen; ihre erste Belustigung ist eine Puppe, welche sie mit Vergnügen an- und auskleidet. Der Mann, der kühn und stark ist, schickt sich zu einem Beschützer: die Frau, welche zart und furchtsam ist, bedarf eines Schutzes. Der Mann, als ein Beschützer, wird von der Natur zu regieren angetrieben: die Frau, welche ihre Schwäche kennt, ist zum Gehorsame geneigt. Ihre Verstandeskräfte kommen mit der Bestimmung der Natur überein. Die Männer haben Scharfsinn und gründliche Urtheilskraft, um sich zur Regierung geschickt zu machen: die Weiber haben einen hinlänglichen Verstand, um unter einer guten Regierung eine anständige Figur zu machen; ein größeres Verhältniß würde eine gefährliche Eifersucht erwecken. Man kann noch einen andern Hauptunterschied des Charakters hinzusetzen: nähmlich die sanften und einschmeichelnden Sitten des weiblichen Geschlechts sollen das Rauhe bey dem andern Geschlechte mildern; und die Weiber werden überall, wo sie einige Freyheit haben, eher artig machen, als die Männer.

Diese sind nicht die einzigen besondern Stücke, welche die Geschlechter unterscheiden. In Ansehung der Heurath ist es das Vorrecht des Mannes, als des Obern und Beschützers, eine Wahl zu treffen: die gewählte Frau hat kein

anderes Recht, als diese Wahl anzunehmen oder auszuschlagen. Die Natur macht sie zu diesen verschiedenen Dingen geschickt: der Mann ist kühn, und die Frau schamhaftig. Daher ist es unter allen Nationen die Gewohnheit, daß die Männer liebkosen, und die Weiber sich liebkosen lassen: welches auch unter vielen andern Thieren Statt findet, und wahrscheinlicher Weise unter allen, die sich paaren.

Ein anderer Unterschied ist ebenfalls sichtbar: der Herr einer Familie ist unmittelbar mit seinem Vaterlande verbunden: seine Frau, seine Kinder, und seine Knechte sind unmittelbar mit ihm, und mit ihrem Vaterlande durch ihn allein verbunden. Daher haben die Weiber weniger Patriotismus als die Männer; und weniger Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes.

Die besondere Sittsamkeit des weiblichen Geschlechts ist auch ein unterscheidender Umstand. Die Natur hat sie damit als ihrer vornehmsten Vertheidigung wider die listigen Zumuthungen des andern Geschlechts vor der Heurath, und auch als der Hauptstütze der ehelichen Treue versehen. Man hält es für ihre Haupttugend; und eine Frau, die ihre Keuschheit aufgibt, wird allgemein verachtet; obgleich bey einem Manne die Keuschheit kaum für eine Tugend, außer in der Ehe, gehalten wird. Jedoch hiervon werden wir hernach ausführlich handeln.

Die Ehe ist bey dem gegenwärtigen Versuche

ein Hauptpunct; und man hat sehr darüber gestritten, ob sie eine Bestimmung der Natur, oder nur ein eingeführtes Gesetz ist. Viele Schriftsteller haben ihre Talente in dieser Streitigkeit geübt, aber sie haben auch einem nachdenkenden Untersucher noch kein Genügen geleistet. Meiner Meinung nach kann man die Sache nach sichern Grundsätzen entscheiden; und ich hoffe, die Leser werden bey der Wichtigkeit dieser Sache in der Geschichte des Menschen an der Länge des Beweises keinen Mißfallen haben.

Viele Schriftsteller behaupten, daß die Weiber ursprünglich gemein gewesen; daß man die thierische Liebe wie unter Pferden und Hornvieh befriediget habe; und daß man die Ehe nicht eher gekannt, als bis die Nationen einigermaßen ordentlich und verfeinert geworden. Ich wähle hierbey den Cicero als einen Schriftsteller von Ansehen: „Es war einmahl eine Zeit, da die Menschen wie die unvernünftigen Thiere auf der Erde herum schwärmten, und wie die wilden Thiere auch von andern Thieren lebten, und nichts nach Vernunft, sondern das Meiste nach der Stärke des Körpers verrichteten. Man hatte noch keine Achtung für die göttliche Religion und für die menschliche Verbindlichkeit. Die rechtmäßige Heurath war unbekannt, und niemand hatte sich noch um seine gewissen Kinder bekümmert.“ Plinius benachrichtiget uns zur Unterstützung dieser Meinung, daß die Garamanten, eine Afrikanische Nation, ohne den geringsten Begriff von der Ehe unter einander gemeinschaft-

lich gelebt haben. Unter den Auſes, einem Volke in Lybien, war die Ehe, wie Herodotus ſagt, ganz unbekannt, und die Männer wohnten den Weibern ohne Unterſchied wie andere Thiere bey. Ein Knabe, den ſeine Mutter bis zu einem gewiſſen Alter erzogen hatte, wurde in die Verſammlung der Männer gelaſſen, und der Mann, dem er anhing, wurde für ſeinen Vater gehalten. Juſtin und andere Schriftſteller berichten, daß vor dem Cecrops, der ungefähr 1600 Jahre vor Chriſti Geburt in Attica regierte, die Ehe in Griechenland unbekannt geweſen; und daß die Laſt mit den Kindern auf der Mutter gelegen habe.

Ehe ich mich aber in dieſe Sache einlaſſe, ſo iſt es nöthig, das Anſehen dieſer groſſen Nahmen, wo möglich, aus dem Wege zu räumen. Die Gewohnheit der Garamanten und der Auſes wird vom Plinius und Herodotus als etwas beſonders erwähnt; und wenn es auch beſſer bekräftiget wäre, als es wirklich iſt, ſo würde es doch gegen die Gewohnheit aller andern Nationen ſehr wenig gelten. Das Zeugniß des Plinius ins beſondere kann von keinem groſſen Gewichte ſeyn, wenn man dasjenige erwägt, was er in eben dem Kapitel von den Blemmyern berichtet, daß ſie keinen Kopf hätten, und daß der Mund und die Augen auf der Bruſt wären. Über dieſes waren Plinius und Herodotus, weil es ihnen an der Kenntniß der Natur fehlte, ausnehmend leichtgläubig; und man kann ſich bey einer ſeltſamen oder ungewöhnlichen Sache nicht auf ſie verlaſ-

sen. In Ansehung dessen, was von dem alten Griechenlande berichtet wird, so hatte Cecrops vielleicht die Vielweiberey verbothen, oder eine andere Verordnung wegen der Heurath eingeführet, welche die Schriftsteller irriger Weise für ein Gesetz zur Bestimmung der Ehe hielten. Jedoch dieses mag seyn wie es will, so ist doch der eine Theil des Berichts ohne allen Zweifel falsch; indem man hernach deutlich sehen wird, daß es bey dem Jägerstande oder auch bey dem Hirtenstande für eine Frau unmöglich ist, durch ihren eignen Fleiß allein eine zahlreiche Nachkommenschaft aufzuziehen: sollte aber dieses auch überhaupt möglich seyn, so könnte es nur in dem heißen Erdstriche seyn, wo die Leute von Früchten und Wurzeln leben, welche mit sehr geringer Mühe in großer Menge hervor gebracht werden. Daher ist auch Diodor aus Sicilien um so viel weniger zu tadeln, wenn er einem Berichte glaubt, daß die Einwohner von Taprobano, welches vermuthlich die Insel Ceylon seyn soll, niemahls heurathen, sondern daß man sich der Weiber ohne Unterschied bediene. Allein da man jetzt keine solche Gewohnheit in Ost-Indien kennet, so hat man keinen rechten Grund zu glauben, daß es jemahls daselbst die Gewohnheit gewesen sey; und Ost-Indien überhaupt war den alten Griechen so wenig bekannt, daß man sich auf die Nachrichten, welche ihre Schriftsteller von dieser entfernten Gegend geben, wenig verlassen kann. Die Meinung des Cicero scheint dem ersten Anblicke nach von größerm Gewichte zu seyn; und doch wird eine einzige Bemerkung im

Stande seyn, sie gänzlich zu widerlegen. Die Begriffe dieses Schriftstellers von dem erstern Zustande des Menschen müssen nothwendig ausnehmend roh gewesen seyn, da er den Wilden alle Empfindung von Religion oder moralischer Pflicht abspricht. Sollten wir uns wohl noch mehr auf ihn verlassen, wenn er läugnet, daß sie einigen Begriff von der Ehe gehabt hätten? Die Nachricht des Cäsars von den alten Britten geht wohl zunächst auf einen ausschweifenden Umgang mit den Weibern, ob sie gleich in der Hauptsache ein guter Beweis wider die Meinung des Cicero ist. Es ist gewöhnlich, sagt er, daß eine Anzahl von Brüdern oder andern nahen Anverwandten ihre Weiber gemeinschaftlich brauchen. Jedoch ihre Kinder waren nicht gemein; indem ein jeder Mann die Kinder ernährte, die ihm seine eigene Frau zur Welt gebracht hatte. Herodotus berichtet eben dieses von den Massageten.

So bald als man nun die großen Nahmen des Cicero, Herodotus und Plinius beyseite legt, so liegt das Feld zu einer schönen unparteyischen Untersuchung offen. Und da die Mittel, welche die Natur zur Fortpflanzung des Geschlechts anderer Thiere verschafft hat, wahrscheinlicher Weise einiges Licht über die Einrichtung der Natur in Ansehung des Menschen verbreiten kann, so fange ich mit diesem Puncte an, welcher die Aufmerksamkeit der Naturforscher noch nicht so sehr, als es hätte seyn sollen, beschäftiget hat. Was die Thiere anbetrifft, deren Nahrung das

Gras ist; so würde das Paaren von keinem Nutzen seyn: das weibliche Thier füttert sich und seine Jungen zu gleicher Zeit, und das männliche hat nichts dabey zu thun. Hingegen alle unvernünftigen Thiere, deren Jungen die nährende Sorgfalt beyder Ältern erfordern, werden von der Natur zum Paaren angetrieben; und diese Verbindung wird nicht eher aufgehoben, als bis die Jungen sich selbst versorgen können. Das Paaren ist bey wilden Vögeln, die auf Bäumen nisten, ganz unentbehrlich, weil das Männchen das Futter für seine Gattinn anschaffen muß, so lange sie über den Eyern brütet. Und da sie gemeiniglich sehr viele Junge haben, so erfordert es die Arbeit von beyden, für sich und ihre Jungen Futter zu suchen. Daher ist es auch so geordnet, daß die Jungen stark genug sind, für sich selbst zu sorgen, ehe eine neue Brut hervor gebracht wird.

Was ich jetzt gesagt habe, gibt folgende Frage an die Hand, ob wir nach der oben erklärten thierischen Ökonomie annehmen sollen oder nicht, daß der Mensch von Natur zur Ehe angetrieben werde? Wenn man sich hierbey auf die Analogie verlassen kann; so muß man die Frage bejahen, weil kein anderes Geschöpf in der bekannten Welt ist, bey welchem das Paaren so nothwendig wäre. Der Mensch ist ein lange lebendes Thier, und ist verhältnißmäßig in seinem Wachsthume zur Reife sehr langsam: er ist vor dem Alter von 15 oder 16 Jahren noch sehr hülflos, und es können in einer Familie zehn oder

zwölf Kinder von verschiedenen Geburten seyn, ehe das älteste sich selbst helfen kann. Nun ist in dem ursprünglichen Zustande der Jagd und Fischerey, welche mühsame und nicht allezeit glückliche Beschäftigungen sind, eine säugende Frau nicht vermögend, für sich, und noch weniger für zehn oder zwölf gefräßige Kinder Speise anzuschaffen. Daher ist die Ehe oder das Paaren bey dem menschlichen Geschlechte so nothwendig, daß es natürlich und ein wirklicher Instinct seyn muß. Kann man wohl annehmen, da so viele Mittel zur Fortpflanzung eines jeden andern Thiergeschlechts angeschafft sind, daß das vornehmste Geschlecht sollte seyn vernachlässiget worden? Die Sorgfalt der Vorsehung erstreckt sich sogar bis auf das Pflanzenleben: eine jede Pflanze trägt einen Überfluß an Samen bey sich; und damit die Erde mit Pflanzen bedeckt werde, so haben einige Samen Flügel, einige werden durch Hülfe einer Schnellkraft umher getrieben, und andere sind so leicht, daß sie der Wind herum führet. Die unvernünftigen Thiere, welche sich nicht paaren, haben Gras und anderes Futter in Menge, welches das weibliche Thier in Stand setzet, ihre Jungen ohne Hülfe des männlichen zu füttern. Allein wo die Jungen die ernährende Sorgfalt beyder Ältern erfordern, da ist das Paaren ein Gesetz der Natur. Kann man sich wohl im Ernste vorstellen, da andere Geschlechter so reichlich versorgt werden, daß die Vorsehung gegen das menschliche Geschlecht weniger aufmerksam seyn werde? Würden die Männer und Weiber nicht von der Natur zur Ehe

angetrieben, so könnten sie ihre Gattung nicht einmahl so gut als die niedrigste Pflanze fortsetzen. Haben wir also nicht Ursache zu schliessen, daß die Ehe bey dem menschlichen Geschlechte eine Bestimmung der Natur sey? Und kann wohl jemand, der eine Vorsehung und Endursachen aller Dinge glaubet, diesem Schlusse widerstehen*)?

Wir wollen noch zur Bestätigung dieser Lehre die Folgen eines ungebundenen Umgangs zwischen beyden Geschlechtern untersuchen. Der fleischliche Trieb überschreitet selten, wenn er auf einen Gegenstand eingeschränkt ist, die Gränzen der Mäßigkeit. Würde er aber gereitzet, eben so herum zu schwärmen, wie eine Biene, die den Honig aus jeder Blume sauget; so würde ein jeder neuer Gegenstand die Einbildungskraft entzünden, und der Ekel an einem würde eine neue Kraft gegen andere erwecken: es würde aus der Unmäßigkeit im Genusse eine zeugende Gewohnheit werden; und die thierische Liebe würde die

---

*) Es scheinet eine weise Bestimmung der Vorsehung zu seyn, das die Weiber im funfzigsten Jahre schwanger zu werden aufhören, da sie noch immer in der Stärke ihres Gemüths und Körpers sind, um für ihre Kinder zu sorgen. Dauerte das Vermögen der Zeugung bey den Weibern bis in das hohe Alter eben so fort, wie bey den Männern; so würden die Kinder oft der weiten Welt überlassen seyn, ohne daß ein Mensch sich um sie bekümmerte, und sich ihrer annähme.

herrschende Leidenschaft seyn *). Die Männer würden, wie der Hirsch in der Brunstzeit, das ganze Jahr hindurch mit Ungestüm von einem Gegenstande zum andern laufen, und nicht einmahl der säugenden Weiber schonen; und die Weiber, die sich eben dieser Leidenschaft überließen, würden ebenfalls gegen ihre Kinder ganz sorglos werden. In einem solchen Zustande würde die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ein Wunder seyn. In dem oben erwähnten Stan-

---

*) Ich bin oft in die Versuchung gerathen, die Vorsehung zu tadeln, daß sie die fleischliche Begierde so zeitig zur Vollkommenheit bringt, da ein Mann in seiner frühen Jugend noch keinen Grad der Klugheit oder Selbstregierung erlangt hat. Sie wüthet in der That am meisten, da sich die jungen Leute bemühen sollten, Kenntnisse zu erlangen, und sich in den Stand zu setzen, um auf eine vernünftige Art in der Welt zu leben. Ich habe diese Gedanken in einem verschiedenen Lichte betrachtet; aber nun sehe ich ein, daß der Tadel ungegründet ist. Die frühzeitige Reife dieses Triebes ist ein Beweis von der Absicht der Vorsehung, daß sich die Leute zeitig verheurathen sollen. In diesem Stande ist die Begierde oft sehr gemäßigt, und kein Hinderniß der Erziehung. Sie wird niemahls unbändig, bis einer, der das eheliche Band vergißt, von einem Gegenstande zum andern wandert. Nur der Stolz und der Luxus geben die späten Heurathen an die Hand. Der Fleiß aber ermangelt niemahls, die Mittel zu einem anständigen Leben zu verschaffen, wenn sich die Menschen selbst nur nach dem Verlangen der Natur einschränken.

de der Wildheit ist eine Frau nicht vermögend, für eine Familie von Kindern Speise anzuschaffen; und nun sieht man, daß die Unmäßigkeit in der thierischen Liebe eine Frau gegen ihre Familie ganz sorglos machen würde, so leicht es auch seyn möchte, sie zu versorgen.

Ich sage noch mehr: der gemeinschaftliche Gebrauch der Weiber würde sie großen Theils zur Fortpflanzung ungeschickt machen. Die fleischliche Begierde in dem Menschen ist seiner Begierde nach Speise gleich: beyde verlangen nach einer kurzen Zwischenzeit eine beständige Befriedigung. Wo die fleischliche Begierde jährlich nur auf eine kurze Zeit empfunden wird, wie es unter den Thieren geschieht, die vom Grase leben, da ist der gemeinschaftliche Gebrauch der weiblichen Thiere der Ordnung der Natur gemäß: allein ein solches Gesetz bey dem Menschen, wo die fleischliche Begierde allezeit erreget wird, würde ein wirkliches Hinderniß zur Bevölkerung seyn; da es unstreitig wahr ist, daß die Weiber, welche dieser Begierde bis zur Ausschweifung nachhangen, selten Kinder haben; und wenn alle Weiber gemein wären, so würden in der That alle Weiber gemeine Huren seyn.

Wenn sich die unverstellte Natur irgendwo zeiget, so ist es in den Kindern. Die Ehe ist so gewiß ein Instinct der Natur, daß sie sogar die Kinder schon verstehen. Sie hören zwar oft, daß die Leute vom Heurathen reden; aber sie hören auch von philosophischen Materien und Hand-

lungssachen, ohne eine Sylbe davon zu verstehen. Woher kommt nun ihr Begriff von der Ehe anders her, als von der Natur? Der Begriff von der Ehe ist über dieses noch ein zusammen gesetzter Begriff, den kein Unterricht einem Kinde begreiflich machen könnte, wenn nicht die Natur mit wirkte.

Ein aufmerksamer Leser wird gewiß einsehen, daß die oben angeführten Gründe wider einen gemeinschaftlichen Gebrauch der Weiber nicht nothwendig wider die Vielweiberey gelten. Der heilige Augustin und andere Kirchenlehrer geben zu, daß die Vielweiberey nach dem Gesetze der Natur nicht verbothen sey; und der gelehrte Grotius heget eben diese Meinung *). Allein die großen Nahmen schrecken mich nicht; und ich wage es zu behaupten, daß das Paaren in der engsten Bedeutung ein Gesetz der Natur so wohl unter den Menschen als unter den wilden Vögeln ist, und daß die Vielweiberey eine grobe Übertretung dieses Gesetzes ist. Meine Gründe sind folgende.

Zuerst führe ich die gleiche Anzahl des männlichen und weiblichen Geschlechts als ein deutliches Zeichen des göttlichen Willens an, daß jeder Mann nur an eine Frau, und jede Frau nur an einen Mann gebunden seyn sollte. Diese Gleichheit, welche in allen Ländern und zu allen

*) De Jure Belli et Pacis lib. 2. c. 5. §. 9.

Zeiten gedauert hat, ist eine merkwürdige Probe der alles regierenden Vorsehung; indem die möglichen Fälle dagegen unendlich sind. Alle Männer sind von Natur einander dem Range nach gleich; und folglich hat jeder Mann ein gleiches Recht, eine Frau zu haben; welches nicht Statt finden kann, wenn die Vielweiberey erlaubt seyn sollte. Wären zehn Weiber für einen Mann geboren, wie man fälschlich berichtet, daß es in Bantam der Fall wäre; so könnte vielleicht die Vielweiberey der Absicht der Vorsehung gemäß seyn; allein aus der Gleichheit des männlichen und weiblichen Geschlechts sieht man deutlich, daß es die Stimme sowohl der Natur als der heiligen Schrift ist, „daß ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhängen werde; und daß sie beyde ein Fleisch seyn werden."

Ferner bedenke man, daß, so scheinbar auch die Vielweiberey bey dem gegenwärtigen Zustande der Dinge seyn mag, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens die Schwelgerey und Wollust eingeführet haben, doch die Gesetze der Natur von unserm Schöpfer nicht für einen gezwungenen Zustand veranstaltet waren, wo unzählige einzelne Personen unter ihren natürlichen Rang um einiger weniger Willen, die darüber erhaben sind, erniedriget werden. Wenn man sich einen richtigen Begriff von der Vielweiberey machen will, so muß man auf den ursprünglichen Stand des Menschen, wo sie einander alle gleich sind, zurück sehen. In diesem Stande kann ein jeder nicht zwey Weiber haben;

und folglich ist kein Mann zu mehr als einer Frau berechtiget, bis ein jeder anderer mit ihm auf einem gleichen Fuße stehet. Außerdem ist die Verbindung eines Mannes mit einer Frau zur Fortpflanzung des Geschlechts viel besser geschickt, als die Verbindung eines Mannes mit vielen Weibern. Man stelle sich einen Wilden vor, der von verschiedenen Weibern funfzig oder sechzig Kindern haben kann, deren Unterhalt bloß von seinem Fleiße abhangt. Er wird gewiß sehr glücklich seyn müssen, wenn die Hälfte derselben nicht vor Hunger umkommt. Was für ein besseres Glück zum Leben haben nicht die Kinder, die auf eine gleichere Art in verschiedene Familien ausgetheilet sind.

Die Vielweiberey wird noch von einer weit schädlicheren Wirkung in Absicht auf die Kinder der reichsten Familien begleitet. Wofern nicht die Zuneigung und Liebe gegenseitig und gleich ist, so kann keine eigentliche Gesellschaft in der Ehe, keine Aufrichtigkeit, und keine gehörige Sorgfalt für die Kinder Statt finden. Allein eine solche Zuneigung kann mit der Vielweiberey nicht bestehen: eine Frau in diesem Stande ist keine Gesellschafterinn ihres Mannes, sondern sie wird zu dem Range einer Magd, und zu einem bloßen Werkzeuge des Vergnügens und der Fortpflanzung erniedriget. Unter vielen Weibern wird allezeit eine Favoritinn seyn: die übrigen werden mürrisch und zänkisch; und wenn sie auch die Beleidigung nicht an ihrem Manne und an ihren Kindern rächen, so werden sie doch we-

nigstens lieblos seyn, und sie alle zusammen nicht achten. Zu gleicher Zeit macht auch die zärtliche Liebe für die Favoritinn und ihre Kinder den Mann gegen die übrigen ganz gleichgültig; und der Zustand der Kinder, die von beyden Ältern vernachlässiget werden, ist traurig und bedauernswürdig. Die Hervorbringung einer solchen Wirkung ist gewiß nicht die Absicht der Natur.

Es verdienet eine besondere Aufmerksamkeit, daß die Vorsehung eine angenehme Vereinigung unter allen Geschöpfen, welche von Natur zum Paaren angetrieben werden, veranstaltet hat. Die thierische Liebe unter Geschöpfen, die sich nicht paaren, ist nur auf eine kurze Zeit eingeschränkt: und so lange das Weibchen mit ihren Jungen beschäftiget ist, so schläft gleichsam die thierische Liebe, damit sie nicht von ihrer Pflicht abgezogen werde. Hingegen bey Thieren, die sich paaren, ist die thierische Liebe allezeit lebhaft: das öftere Vergnügen macht ein Paar gegen einander immer angenehmer, und macht die Beständigkeit zu einem Vergnügen. Dieses ist der Fall bey dem menschlichen Geschlechte, und auch bey den wilden Vögeln*). Bey den wilden Vögeln, die auf Bäumen nisten, setzet sich das Männchen, nachdem er sein Weibchen auf dem Neste gefüttert hat, auf den nächsten Zweig, und belustiget sie mit einem Gesange. Es ist noch ein größeres Vergnügen für das menschliche Ge-

*) Büffon B. V.

schlecht in der Ehe, und eine stärkere Ermunterung zur Beständigkeit verordnet. Angenehm ist die Gesellschaft eines Paares, welches sich für einander schicket, und wo die Zuneigung des Mannes, der Frau, des Liebhabers und des Freundes als die zärtlichsten Neigungen der menschlichen Natur mit einander vereiniget sind. Die öffentliche Regierung ist vollkommen, wenn der Monarch mit Leutseligkeit befiehlet, und die Unterthanen in ihrem Gehorsame willig sind. Die Privat-Regierung in der ehelichen Gesellschaft gelangt noch zu einer größern Vollkommenheit, wo Mann und Frau regieren, und sich gegenseitig mit völliger Zufriedenheit beyder regieren lassen. Der Mann hat die Herrschaft über die Person und Aufführung seiner Frau; und sie regieret über seine Neigungen: er regieret durch Gesetze; und sie durch Übertredung. Ihr Ansehen kann auch niemahls fehlen, wo es durch Sanftmuth des Gemüths, und Eifer ihn glücklich zu machen, unterstützt wird *).

---

*) Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmuth, der Geschicklichkeit und der Höflichkeit; ihre Befehle sind Liebkosungen, ihre Drohungen sind Thränen. Sie muß im Hause herrschen, wie der Minister im Staate, indem sie sich dasjenige befehlen läßt, was sie gern thun will. In diesem Verstande ist es gewiß, daß die besten Haushaltungen diejenigen sind, wo die Frau das meiste Ansehen hat. Wofern sie aber die Stimme ihres Oberhaupts verkennet, und sich seine Rechte anmaßen und selbst befehlen will, so entsteht daraus nichts als Unordnung, Noth, Ärgerniß

Der Gott der Natur hat die eheliche Gesellschaft nicht allein dadurch, daß er sie angenehm gemacht, sondern auch durch den Grund der Keuschheit, der in unserer Natur liegt, zu ermuntern gesucht. Bey den Thieren, die keinen Trieb zum Paaren haben, ist die Keuschheit ganz unbekannt, und bey ihnen würde sie auch ohne Nutzen seyn. Die Stute, die Kuh, das Schaf und die Ziege lassen das männliche Thier ohne Umstände zu, und nehmen das erste, welches ihnen in den Weg kommt, ohne Unterschied an. Das zahme Geflügel weiß ebenfalls nichts von der

---

und Schande. Rousseau Emil. B. V. — Da die Kaiserinn Livia von einer verheuratheten Dame gefragt wurde, wie sie eine so große Herrschaft über ihren Gemahl Augustus erlangt hätte, so antwortete sie: „Weil ich seinen Befehlen gehorche, nicht wünsche seine Geheimnisse zu wissen, und es mir nicht merken lasse, daß mir seine Liebeshändel bekannt sind.“ Die verstorbene Königinn in Spanien war eine Dame von besonderer Klugheit, und gründlicher Urtheilskraft. Eine Beschreibung von ihrem Charakter, die nach ihrem Tode heraus gekommen ist, enthält folgende Stelle. „Sie hatte eine große Herrschaft über den König, die auf seine Überzeugung von ihrem höhern Verstande gegründet war, den sie in einer vollkommenen Unterwerfung gegen seine Befehle zeigte, die sie um so viel leichter vollziehen konnte, da sie dieselben gemeiniglich selbst, ob er es gleich nicht merkte, angegeben hatte. Sie heilte ihn von vielen Schwachheiten, und war mit einem Worte, unter der Gestalt des Mentors, seine Minerva.

Keuschheit: sie paaren sich nicht; und das Weibchen bekommt auch während der Zeit des Brütens von dem Männchen kein Futter; allein die Keuschheit und die gegenseitige Treue sind allen paarenden Thieren wesentlich, indem eine flatterhafte Neigung sie in der Wartung ihrer Jungen nachlässig machen würde. Die wilden Vögel paaren sich; und sie sind einander nach einem Instincte treu, weil ihre Jungen eine Fütterung erfordern. Die Keuschheit und gegenseitige Treue in der Ehe sind dem menschlichen Geschlechte ebenfalls wesentlich, und werden durch den Grund der Keuschheit, als einem Stücke des moralischen Gefühls, auf gleiche Weise verstärket.

Die Keuschheit ist auch nicht auf den Ehestand eingeschränkt. Die Ehe ist von der Natur zur Fortpflanzung des Geschlechts gestiftet, und es ist die Pflicht des Menschen, sich von dem thierischen Vergnügen, ausgenommen in diesem Stande, zu enthalten. Die Gebräuche der Heurath und die Ursachen der Trennung und Ehescheidung sind dem bürgerlichen Gesetze unterworfen: wenn aber ein Mann Kinder zeuget, so ist es seine Pflicht, sich in der Verpflegung derselben mit der Mutter zu vereinigen; und eine solche Vereinigung ist nach dem Gesetze der Natur ein Ehestand. Daher rührt es, daß die ersten Handlungen der Unkenschheit, wobey man nur das Vergnügen zur Absicht hat, allezeit mit Scham und mit einem gewissen Grade von Gewissensbissen begleitet sind. Die Keuschheit bey ledigen Personen, wo sie nur eine Pflicht für sie selbst ist,

wird auch durch das moralische Gefühl nicht so sehr als die Keuschheit bey verheuratheten Personen, die einander eine gegenseitige Treue schuldig sind, eingeschärft. Daher machen auch die Abweichungen der erstern weniger Aufsehen als der letztern; man höret kaum etwas vom Ehebruche unter den Wilden; obgleich die Unkeuschheit vor der Heurath unter ihnen nicht ungewöhnlich ist. In Wallis und in den Hochländern von Schottland ist es sogar heutiges Tages noch eben keine Schande für ein junges Frauenzimmer, ein Hurenkind zu haben. In dem letzten erwähnten Lande hat sich das erste bekannte Beyspiel von einem Hurenkinde, welches seine Mutter aus Scham umgebracht hat, vor Kurzem zugetragen. Man sieht, daß die Tugend der Keuschheit daselbst zu wachsen anfängt; da die einzige Versuchung, welche eine Frau haben kann, ihr Kind aus dem Wege zu räumen, diese ist, daß sie ihre Schwachheit verbergen will. Der Grund zur Keuschheit ist, wie der Grund des Eigenthums oder des Wohlstandes, unter den Wilden nur sehr schwach, und hat das Ansehen nicht, welches er unter gesitteten Nationen erlangt, ehe sie durch Schwelgerey verdorben werden. Wir werden hernach Gelegenheit haben, zu bemerken, daß sogar die große Pflicht zur Gerechtigkeit unter den Barbaren nur schwach ist, und nur zu leicht dem unordentlichen Antriebe weichet, bis das moralische Gefühl seine völlige Reife erlangt. Bougainville berichtet, daß auf der Insel Otaheite eine junge Frauensperson die Freyheit hat, ihren Neigungen in der Liebe zu folgen,

und daß ihre vielen Liebhaber, die sie gehabt hat, keine Hinderniß sind, ihr einen Mann zu verschaffen.

Die Keuschheit ist ohne Zweifel ein Zwang der Natur; und daher findet man auch, daß die Natur, so bald als die Scham wegfällt, ihre Oberherrschaft wieder bekommt, und es nunmehr für erlaubt hält, der thierischen Begierde zu folgen. Da im Jahre 1707 eine ansteckende Krankheit einen großen Theil der Einwohner von Island weggerafft hatte, so fiel der König von Dänemark auf einen Anschlag, das Land wieder zu bevölkern, welches auch sehr gut von Statten ging. Man machte ein Gesetz, welches den jungen Frauenspersonen auf dieser Insel erlaubte, ohne Verletzung ihrer Ehre wohl sechs Hurenkinder zu haben *). Die jungen Weibspersonen waren so eifrig, ihr Vaterland wieder zu bevölkern, daß man es nach wenigen Jahren für gut befand, das Gesetz wieder abzuschaffen.

---

*) Don Juan de Ulloa, in seiner Reisebeschreibung von Peru, gedenket eines sehr sonderbaren Geschmacks, der in diesem Lande herrschet, nähmlich, daß ein Mann niemahls eine Jungfer zur Frau nimmt, und sich für entehrt hält, wenn seine Frau vor der Heurath nicht viele Liebhaber gehabt hat. Und wenn wir dem Paulus aus Venedig trauen dürfen, so wird ein junges Frauenzimmer von Tibet in Asien nicht eher für geschickt zur Heurath gehalten, bis sie ihre Jungfrauschaft verloren hat.

Die Sittsamkeit ist von der Natur bestimmt, die Keuschheit zu bewahren, so wie die Keuschheit die Ehe beschützen soll. Allein die Sittsamkeit ist eben so, wie die Keuschheit, einer von den feinen Grundsätzen, die unter den Wilden kein großes Aufsehen machen. In dem Lande Jesso gehen die jungen Weibspersonen im Sommer bisweilen ganz nackend: jedoch wenn sie einem Fremden begegnen, so hängen sie den Kopf, und wenden sich aus Scham vor ihm weg. Die Natur ist hier ihre einzige Lehrmeisterinn *). Einige wilde Stämme wissen so wenig von der Sittsamkeit, daß sie sogar ohne Bedeckung ihrer Geburtsglieder ganz nackend gehen. Regnard berichtet aus seiner eignen Erfahrung, daß in Lappland der Mann, die Frau, und das Kind zusammen ins warme Bad gehen, und sich nicht schämen, sich sogar von einem Fremden in diesem Zustande sehen zu lassen: da mir dieses sonderbar schien, so nahm ich Gelegenheit, den D. Solander hierüber zu fragen, der dieses Land mehr als einmahl besucht hat. Er sagte, daß Regnards Nachricht wahr seyn könnte, ohne daß dabey die Schamhaftigkeit der Lappländer etwas litte; indem ihr Ort zum Baden allezeit so finster sey, daß man nichts sehen könne. Er setzte noch hinzu, daß die Weibspersonen in Lappland, sowohl

---

*) Herrschet nicht die Schamhaftigkeit unter vielen? Die Elephanten, Katzen, und Raubthiere lassen sich niemahls sehen, wenn sie sich begatten.

verheurathete als unverheurathete, ausnehmend keusch wären. Die Einwohner von Otaheite, ob sie gleich gute Leute sind, scheinen doch eben so wenig von der Schamhaftigkeit als von der Keuschheit zu wissen. Bougainville bezeuget, daß sie freywillig ihre jungen Weibspersonen den Franzosen angebothen, und sich sehr gewundert hätten, da diese sich weigerten, ihnen öffentlich beyzuwohnen. Die Weiber von Neu-Seeland sind so wohl keusch als auch sittsam. In der Reisebeschreibung des Lieutenants Cook wird erzählet, daß er einige von ihnen nackend angetroffen, da er Seekrebse suchen wollen, und daß sie sich sehr geschämet hätten, in diesem Zustande vor einem Fremden zu erscheinen.

Ist aber nun das Paaren in dem engsten Verstande ein Gesetz der Natur, so wohl unter den Menschen als auch unter vielen andern Thieren, wie läßt sich alsdann die Vielweiberey erklären, welche ehemahls so allgemein war, und noch heutiges Tages unter vielen Nationen bestehet? Allein ich werde hierbey in keine Verlegenheit gesetzt. Die Vielweiberey läßt sich aus zwey Quellen herleiten; erstlich aus den wilden Sitten, die ehemahls allgemein waren; und hernach aus der Begierde zur Wollust in warmen Ländern, welche die reichern Menschen antreibt, eine jede Regel der Mäßigkeit zu überschreiten. Ich werde diese Quellen sorgfältig untersuchen, weil sie einen großen Theil von der Geschichte des weiblichen Geschlechts ausmachen.

In Ansehung des erstern zeiget sich eine sanfte Gemüthsart als ein Hauptstück des weiblichen Charakters äußerlich durch freundliche Blicke und sanfte Sitten. Allein solche Annehmlichkeiten sind bey einer wilden Frauensperson kaum merklich; und eine wilde Weibsperson würde sie sogar bey dem artigsten gewahr werden. Unter den Wilden sind die Stärke und die Kühnheit die einzigen schätzbaren Eigenschaften: diese Eigenschaften aber fehlen den Weibspersonen gar sehr, so daß sie deßwegen von den Mannspersonen als Wesen von einer geringern Classe verachtet werden. Die Nordamerikanischen Stämme finden eine Ehre in dem Müßiggange; die saure Arbeit erniedriget ihrer Meinung nach den Mann, und schickt sich nur für Weiber. Daher ist es das Geschäft der Ältern, junge Personen zu verheurathen; und es würde eine unverzeihliche Niederträchtigkeit des Bräutigams seyn, wenn er die geringste Zärtlichkeit gegen die Braut blicken ließ. Die jungen Mannspersonen unter den Hottentoten werden im achtzehnten Jahre ihres Alters in die Gesellschaft ihrer Ältesten zugelassen; und nachher würde es schändlich seyn, mit den Weibspersonen noch einigen Umgang zu haben. In Guiana isset eine Frau niemahls mit ihrem Manne, sondern bedienet ihn nach der Mahlzeit mit Wasser zum Waschen. Eine Frau auf den Caribischen Inseln darf nicht einmahl in der Gegenwart ihres Mannes essen; und doch versichert man uns *), daß

*) S. Labats Reisen nach den Amerikanischen Inseln.

die Weiber daselbst mit so vieler Sanftmuth und Ehrerbiethung gehorchen, daß sie ihren Männern niemahls Gelegenheit geben, sie an ihre Pflicht zu erinnern. „Ein Beyspiel, setzt unser Verfasser hinzu, welches für christliche Weiber nachahmungswürdig ist, die man täglich auf der Kanzel von den Pflichten des Gehorsams und der ehelichen Treue unterrichtet, aber, leider! bey ihnen sehr wenig geachtet wird." Dampier bemerket überhaupt, daß unter allen wilden Nationen, die er hat kennen lernen, die Weiber die Lasten tragen, da die Männer vorher gehen, und nichts als ihre Waffen tragen. Sogar die Weiber vom höchsten Range werden nicht besser gehalten. Der Monarch von Giaga in Afrika hat viele Weiber, die im eigentlichen Verstande seine Sclaven sind: die eine trägt seinen Bogen, die andere seine Pfeile, und eine dritte gibt ihm zu trinken; und wenn er trinket, so fallen sie alle auf ihre Knie, schlagen ihre Hände zusammen, und singen. Vor einigen Jahrhunderten wurde in England ein Gesetz gegeben, worin den Weibern, Lehrjungen, Tagelöhnern und Bedienten verbothen war, das neue Testament im Englischen zu lesen *). Was für eine erbärmliche Figur müssen die armen Weiber damahls gemacht haben? In Siberien und sogar in Rußland, ausgenommen in der Hauptstadt, behandeln die Männer ihre Weiber in aller Betrachtung als Sclaven. Die Verordnungen Peters des I. setzen die Heurath unter Leu-

---

*) S. das 34ste und 35ste Heinrichs VIII. K. 1.

ten vom Stande auf einen verehrungswürdigern Fuß; und doch sind die Sitten der Russen noch so grob, daß die tyrannische Behandlung der Weiber noch lange nicht ausgerottet ist.

Der niedrige Stand des weiblichen Geschlechts unter den Wilden und Barbaren bahnte den Weg zur Vielweiberey. Die Wilden, welche durch einen Geschmack nach der Veränderung, und noch mehr durch Stolz angetrieben werden, finden ein Vergnügen an vielen Bedienten und Weibern. Der Trieb zum Paaren, der zwar der menschlichen Natur eingepflanzet ist, macht doch unter den Wilden kein großes Aufsehen, indem sie sich einer jeden unordentlichen Begierde überlassen; und dadurch kann man sehr wohl erklären, warum die Vielweiberey ehemahls allgemein gewesen. Man könnte zwar denken, daß die thierische Liebe, wenn sonst nichts anders wäre, die Weiber zu einem Grade der Achtung unter den Männern würde erhoben haben. Allein die wilden Mannspersonen, welche den Wohlstand oder die artige Lebensart gar nicht kennen, befriedigen die thierische Liebe mit eben so wenigen Umständen, als sie den Hunger oder Durst stillen.

Hierin liegt auch der Grund von einer Gewohnheit, welche diejenigen in Erstaunen setzen wird, die mit den alten Gebräuchen nicht bekannt sind; nähmlich, daß man Frauensperson eben so, wie andere Güter, zu Weibern erkaufte. Die Weiber wurden durch die Heurathen Sclaven; und niemand gab seine Tochter zu einer

Sclavinn weg, als gegen eine ansehnliche Erkenntlichkeit. Die Gewohnheit war allgemein. Ich mache den Anfang mit den Juden. Abraham kaufte die Rebecca, und gab sie seinem Sohne Isaak zur Frau *). Jacob, welcher sonst nichts geben konnte, dienete dem Laban vierzehn Jahre für seine zwey Weiber **). Sichem, welcher die Dina, des Jacobs Tochter, zur Frau verlangte, sagte: „Fordert nur getrost von mir Morgengabe und Geschenke, wie ihrs heischet; gebet mir nur die Dirne zum Weibe ***). Saul sagte zu dem David, als er seine Tochter zur Frau verlangte: „Der König begehret keine Morgengabe, ohne hundert Vorhäute von den Philistern †).“ In der Iliade biethet Agamemnon seine Tochter dem Achilles zur Frau an, und sagt, daß er für sie nichts verlangen wollte. Pausanias erzählt vom Danaus, daß, als keine Anwerber erschienen, um eine von seinen Töchtern zu verlangen, er bekannt gemacht habe, daß er sie ohne Morgengabe geben wollte. Bey dem Homer werden sehr häufig die hochzeitlichen Geschenke eines Bräutigams an den Vater der Braut erwähnt. Da er sie nun Geschenke nennt, so ist es wahrscheinlich, daß die vorige Gewohnheit des Kau-

---

*) 1 B. Mos. Kap. 24. v. 53.

**) 1 B. Mos. Kap. 29.

***) 1 B. Mos. Kap. 34. v. 12.

†) 1 B. Sam. Kap. 18. v. 25.

fes anfing in Abnahme zu kommen. Sie hörte auch schon auf vor den Zeiten des Aristoteles, welcher sagt, daß ihre Vorfahren müssen ein sehr rohes Volk gewesen seyn. Die alten Spanier kauften ihre Weiber. Herodotus und Heraklides aus Pontus berichten, daß eben dieses in Thracien geschehen sey; und der letztere setzt hinzu, daß, wenn eine Frau übel gehalten worden, ihre Anverwandten sie wieder zurück fordern konnten, wenn sie das Geld, was sie bekommen, wieder bezahlten. In den Römischen Gesetzen wird die Heurath per aes et libram erwähnt, welche vollzogen wurde, indem man eine gewisse Menge Erz nebst einer Wage nieder legte, und dieses den Werth anzeigen sollte, den man für die Braut bezahlte. Dieses muß ehemahls etwas wirkliches gewesen seyn, ob es gleich nur eine bloße Ceremonie geworden, da es bey einer Römischen Braut gewöhnlich wurde, eine Mitgabe mitzubringen. Die Babylonier und Assyrer brachten zu gesetzten Zeiten alle mannbaren jungen Weibspersonen zusammen, und theilten sie an die Meistbiethenden aus. Rubruguis in seiner Reise in die Tartarey im Jahre 1253 berichtet, daß jedermann daselbst seine Frau gekauft habe. Sie glauben, setzt er hinzu, daß ihnen ihre Weiber in einer andern Welt eben so, wie in dieser dienen; deßwegen bekommt eine Wittwe nicht leicht einen zweyten Mann, dem sie in der andern Welt nicht dienen kann. Olaus Magnus, welcher anmerket, daß man unter den alten Gothen von Seiten der Braut keine Mitgabe angeschafft habe, gibt eine Ursache an, welche sich vielleicht für die Zeit, worin

er lebte, besser schickte, als für die Zeiten, die er beschreibt. „Unter den Gothen gab ein Mann eine Morgengabe für seine Braut, anstatt von ihr eine zu bekommen; um dadurch den Stolz und Übermuth zu verhindern, welche gemeiniglich den Reichthum von Seiten der Frau begleiten." Nicht anders, als ob der Stolz einer Frau einen Mann hindern könnte, eine Morgengabe mit ihr anzunehmen. — Eine traurige Lehre für eine Erbinn. Girardus von Cambridge, in seiner Beschreibung von Wallis, sagt, daß man sich ehemahls nicht leicht ohne eine vorher gegangene Beywohnung verheurathet hätte, indem es gewöhnlich gewesen, daß die Ältern ihre Töchter jungen Mannspersonen gegen eine gewisse Summe Geldes auf die Probe gegeben, und daß das Geld verfallen wäre, wenn die Mädchen wieder zurück geschickt worden. Dieses ist aber wohl ein Irrthum. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß die Männer in Wallis eben so wie in der ganzen Welt sie kauften, und die Freyheit hatten, sie wieder zurück zu schicken, wenn sie ihnen nicht anstunden. Die Ältern der Braut behielten die Morgengabe, und sie konnte eben so wohl wie vorher einen Mann bekommen.

Eben diese Gewohnheit dauert noch unter den barbarischen Nationen. Sie ist auch noch unter den Tartarn, Mingreliern, Samogeten, Ostiaken, unter den Leuten von Pegu, und auf den Moluckischen Inseln. In Timor, einer Ostindischen Insel, verkaufen die Männer sogar ihre Kinder, um mehr Weiber zu kaufen. Der Fürst

von Circassien verlangte von dem Fürsten von Mingrelien, der um seine Tochter anhielt, hundert Sclaven mit Tapeten und anderm Hausrathe beladen, hundert Kühe, eben so viele Ochsen, und eben so viele Pferde. Wir haben auch gewisse Nachricht von eben dieser Gewohnheit in Afrika, besonders in Bilidulgerid, unter den Negers an der Seeküste, und in Monomotapa. Unter den Caribeern ist ein einziger Fall, wo ein Mann eine Frau bekommt, ohne für sie zu bezahlen. Nach einem glücklichen Kriege werden die Sieger mit einer Mahlzeit unterhalten, wobey der General die Tapferkeit der jungen Männer, die sich am besten hervor gethan haben, mit einer Lobrede beehrt. Ein jeder nun, der mannbare Töchter hat, biethet sie solchen jungen Männern ohne Entgeld an. Das Kaufen der Weiber ist auch unter den wilden Arabern allgemein. So bald als der Kauf geschlossen ist, darf der Bräutigam die Braut besuchen: ist sie nun seiner Erwartung nicht gemäß, so kann er sie wieder verstoßen; aber er darf keinen Anspruch mehr auf das bezahlte Geld machen. Die inländischen Negers sind gesitteter, als die Negers an der Küste; und es ist unter ihnen kaum noch etwas von dem Kaufen der Weiber befindlich: der Bräutigam machet seiner Braut, und ihr Vater ihm wiederum Geschenke. Es sind noch einige Spuren von dem Kaufen der Weiber in Rußland übrig. Noch zu den Zeiten Peters des I. heuratheten die Russen, ohne einander zu sehen; und vor der Hochzeit bekam die Braut von dem Bräutigam

ein Geschenk von Zuckergebacknen, Seife, und andern Kleinigkeiten.

Das Kaufen der Weiber machte es zu einer rechtmäßigen Gewohnheit, eine Frau zu verleihen, so wie man mit einem Sclaven thut. Die Spartaner liehen ihre Weiber ihren Freunden; und Cato der ältere soll eben dieses gethan haben. Die Indianer in Calicut vertauschen oft ihre Weiber mit einander.

Sind nun einmahl viehische Sitten hinlänglich, das weibliche Geschlecht zu erniedrigen; so können sie auch auf die härteste Begegnung sichere Rechnung machen, da sie zu Sclaven erkauft sind. Die Giagas, eine wilde und herum irrende Nation mitten in Afrika, welche zu Hause ausnehmend faul sind, brauchen ihre Weiber und ihre Sclaven zu aller Art von harter Arbeit, als Graben, Säen, Ärndten, Holzhauen, Kornmahlen, Wasserhohlen u. s. w. Diese armen Geschöpfe müssen auf den Feldern und in Gehölzen arbeiten, und bey der härtesten Arbeit beynahe verschmachten, da unterdessen die Ungeheuer von Männern sich nicht einmahl die Mühe geben wollen, die Thiere zur Arbeit zu führen, ob sie gleich an den Portugiesen das Beyspiel vor Augen haben. Es ist das Geschäft der Weiber unter den wandernden Arabern in Afrika zu spinnen, zu weben, und andere häusliche Angelegenheiten zu besorgen. Sie melken das Vieh, mahlen, backen, brauen, kochen, und bringen Holz und Wasser nach Hause. Ja sie sorgen so-

gar für die Pferde ihrer Männer, die sie füttern, striegeln, aufzäumen und satteln. Sie würden auch wie die mohrischen Weiber genöthiget seyn zu graben, zu säen, und ihr Getreide einzuärndten, wenn nicht zu ihrem Glücke die Araber gänzlich vom Raube lebten. Der Pater Joseph Gumilla, in seiner Nachricht von einem Lande in Süd-Amerika an dem großen Flusse Droonoko, beschreibt auf eine rührende Art die erbärmliche Sclaverey der verheuratheten Weiber daselbst, und gedenket einer Gewohnheit, die demjenigen unglaublich scheinen würde, der mit den Sitten dieses Landes nicht bekannt ist, nähmlich, daß die verheuratheten Weiber oft ihre kleinen Mädchen umbringen. Unser Verfasser machte einer verheuratheten Frau von tugendhaftem Charakter und gutem Verstande, welche dieses Verbrechen begangen hatte, harte Vorwürfe. Sie hörte ihn mit nieder geschlagenen Augen bis zu Ende geduldig an, und antwortete, wie folget.

„Ich wünsche zu Gott, o mein Pater! ich wünsche zu Gott, daß meine Mutter durch meinen Tod die mannigfaltige Noth verhindert hätte, die ich ausgestanden habe, und noch, so lange ich lebe, ausstehen muß. Hätte sie mich vor meiner Geburt auf eine gütige Art erstickt, so würde ich nicht den Schmerz des Todes, noch unzählige andere Schmerzen, denen mich das Leben unterworfen hat, gefühlet haben. Betrachtet nur unsern kläglichen Zustand. Unsre Männer gehen mit ihren Bogen und Pfeilen auf die Jagd, und bemühen sich weiter nicht. Wir werden dahin geschleppt mit einem Kinde an unsrer Brust, und

mit dem andern in einem Korbe. Sie kommen des Abends ohne die geringste Bürde zurück: wir kommen mit der Bürde unsrer Kinder zurück; und ob wir gleich von einem langen Marsche ermüdet sind, so dürfen wir doch nicht schlafen, sondern müssen die ganze Nacht arbeiten und Mais mahlen, und Chica für sie machen. Sie betrinken sich, und in ihrer Trunkenheit schlagen sie uns, ziehen uns bey den Haaren, und stoßen uns mit Füßen. Und was haben wir bey einer Sclaverey vielleicht von zwanzig Jahren, für einen Trost? Man bringt eine junge Frau zu uns herein, die uns und unsre Kinder mißhandeln darf, weil wir nicht mehr geachtet werden. Kann die menschliche Natur eine solche Tyranney erdulden? Was können wir wohl unsern kleinen Töchtern für eine größere Gütigkeit erzeigen, als daß wir sie von einer solchen Knechtschaft befreyen, die zehnmahl schlimmer als der Tod selbst ist? Ich sage es noch einmahl, wollte Gott! meine Mutter hätte mich in dem Augenblicke meiner Geburt auch wieder unter die Erde gebracht." Man sollte denken, daß die Weiber dieses Landes den größten Abscheu vor der Heurath haben müßten: allein die herrschende Natur bestimmt das Gegentheil; und die Begierde zur Heurath überwiegt eine jede vernünftige Betrachtung.

Die Nationen werden nach und nach gesittet; und aus dem niedrigsten Stande, in welchen ein menschliches Geschöpf versetzt werden kann, kamen auch endlich die Weiber wieder zu ihrer

natürlichen Würde. Die Aufmerksamkeit auf die Kleidung ist das erste Zeichen von diesem Wachsthume. Die männlichen Wilden sogar von der gröbsten Art sind gern bekleidet. Charlevoix erwähnt einen jungen Amerikaner, einen gemietheten Redner, der seine Kleidung mit großer Sorgfalt in Ordnung brachte, ehe er ins Boot stieg; und bisweilen besah er sich im Spiegel, um zu sehen, ob die Heftigkeit seiner Bewegung nicht das Rothe auf seinen Backen in Unordnung gebracht hätte. Wir lesen von keiner solchen Eitelkeit in der Kleidung bey Weibern von solchen wilden Nationen: sie sind zu muthlos, als das sie sich für angenehm halten sollten. Hingegen bey solchen Nationen, die einigermaßen gesittet sind, findet man eine ganz verschiedene Scene. In dem Isthmus von Darien hat die Regierung einigen Fortgang gemacht, indem ein Oberhaupt auf Lebenszeit erwählet wird: man erblickt einen Schimmer von Höflichkeit unter den Einwohnern; und da man einige Achtung gegen die Weiber hat, so ahmen sie die Männer in der Kleidung nach. Beyde Geschlechter tragen Ringe in ihren Ohren und Nasen, und sind mit vielen Reihen von Schalen gezieret, die von ihrem Halse herab hangen. Eine Frau in einer heißen Gegend läßt sich den ganzen Tag lang unter einer Last von zwanzig oder dreyßig Pfunden von Schalen braten; und eine Mannsperson schwitzet unter der doppelten Last. Sie können wohl mit dem Alexander ausrufen: „O ihr Athenienser! was erdulde ich nicht, um euern Beyfall zu gewinnen?" Die weiblichen Caribeer und Brasilianer putzen sich

nicht weniger gern als die Mannspersonen. Die Hottentotischen Frauenzimmer kleiden sich auch gern, und bemühen sich, es einander in dem Anputze des Beutels, worin ihre Pfeife und Tobak ist, zuvor zu thun: die Europäischen Damen können sich auf ihre Seide und Stickerey nicht mehr einbilden. Die Weiber in Lappland sind dem Putze sehr ergeben. Sie tragen breite Gürtel, an welchen unzählige Ketten und Ringe hängen, die gemeiniglich von Zinn, bisweilen von Silber gemacht sind, und wohl zwanzig Pfund wiegen. Die Grönländer sind säuisch und faul; sie essen mit ihren Hunden; sie speisen die Läuse, die sich von ihnen nähren, und waschen sich selten oder niemahls; und doch sind die Weiber, die unter den Männern einige Figur machen, sehr bunt in ihrem Anzuge. Ihre vornehmsten Zierrathen sind Ohrengehänge mit Glaskorallen von verschiedenen Farben; und sie ziehen Linien mit einer Nadel und schwarzem Zwirn zwischen ihren Augen über die Stirne, auf dem Kinn, Händen und Füßen. Die Negers in dem Königreiche Ardrah in Guinea haben in den Sitten und in der Lebensart einen beträchtlichen Fortgang gemacht. Ihre Weiber treiben den Anzug und Putz bis zur Ausschweifung. Sie sind mit ganzen Lasten von dem feinsten Atlas bekleidet, und mit einer Menge von Gold gezieret. Sie befriedigen in einem heißen Lande ihre Eitelkeit auf Unkosten der Bequemlichkeit. Unter den inländischen Negers, die gesitteter sind, als die Negers an der Seeküste, pflegen die Weiber außer den häuslichen Angelegenheiten zu säen, zu pflanzen, und

zu ärndten. Jedoch ein Mann verliert gar sehr die Achtung der Welt, wenn er seine Weiber wie Sclaven arbeiten läßt, da er unterdessen der Ruhe pfleget. Das weibliche Geschlecht hat sich von diesem glücklichen Anfange in einem langsamen aber beständigen Fortgange immer zu einer höhern Achtung erhoben. Der gesellschaftliche Umgang ist ihr Talent, und eine Entwicklung seiner Gesinnungen. Die Artigkeit ihrer Sitten, und ihre einnehmende Aufführung fesseln ein jedes empfindsames Herz. Die Wilden haben von solchen Verfeinerungen keinen Begriff: so bald aber als sich die feinen Empfindungen entwickeln, so zeigen sich auch die besondern innerlichen und äußerlichen Schönheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem völligen Lichte; und die Weiber, die man ehemahls bloß als Gegenstände der thierischen Liebe betrachtete, werden nun als treue Freunde und angenehme Gesellschafter geschätzet. Der Ehestand nimmt eine viel anständigere Gestalt an, und ist nunmehr die Verbindung nicht eines Herrn und Sclaven, sondern zweyer Personen, die einander am Range gleich sind, und sich vereinigen, um eine Familie zu bilden. Es trug sehr viel zu dieser angenehmen Verfeinerung bey, daß in gemäßigten Ländern die thierische Liebe auch mäßig ist, und daß die Weiber ihr gutes Ansehen und das Vermögen zur Fortpflanzung lange behalten. Auf diese Weise wurde der Ehestand unter den gesitteten Nationen verehrungswürdig, und man verbannete in der Folge die barbarische Gewohnheit, Weiber zu kaufen, indem ein Mann, der seine Tochter auf eine an-

ständige Art verheurathet sehen will, ihr auch gern eine Mitgabe gibt, anstatt sie als eine Sclavinn zu verkaufen.

Die Vielweiberey ist mit dem Kaufen der Weiber aufs genaueste verbunden. Es ist bey dem Kaufen der Sclaven keine Einschränkung: und eben so wenig hat eine Frauensperson, die als eine Frau oder Sclavinn gekauft ist, eine gerechte Ursache zu klagen, daß man andere wie sie gekauft hat; sie wird vielmehr zum Theile dadurch erleichtert, wenn mehrere Hände hinzu kommen, welche die knechtischen Dienste der Familie verrichten. Die Vielweiberey ist daher allezeit gestattet worden, wo die Männer für ihre Weiber bezahlen. Die Juden kauften ihre Weiber, und die Vielweiberey wurde bey ihnen geduldet *). Diodor aus Sicilien sagt, daß die Vielweiberey in Egypten, nur den Priestern nicht, erlaubt gewesen **). Dieses war wahrscheinlicher Weise anfänglich der Fall; da aber die Egyptischen Sitten feiner wurden, so gab ein Mann seiner Tochter eine Mitgabe, anstatt sich für sie bezahlen zu lassen; wovon Salomon ein Zeuge ist, welcher die Stadt Gazer zur Mitgabe mit des Königs von Egypten Tochter bekam. Da nun diese Gewohnheit allgemein wurde, so hörte auch die Vielweiberey auf. Und deßwegen ver-

---

*) 3. B. Mos. Kap. 18. v. 18.

**) B. 1.

sichert auch Herodotus, daß die Vielweiberey in Egypten verbothen gewesen *). Die Vielweiberey war ohne Zweifel in Griechenland und Rom noch herrschend, so lange es gewöhnlich war, die Weiber zu kaufen; allein die verbesserten Sitten machten dem letztern, und folglich auch dem erstern ein Ende. Die Vielweiberey ist heutiges Tages noch in dem kalten Lande Kamtschatka und in dem noch kältern Lande von Hudsonsbay gewöhnlich. In dem Lande Jesso, nahe bey Japan, kann ein Mann zwey Weiber haben, welche alle Art von häuslicher Arbeit verrichten. Die Neger überhaupt kaufen ihre Weiber, und haben auch die Vielweiberey. Die Vielweiberey ist das Gesetz in Monomotapa. Die Vielweiberey und das Kaufen der Weiber waren unter den ursprünglichen Einwohnern der Canarischen Inseln gewöhnlich. Die Männer in Chili kaufen ihre Weiber, und leben in der Vielweiberey.

Der niedrige Stand des weiblichen Geschlechts unter den Barbarn führte die Vielweiberey und das Kaufen der Weiber ein; und die gerechte Hochachtung, die man ihnen unter den gesitteten Nationen erwies, stellte das Gesetz der Natur wieder her, und schränkte den Mann auf eine Frau ein. Ihre Gleichheit in Ansehung des Ranges und der Würde verhindert den Mann, eine andere Frau zu nehmen, so wie es die Frau abhält, einen andern Mann zu nehmen. Wir fin-

---

*) B. II. Kap. 92.

den in der alten Geschichte Spuren, daß die Vielweiberey nach und nach abgenommen habe. Sie nahm in Griechenland ab, so bald die Sitten verfeinert wurden; allein der Einfluß einer langen Gewohnheit war so groß, daß ein Mann, ob er gleich nur auf eine Frau eingeschränkt war, doch Beyschläferinnen ohne Einschränkung halten konnte. In Deutschland waren zur Zeit des Tacitus wenige Spuren von der Vielweiberey übrig. „Der Ehestand wird daselbst strenge beobachtet; und dieses ist eines der löblichsten Stücke ihrer Moral; denn sie sind fast die einzigen Barbarn, die mit einer Frau zufrieden sind; und es gibt nur sehr wenige, die nicht aus Wollust, sondern wegen des Adels mehr als eine Frau nehmen *)." Da nun die Vielweiberey in diesem Lande so wenig gewöhnlich war, so kann man auch gewiß versichert seyn, daß das Kaufen der Weiber daselbst nicht Statt fand. Und daher suchet auch Tacitus bey Erwähnung der allgemeinen Regel, „der Mann gibt der Frau eine Morgengabe, aber die Frau bringt dem Manne keine zu," es anders zu erklären, indem er bemerket, daß die eizige dos eines Bräutigams nur Heurathsgeschenke gewesen, und daß er von der Braut ebenfalls solche Geschenke bekommen habe. Die Gleichheit der ehelichen Verbindung zum gemeinschaftlichen Besten des Mannes und der Frau war unter den Galliern sehr wohl bekannt. Cäsar sagt: „Die Männer verbinden mit

*) De Moribus Germanorum. c. 18.

dem Gelde, welches sie von den Weibern unter dem Nahmen der Mitgabe bekommen haben, eben so viel aus ihrem eigenen Vermögen. Von diesem vereinigten Capital wird eine Rechnung gehalten, und die Nutzung davon aufgehoben. Bey dem Tode eines von beyden bekommt der überlebende Theil das Capital nebst der Nutzung als sein Eigenthum *)." In Japan und in Nicaragua kann ein Mann nur eine Frau nehmen, aber er kann viele Beyschläferinnen halten. In Siam ist die Vielweiberey noch erlaubt, obgleich die Braut eine Mitgabe zu dem Manne bringt: allein diese ungereimte Gewohnheit ist durch die verfeinerten Sitten verbessert worden; indem es für unanständig und schändlich gehalten wird, mehr als eine Frau zu haben. Das Kaufen der Weiber kam schon unter den alten Einwohnern von Toscana aus der Mode; denn man hielt es für schändlich, daß die Heurath aus einem andern Bewegungsgrunde, als aus der gegenseitigen Liebe herrühren sollte. Dieses machte auch zu gleicher Zeit der Vielweiberey ein Ende. Die Vielweiberey wurde ohne Zweifel bey Zeiten auch unter den alten Persern ausgerottet; indem die Mitgabe der Braut in Ehecontracten, wie bey uns, festgesetzt wurde. Eben daher kann man auch vermuthen, daß sie in Mexico nicht lange erlaubt worden; indem die Heurath daselbst durch den Priester vollzogen, und die Mitgabe der Braut bestimmet wurde, welche man im Falle

*) de Bello Gallico, lib. 6. c. 19.

einer Scheidung wieder zurück gab. In den Ländern, wo die Christliche Religion zuerst ausgebreitet wurde, kamen die Weiber bald zu einer Gleichheit mit den Männern, und die Vielweiberey kam aus der Mode. Die reine Lehre des Evangeliums beschleunigte ihren Untergang; und ob es gleich nicht ausdrücklich verbothen war, so hielt man doch dafür, daß die Christliche Religion für die Vielweiberey zu rein sey.

Jedoch das weibliche Geschlecht, wie oben schon angezeigt worden, kam nur sehr langsam aus der Sclaverey zu dem Besitze des erhabenen Standes, wozu es von Natur ein gegründetes Recht hat. Die Gewohnheit unter den Griechen und vielen andern Nationen, die Kinder wegzusetzen, ist ein unüberwindlicher Beweis ihrer Unterdrückung, sogar zu der Zeit noch, da die Gewohnheit sie zu kaufen schon aufgehöret hatte. Es ist von der Vorsehung weislich geordnet, daß die Liebe einer Frau gegen ihre Kinder mit ihrer Geburt anfängt, weil während ihrer Kindheit alles von ihrer Sorgfalt abhangt. Da während dieser Zeit der Vater dem Kinde von geringem Nutzen ist, so ist auch seine Liebe ausnehmend geringe, bis das Kind anfängt zu schwatzen, und einige Zärtlichkeit gegen ihn zu zeigen. Das Wegsetzen eines Kindes zeiget daher deutlich, daß man die Mutter wenig achtete; hätte man ihr eine Stimme erlaubt, so würde diese Gewohnheit in keinem Lande überhand genommen haben. In dem ersten Buche der Iliade sagt Achilles zu dem Agamemnon, der ihm drohete, seine gefan-

gene Brisеis mit Gewalt wegzunehmen: „Ich will dir noch etwas anders sagen: nimm es wohl zu Herzen. Diese Hände sollen niemahls weder mit dir noch mit deinen Feinden um einer Frau willen fechten. Komm, nimm die Brisеis: ihr Archiver, nehmet den Preis, den ihr mir gegeben habt. Aber enthaltet euch von der andern Beute, die in meinen Schiffen an dem Ufer eingepackt liegt. Ich will nicht weiter geplündert seyn. Denkest du anders, Atrides, so greif zum Gewehre und mach' eine Probe: diese deine Sclaven hier sollen sehen, wie dein Blut um meine Lanze herum fließen wird." Die Komödien des Menander, Philemon und Diphilus, sind verloren; aber die Sitten ihrer Zeit müssen noch sehr wenig verfeinert gewesen seyn, so viel man aus ihren Übersetzern oder Nachahmern, dem Plautus und Terenz, muthmaßen kann. Die verheuratheten Weiber werden bisweilen in ihren Komödien eingeführt, und mit sehr weniger Achtung behandelt. Ein Mann läßt gemeiniglich seinen Zorn an seiner Frau aus, und zanket mit ihr als der Ursache von der schlechten Aufführung ihrer Kinder. Eine Frau, die sich vielleicht zu viel um die Liebeshändel ihres Mannes bekümmerte, wird von ihm in folgenden Worten ausgescholten: „Sey nicht böse, noch närrisch, noch unbändig, oder toll; sondern hasse, was du siehest, das der Mann hasset. Thust du mir künftig dergleichen wieder, so will ich dich als eine Wittwe wieder zu deinem Vater schicken."

Man darf sich nicht wundern, daß die Wei-

ber in Griechenland von ihren Männern eben nicht sehr geachtet worden. Eine Frau kann nicht viel Reitzendes haben, die ihre ganze Zeit in der Einsamkeit zubringt; sie muß durch die Gesellschaft verfeinert werden, wenn man sie bewundern soll. Außerdem waren die angesehenen Männer so sehr in ihren Sitten verfeinert, daß sie an der Gesellschaft angenehmer Weiber, wo man sie haben konnte, ein großes Vergnügen fanden. Daher rühret auch das große Ansehen, welches damahls besonders zu Athen die galanten Damen hatten. Sie suchten das Temperament und den Geschmack der Männer kennen zu lernen, und bemüheten sich, ihre Zuneigung durch jeden einnehmenden Kunstgriff zu gewinnen. Die täglichen Gesellschaften, in welchen sie die Philosophie, Staatskunst und Poesie lernten, heiterten ihren Verstand auf, und verbesserten ihren Geschmack. Ihre Häuser wurden angenehme Schulen, wo jedermann in seiner eigenen Kunst Unterricht bekommen konnte. Sokrates und Perikles kamen oft in dem Hause der Aspasia zusammen: sie erwarben sich von ihr eine Feinheit des Geschmacks, und sie verschafften ihr dagegen eine öffentliche Hochachtung und Ansehen. Griechenland wurde damahls von Rednern regieret, über welche einige berühmte Damen einen grossen Einfluß hatten, und dadurch eine tiefe Einsicht in die Regierung bekamen. Man sagte von dem berühmten Demosthenes, „die Maßregeln, auf welche er ein ganzes Jahr gedacht hat, werden von einem Frauenzimmer in einem Tage vereitelt.“ Man sieht auch deutlich aus dem Plautus

und Terenz, daß die galanten Damen zu Athen sehr prächtig lebten.

Ich gehe nunmehr zu der zweyten oben erwähnten Ursache der Vielweiberey fort, nähmlich zu dem Reichthume in einem heißen Lande. Die Männer haben daselbst eine brennende Begierde zum thierischen Vergnügen; und die Weiber werden alt und verlieren die Fruchtbarkeit nicht lange nach dem reifen Alter in einem gemäßigten Lande. Diese Umstände treiben reiche Leute an, ihre Weiber zu kaufen, damit sie nicht an eine gebunden seyn mögen; und kaufen müssen sie sie, weil niemand gern seine Tochter ohne eine ansehnliche Erkenntlichkeit hingeben wird, um eine von vielen zu seyn, welche die fleischliche Begierde eines Mannes befriedigen sollen. Die zahlreichen Weiber und Beyschläferinnen in den Asiatischen Harams sind alle von ihnen mit Gelde erkauft. In dem heißen Lande von Hindostan ist die Vielweiberey allgemein, und die Männer kaufen ihre Weiber. Eben dieses ist auch in China gewöhnlich: denn so bald als der Preis berichtiget und bezahlet ist, so wird die Braut in einem verschlossenen Tragsessel in das Haus des Bräutigams getragen, und ihm der Schlüssel überliefert: ist er mit seinem Kaufe nicht zufrieden, so schickt er sie mit Verluste des für sie bezahlten Geldes wieder zurück; ist er aber zufrieden, so bewirthet er seine Freunde in einem Zimmer, und sie ihre Freundinnen in einem andern. Ein Mann, der wenig Vermögen hat, nimmt eine Frau für seinen Sohn aus einem Hospitale, welches ihm die Morgengabe erspart.

Man hat für die Vielweiberey in heißen Ländern angeführet, daß die Weiber daselbst im zehnten Jahre schon zur Heurath geschickt sind, und im fünf und zwanzigsten aufhören Kinder, zu gebären, da die Männer noch in ihrer völligen Stärke sind; und daß man ihnen daher eine zweyte Frau erlauben müsse, die Kinder gebären könne. Allein ist denn der Nutzen des weiblichen Geschlechts bey einer ehelichen Verbindung gänzlich aus den Augen zu setzen, nicht anders, als ob die Weiber von der Natur bloß zu Lastthieren bestimmt wären? Wenn man aber auch hierbey gar nicht auf sie sehen wollte, so sollte man doch bedenken, daß ein Mann, wenn er noch eine Frau nimmt, dadurch andere des Rechts beraubt, welches alle Männer haben, sich zu verheurathen. Der Schluß würde in der That bündig seyn, wenn zehn Weibspersonen gegen eine Mannsperson geboren würden, wie dieses der Fall in Bantam seyn soll; da aber die Gleichheit beyder Geschlechter die Bestimmung der Natur ist, so hat der Beweis keine Stärke. Alle Menschen sind von Natur gleich geboren; und wenn man daher die Vielweiberey auf gewisse Weise verstatten will, so ist es eben so viel, als ob man einige berechtiget, sich das Recht von andern anzumaßen.

Auf diese Weise bleiben die Weiber in heißen Ländern in eben dem niedrigen und abhängigen Zustande, worin anfänglich alle Weiber waren, da die Menschen insgesammt noch in dem Stande der Wildheit lebten. Die Weiber in Hindostan

dürfen nach dem Gesetze keine Zeugen seyn in bürgerlichen Streitsachen; und ich muß mich schämen es zu bekennen, daß in Schottland eben dieses Gesetz nicht vor langer Zeit abgekommen ist.

Die Christliche Religion hat dem heißen Klima zuwider die Vielweiberey in Äthiopien verbannet, obgleich die Richter in der Bestrafung dieses Verbrechens eben nicht strenge sind. Die Hitze des Klima macht, daß sie dem Wunsche nach mehrern Weibern nachsehen, und wenn sie sich dieselben auch erkaufen sollten. Unter den Christen in Congo ist die Vielweiberey eben so gebräuchlich, als wie sie noch Heiden waren. Die eifrigsten Christen daselbst halten es für ganz unvernünftig, sich lebenslänglich nur auf eine Frau einzuschränken; so daß sie eher der Christlichen Religion entsagen, als sich so einschränken würden.

Außer der Vielweiberey hangen noch viele andere Gebräuche von der ehelichen Verbindung ab, und verändern sich nach den verschiedenen Arten derselben. Die Heurathś-Ceremonien verändern sich deßwegen in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten. Wo es gewöhnlich ist, eine Frau zu kaufen, sowohl unter den wilden als auch unter den zärtlichen Leuten in heißen Ländern, da vollendet die Zahlung des Preises die Heurath ohne alle andern Ceremonien. Jedoch werden bisweilen andere Ceremonien beobachtet. In dem alten Rom wurde die Braut in das Haus des Bräutigams durch eine Sclavinn begleitet,

welche einen Spinnrocken und eine Spindel trug, und dadurch andeutete, daß sie für die Familie spinnen müßte. Unter den Wilden in Canada und den benachbarten Ländern werden in die Hütte einer Braut ein Riemen, ein Kessel und ein Bündel Holz gelegt, als Sinnbilder ihrer Pflicht, nähmlich die Lasten zu tragen, die Speisen zuzurichten, und Holz anzuschaffen. Auf der andern Seite aber nimmt die Braut zum Zeichen ihrer Sclaverey ihre Axt, hauet Holz damit ab, bindet es zusammen, und legt es vor die Thüre der Hütte des Bräutigams. Die ganze Begrüßung, die sie erhält, ist diese: „es ist Zeit zur Ruhe zu gehen." Die Einwohner von Sierra Leona, einem Negerlande, haben in allen ihren Städten gemeinschaftliche Schulen, wo die jungen Frauenzimmer ein Jahr lang unter der Aufsicht eines verehrungswürdigen alten Mannes erzogen werden. So bald als ihre Erziehung vollendet ist, so werden sie in ihrem besten Anzuge in eine öffentliche Versammlung geführet; welches man einen Heuraths-Jahrmarkt nennen kann, weil daselbst die jungen Männer zusammen kommen, um ihre Wahl zu treffen. Diejenigen nun, welche sich nach ihrer Einbildung versehen wollen, bezahlen die Morgengabe, und bezahlen über dieses noch den alten Aufseher für seine Sorgfalt in der Erziehung der Braut. Auf der Insel Java wäscht die Braut zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit dem Bräutigame die Füße; und dieses ist eine Hauptceremonie. In Rußland überreicht die Braut dem Bräutigam ein Bündel Ruthen, die er wider sie brauchen soll, wenn sie verdienet gezüch-

tiget zu werden; und zu gleicher Zeit zieht sie ihm die Stiefeln aus. Die gegenwärtige Kaiserinn, welche gern die rohen Sitten ihrer Unterthanen verbessern will, hat diese Ceremonie unter Leuten von Stande abgebracht. Sehr verschieden waren die Sitten in Peru vor der Spanischen Eroberung. Der Bräutigam brachte der Braut Schuhe, und zog sie ihr mit seinen eigenen Händen an. Aber das Kaufen der Weiber war auch daselbst ganz unbekannt. Die Heurathsceremonien in Lappland sind nach eben den Grundsätzen eingerichtet. Es ist daselbst gebräuchlich, daß ein Mann seinen Kindern Geschenke mit Rennthieren macht; und die jungen Frauenzimmer, die viele Rennthiere besitzen, haben auch viele Liebhaber. Ein junger Mann sieht sich eine solche Frau auf einem Jahrmarkte aus, oder wenn sie zusammen kommen, ihre Abgaben zu bezahlen. Er führet einige von seinen Anverwandten in das Haus der Ältern von dem jungen Frauenzimmer, und bemühet sich besonders, einen beredten Vorsprecher zu wählen. Sie werden alle bis auf den Liebhaber hinein gelassen, der so lange warten muß, bis man ihn hinein ruft. Nachdem man nun stark herum getrunken hat, so redet der Vorsprecher den Vater in den demüthigsten Ausdrücken an, und beuget seine Knie, als ob er zu einem Fürsten eingeführet würde. Er nennt ihn den ehrwürdigen Vater, den hohen und mächtigen Vater, den besten und berühmtesten Vater u. s. w.

Es eräugnen sich bisweilen bey der Betrach-

tung der Reihe von Ursachen und Wirkungen viele Beyspiele von seltsamen Begebenheiten, welche aus dieser Reihe ohne eine gewisse Ursache, die man dabey entdecken könnte, hervor kommen. Die Heuraths-Ceremonien unter den Hottentoten sind von dieser Art. So bald als alle Materien unter den alten Leuten berichtiget sind, so wird das junge Paar mit einander in ein Zimmer eingeschlossen, wo sie die Nacht zubringen, um mit einander um den Vorzug zu streiten, welches immer ein sehr ernsthaftes Werk wird, wenn sich die Braut recht zur Wehre setzet. Ist sie nun halsstarrig bis ans Ende ohne sich zu ergeben, so wird der junge Mann wieder fort geschickt; behält er aber die Oberhand, welches gemeiniglich geschieht, so wird die Heurath durch eine andere Ceremonie vollzogen, die nicht weniger sonderbar ist. Die Männer und Weiber setzen sich in verschiedenen Kreisen auf die bloße Erde, so daß der Bräutigam in der Mitte des einen, und die Braut in der Mitte des andern Kreises ist. Der Suri, oder Meister der Religions-Gebräuche, pisset den Bräutigam an, der den Strom begierig auffängt, und ihn in die Furchen von Fette, womit er beschmieret ist, hinein reibt. Er verrichtet eben diese Ceremonie bey der Braut, die auf gleiche Weise sehr ehrerbietig ist. Die Heuraths-Ceremonien unter den Kamtschatkaern sind noch seltsamer. Hat ein junger Mann einmahl seinen Antrag gethan, so tritt er in den Dienst seines vermeinten Schwiegervaters. Wird er nun angenehm befunden, so wird er zu der Probe der Berührung zugelas-

sen. Das junge Frauenzimmer wird in lederne Riemen eingewickelt; und in diesem Zustande wird sie der Bewachung einiger alten Weiber übergeben. Er suchet bey einer trägen und nachlässigen Wache jede Gelegenheit sie los zu wickeln, um dasjenige zu berühren, was am meisten verborgen ist. Die Braut muß sich wenigstens dem Scheine nach widersetzen, und daher schreyet sie, um ihre Wächter aufzufordern, die mit der größten Wuth den Bräutigam überfallen, ihm die Haare ausreissen, sein Gesicht zerkratzen, und sich ihm heftig widersetzen. Die Versuche des Liebhabers laufen bisweilen Monathe lang fruchtlos ab; aber so bald als die Berührung geschehen ist, so bezeuget die Braut ihre Zufriedenheit, indem sie die Worte Ni, Ni, mit einer sanften und liebreichen Stimme ausspricht. Hierauf schlafen sie in der nächsten Nacht ohne einigen Widerstand beysammen. Eine Heurathe-Ceremonie unter den inländischen Negern ist sonderbar. So bald als die vorläufigen Puncte berichtiget sind, so reiset der Bräutigam mit einer gewissen Anzahl von seinen Gesellschaftern des Nachts ab, und umringt das Haus der Braut, als wenn er sie mit Gewalt entführen wollte. Dieses sieht einer Heurathe-Ceremonie, die in Wallis gewöhnlich war, sehr ähnlich. An dem Morgen des Hochzeittages verlangt der Bräutigam in Begleitung seiner Freunde die Braut. Ihre Freunde, die gleichfalls zu Pferde sind, geben eine abschlägige Antwort, worauf sodann ein Spiegelgefecht erfolgt. Die Braut, welche hinter ihren nächsten Anverwandten sitzet, wird weggeführt,

und von dem Bräutigam und seinen Freunden mit lautem Geschreye verfolgt. Es ist nicht ungewöhnlich bey einer solchen Gelegenheit zwey oder dreyhundert starke Cambro-Britten zu sehen, wie sie, zu keiner geringen Belustigung der Zuschauer, in vollem Gallopp hin und her reiten, und mit einander kämpfen. Endlich, wenn sie sich und ihre Pferde ermüdet haben, so läßt man den Bräutigam die Braut einhohlen. Er führet sie im Triumphe fort, und der ganze Auftritt wird mit festlichem Schmausen beschlossen. Eben diese Heurathe-Ceremonie war ehemahls auch, in Moscau, Litthauen und Liefland gewöhnlich, wie Olaus Magnus *) berichtet.

Die Ehescheidung hangt auch von der Beschaffenheit der ehelichen Verbindung ab. Wo das Gesetz ist, daß ein Mann seine Frau eben so wie einen Sclaven kaufen muß; da folgt es ganz natürlich, daß er eben so viele kaufen mag als er bezahlen kann, und daß er sie nach seinem Belieben wieder fort schicken kann. Dieses Gesetz ist ohne Ausnahme allgemein. Die Juden, welche ihre Weiber kauften, hatten das Recht, sich von ihnen zu scheiden, ohne daß sie eine Ursache davon angeben durften **). Die Neger kaufen ihre Weiber, und verstoßen sie wieder, wenn es ihnen gut dünket. Eben dieses Gesetz ist auch in China, Monomotapa, der Erdenge von Da-

---

*) lib. 14. cap. 9.
**) 5. B. Mos. Kap. 24.

rien, auf den Caribischen Inseln, und sogar in dem kalten Lande der Hudsonsbay. Alle Wilden in Süd-Amerika, welche nahe an dem Oroonoko leben, kaufen eben so viele Weiber, als sie ernähren können, und verstoßen sie wieder nach Belieben.

Sehr verschieden ist eine eheliche Verbindung zwischen gleichen Personen, wo eine Mitgabe der Braut gegeben wird. Die Beschaffenheit einer solchen Verbindung bringt es mit sich, daß keines von beyden das andere ohne eine gerechte Ursache fort schicken kann. In Mexico, wo die Braut eine Mitgabe bringt, kann auch ohne beyderseitige Einwilligung keine Ehescheidung Statt finden. In Lappland machen die Frauenspersonen, welche viele Rennthiere haben, eine ansehnliche Figur. Dieses legt einen Grund zu einem ehelichen Bündniß, wie es unter uns ist, welches die Vielweiberey, und folglich auch die Ehescheidung ohne eine gerechte Ursache verhindert. Und wenn diese in verschiedenen Fällen verhindert werden, so wird das Verboth mit der Zeit allgemein.

Ich gehe zum Ehebruche fort, dessen Strafbarkeit auch gewisser Maßen von der Beschaffenheit der ehelichen Verbindung abhangt. Wo die Weiber gekauft werden, und die Vielweiberey gestattet wird, da kann der Ehebruch kaum als ein Verbrechen bey dem Manne angesehen werden; und wo mehrere Weiber sind, da sieht man leicht ein, daß es bey einer jeden derselben ein

sehr verzeihliches Verbrechen ist. Da aber die Männer die Gesetzgeber sind, so ist gemeiniglich die Bestrafung des weiblichen Ehebruchs, wo die Vielweiberey Statt findet, zu strenge. Sie ist aber doch in verschiedenen Ländern mehr oder weniger strenge, so wie die Männer mehr oder weniger zur Rache geneigt sind. Die Chineser sind ein sanftes Volk, und verlassen sich mehr zur Verhinderung des Ehebruchs auf Schlösser und Riegel, als auf die Strenge; indem die Strafe bloß darin besteht, daß sie eine Ehebrecherinn als eine Sclavinn verkaufen. Eben dieses Gesetz ist auch in dem Königreiche Laos, welches an China gränzet. Eine Ehebrecherinn unter den alten Egyptiern wurde mit dem Verluste ihrer Nase bestraft. In dem alten Griechenlande wurde ein Ehebrecher mit einer Geldstrafe belegt*). Eine Ehebrecherinn wurde wahrscheinlicher Weise noch härter bestraft. Unter den Negern, die sehr wenig Zärtlichkeit haben, wird der Ehebruch nur sehr geringe bestraft; ausgenommen in dem Königreiche Benin. Daselbst wird eine Ehebrecherinn nach einer harten Geißelung verbannet; und der Ehebrecher verliert seine Güter, welche dem beleidigten Ehemanne gegeben werden. Unter den alten Deutschen, einem ernsthaften und tugendhaften Volke, war der Ehebruch ausnehmend rar. Eine Ehebrecherinn wurde ihrer Haare beraubt, aus dem Hause ihres Mannes vertrieben, und durch das Dorf

*) Odyss. B. VIII. v. 384.

mit Geißeln gepeitschet *). In Japan, wo die Leute vorzüglich hitzig sind, wird der weibliche Ehebruch allezeit mit dem Tode bestraft. In Tonquin wird eine Frau, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat, einem Elephanten vorgeworfen, um von ihm zertreten zu werden. Nach dem Gesetze Moses wird so wohl eine Ehebrecherinn, als ein Ehebrecher mit dem Tode bestraft **). Die Margaretha von Burgund, Gemahlinn des Ludwig Hutien, Königs von Frankreich, wurde wegen des Ehebruchs aufgehenkt, und ihre Liebhaber lebendig geschunden. So waren die wilden Sitten jener Zeiten beschaffen. Es ist ein altes Gesetz in Wallis, daß der Verbrecher wegen Befleckung des fürstlichen Ehebettes eine Stange reines Goldes zahlen muß, von der Dicke des Fingers eines Ackermannes, der neun Jahre gepflügt hat, und in der Länge von dem Boden bis an den Mund des Prinzen, wenn er sitzet.

Die Ehe zwischen einem einzelnen Paare zur gegenseitigen Hülfe und Erzeugung der Kinder bringt auch die genaueste gegenseitige Treue mit sich. Jedoch ist der Ehebruch bey der Frau ein größeres Verbrechen, als bey dem Manne, indem er sich bey ihm zufälliger Weise, und ohne die geringste Abneigung gegen die Frau, eräugnen kann; allein die größere Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts ist so beschaffen, daß eine Frau nicht eher, als bis eine unregelmäßige

---

*) Tacitus de Moribus Germanorum c. 19.
**) 3 B. Mos. Kap. 20. v. 10.

Liebe bey ihr herrschend wird, so wohl die Scham, als auch die Pflicht gegen ihren Mann aufgibt. Daher ist die Hurerey bey der Frau in einer doppelten Betrachtung ein Bruch der ehelichen Verbindung: sie ist eine Entwendung der Liebe gegen ihren Mann, welche sie ungeschickt macht, seine Freundinn und Gesellschafterinn zu seyn, und sie zielet darauf ab, unächte Kinder in die Familie zu bringen, indem sie den Mann hintergeht, daß er Kinder, die nicht sein eigen sind, ernähren und erziehen muß.

Der stufenweise Fortgang des weiblichen Geschlechts zu einer Gleichheit mit dem männlichen Geschlechte ist deutlich in den Gesetzen von der weiblichen Erbfolge zu sehen, die man zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern fest gesetzet hat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Weiber in einem Lande in den erstern Zeiten Ländereyen erben konnten: sie werden unter den Wilden wegen eines so schätzbaren Vorrechts nur allzu sehr verachtet. Das rauhe und wilde Wesen der alten Römer ins besondere setzte die Weiber außer Stand, ihre Gesellschafter zu seyn; sie dachten nie daran, daß die Weiber ein Land erben sollten, welches sie nicht mit dem Schwerte vertheidigen könnten. Allein die Weiber kamen immer mehr in Achtung, so wie sich die National-Sitten verfeinerten. Man hielt das Gesetz, welches die weibliche Erbfolge in den Ländereyen verbiethet, und in den Zeiten der Wildheit gegeben war, für zu strenge und ungerecht, da die Römer immer gesitteter wurden. Die Ei-

genthümer der Ländereyen, die keine Söhne hatten, wurden dahin vermocht, dem Gesetze dadurch zu entgehen, daß sie ihren Töchtern reichliche Verschreibungen machten, wodurch die Ländereyen bey der männlichen Seitenlinie von geringem Werthe gemacht wurden. Zur Abschaffung dieses Mißbrauchs, wie es die Alten nannten, wurde das Voconische Gesetz gegeben, welches dergleichen Verschreibungen in mäßige Gränzen einschränkte: und diese Verordnung blieb so lange in ihrer Stärke, bis die Achtung für das weibliche Geschlecht einen jeden gesetzlichen Zwang aufhob, und die weibliche Erbfolge in den Ländereyen eben so, wie beyden beweglichen Gütern, festsetzte*) Die barbarischen Nationen,

---

*) Justinian, oder vielmehr die Rechtsgelehrten, die er bey der abgeschmackten Sammlung der Pandecten brauchte, ist in einem groben Irrthume, indem er lehret, daß nach den zwölf Tafeln das männliche und weibliche Geschlecht von einerley Grade auf gleiche Weise die Erbfolge in den Ländereyen hätte. Das Voconische Gesetz, welches Alexander ab Alexandro in Genial. dieb. lib. 6. c. 15. erklärt, bestätiget das Gegentheil. Und man kann nicht ohne Unwillen sehen, daß ein neuer berühmter Schriftsteller nicht allein den Irrthum des Justinians angenommen, sondern auch zur Vertheidigung desselben eine so feine und scharfsinnige Ursache angegeben hat, daß er beynahe gänzlich verschwindet. v. L'Esprit de Loix liv. 27. chap. 1. Ich wage es dagegen zu behaupten, daß das scharfsinnige Urtheilen bey einem rohen und unwissenden Volke nie-

welche die Römische Macht zerstörten, nahmen bald die sanften Sitten der Überwundenen an; sie ließen den Weibern die Ländereyen erben, und forderten eine doppelte Ersetzung wegen der Beleidigungen, die man ihnen angethan hatte. Nach dem Salischen Gesetze unter den Franken war es den Weibern ausdrücklich verbothen, Ländereyen zu erben; allein wir sehen aus den Aufsätzen der Marculfus, daß dieses Verboth mit der Zeit durch folgende Feyerlichkeit vereitelt wurde. Der Mann, welcher seine Tochter mit seinen Söhnen auf einen gleichen Fuß setzen wollte, führte sie vor den Commissär, und sagte: „Mein liebes Kind, eine alte und gottlose Gewohnheit schließt ein junges Frauenzimmer aus, ihrem Vater in der Erbschaft zu folgen: da mir aber alle meine Kinder auf gleiche Weise von Gott gegeben sind, so muß ich sie auch alle gleich lieben; daher, mein liebes Kind, ist mein Wille, daß meine Güter zwischen dir und deinen Brüdern auf gleiche Weise sollen getheilet werden." In gesitteten Staaten sind die Weiber sogar von der Thronfolge nicht ausgeschlossen. Rußland und Groß-Brittanien liefern Beyspiele von Frauenzimmern, welche fähig

---

mahls einen Einfluß hatte; und daher konnte auch zur Zeit der Decemvirs, welche die zwölf Tafeln verfertigten, die hier von unserm Schriftsteller angegebene feine Ursache nicht der Bewegungsgrund seyn, daß die Decemvirs eine weibliche Erbfolge in den Ländereyen eingeführet hätten, welches sie auch gewiß nicht gethan haben.

gewesen sind, sowohl in einer unumschränkten als eingeschränkten Monarchie zu regieren *).

Was ich bisher gesagt habe, geht nur diejenigen Nationen an, wo die Vielweiberey verbothen ist. Ich halte es für ausgemacht, daß die Weiber die Ländereyen nicht erben dürfen, wo die Vielweiberey rechtmäßig ist: sie sind daselbst

---

*) Das Königreich Gurrah in Hindostan wurde von der Königinn Dargoutte regieret, die wegen ihres Verstandes und ihrer Schönheit berühmt ist. So klein als dieses Königreich ist, so hält es doch ungefähr 70000 Städte und Dörfer, als die Wirkung eines langen Friedens und glücklichen Zustandes. Da es vor nicht vielen Jahren von dem Asaph Chan angegriffen wurde, so bestieg die Königinn einen Elephanten, und führte ihre Truppen in die Schlacht. Ihr Sohn Raja Bier Shach, welcher in der Hitze des Treffens verwundet war, wurde auf ihren Befehl vom Schlachtfelde weg getragen. Da nun dieser Zufall ein allgemeines Schrecken verursacht hatte, so blieb die Königinn bloß mit 300 Reitern in der Schlacht. Adhar, welcher den Elephanten führte, vermahnte sie, sich weg zu begeben, da es noch sicher geschehen könnte. Die Heldinn verwarf diesen Rath. Es ist wahr, sagte sie, wir sind in der Schlacht überwunden, aber nicht an unserer Ehre. Soll ich gegen ein schändliches Leben einen Ruhm verlieren, nach welchem ich vornähmlich gestrebt habe? Eure Dankbarkeit erweise mir jetzt die Verbindlichkeiten, die ihr mir schuldig seyd: ziehet euren Dolch aus, und rettet mich von der Sclaverey dadurch, daß ihr meinem Leben ein Ende machet.

in keiner solchen Achtung, daß sie zu einem so glänzenden Vorzuge berechtiget wären.

Unter den Huronen in Nord-Amerika, wo die königlichen Würde erblich ist, und die königliche Familie sehr hoch geachtet wird, findet auch die Thronfolge durch das weibliche Geschlecht Statt, um dadurch das königliche Blut unbefleckt zu erhalten. Wenn der Regent stirbt, so folgt ihm nicht sein Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester, der gewiß vom königlichen Geblüte ist; der Vater mag seyn, wer er will: und wenn die königliche Familie aufhöret, so wird von der edelsten Matrone des Stammes ein Regent erwählet. Eben diese Regel der Thronfolge ist auch unter den Natches, einem Volke, welches an Missisippi gränzet; indem es einer von ihren Glaubensartikeln ist, daß ihre königliche Familie Kinder der Sonne sind. Auf eben diesen Glauben gründete sich auch ein Gesetz in Peru, welches dem Erben der Krone auflegte, seine Schwester zu heurathen; welches eben so, wie das erwähnte Gesetz, das Blut der Sonne in der königlichen Familie erhielt, und in die natürliche Ordnung der Thronfolge keinen so großen Eingriff that.

Die weibliche Erbfolge hangt gewissermaßen von der Beschaffenheit der Regierung ab. In Holland erben alle Kinder, männliche und weibliche, auf gleiche Weise. Die Holländer leben vom Handel, wozu die Weiber eben so wohl, als die Männer, geschickt sind. Zu gleicher Zeit sind

die Ländereyen in diesem Staate so geringe, daß eine Familie durch ein großes Vermögen an Ländereyen sich unmöglich erheben kann; und es ist nichts als der Stolz, eine Familie zu erhöhen, der einen Mann antreiben kann, eines von seinen Kindern den übrigen vorzuziehen. Eben dieses Gesetz wird auch um dieser Ursachen willen in Hamburg beobachtet. Die ausgebreiteten Reichthümer an Ländereyen unterstützen große Familien in Groß-Brittanien; ein Umstand, der den jüngern Kindern nicht günstig ist. Allein wahrscheinlicher Weise bemühen sich die Kaufleute in London und in andern großen Handelsstädten, dem Gesetze zuvor zu kommen, indem sie ihre Güter unter ihre Kinder auf eine gleichere Weise austheilen.

Wenn man nun auf diese Art einen großen Theil der Erde mit seinen Betrachtungen durchwandert, muß man nicht endlich den Schluß machen, daß die Weiber ursprünglich überall verachtet worden, wie sie noch jetzt unter den Wilden in Amerika geringe geschätzt werden? ferner: daß man die Weiber wie Sclaven gekauft hat; daß die Vielweiberey allgemein gewesen; und daß die Ehescheidung von dem Eigensinne des Mannes abhange? Jedoch ein solcher Schluß würde zu voreilig seyn; indem man nach einer genauen Untersuchung immer noch ein weites Land entdeckt, wo die Vielweiberey niemahls gewöhnlich gewesen, und wo man die Weiber gleich anfänglich, wie unter den gesittetsten Nationen, geehrt und hoch geschätzt hat. Allein der

Leser wird hier gar sehr ersucht, seine Neubegierde bis zu dem folgenden Versuche von dem Wachsthume der Sitten aufzubehalten, weil es daselbst der schicklichste Ort zu dieser artigen und wichtigen Materie zu seyn scheint.

Wir gehen jetzt zu einem Hauptpuncte in dem Wachsthume des weiblichen Geschlechts fort; nähmlich, die verschiedenen Grade des Zwanges aufzusuchen, welche man den verheuratheten Weibern in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten in einerley Lande aufgelegt hat; und ferner die Ursachen dieses Unterschiedes zu bestimmen. Wo der Luxus unbekannt ist, und wo die Leute keine andern Bedürfnisse haben, als welche ihnen die unverdorbene Natur darbiethet, da leben Männer und Weiber mit großer Freyheit und Unschuld beysammen. In Griechenland bedienten ehemahls sogar junge Weiber vom Stande ihre Männer im Bade *). Bey den Spartanern badeten die Männer und Weiber unter einander, und rungen ganz nackend mit einander. Tacitus berichtet, daß die Deutschen nicht einmahl abgesonderte Betten hätten, sondern auf Stroh oder Gras an den Mauern des Hauses herum unter einander lägen. Eben diese Gewohnheit herrschet noch gegenwärtig unter den mäßigen Hochländern in Schottland, und ist in Neu-England noch nicht ganz abgekommen. Eine verheurathete Frau ist unter keiner Einschrän-

*) S. Odyss. B. III. u. B. VIII. v. 491.

kung, weil niemand an eine so unordentliche Handlung denkt, ihre Keuschheit auf die Probe zu stellen. Auf den Caribischen Inseln war der Ehebruch so lange unbekannt, bis sich die Europäischen Christen daselbst nieder ließen. Zu gleicher Zeit kann da kaum einige Nahrung zur Eifersucht seyn, wo die Männer ihre Weiber kaufen, sie nach Belieben verstoßen, und wohl gar einem Freunde leihen. Allein wenn ein Mann nach der reifern Empfindlichkeit einen Werth auf die Liebe seiner Frau, und auf ihre Zuneigung gegen ihn setzt, so nimmt die Eifersucht ihren Anfang. Die Eifersucht ist daher ein Zeichen einer zunehmenden Hochachtung für das weibliche Geschlecht; und diese Leidenschaft schleicht sich merklich unter den Eingebornen in Virginien ein. Sie fängt an, einen wirklichen Grund zu haben, so bald als die Ungleichheit des Standes und Vermögens Statt findet. Die reichen Männer streben nach Vergnügen: die verheuratheten Weiber werden Gegenstände eines verdorbenen Geschmacks, und oft ein Opfer, wo die Sitten noch unvollkommen sind, und das Klima der thierischen Liebe günstig ist. Griechenland ist ein sehr angenehmes Land, und die Leute sind schön; und zu der Zeit, da die alten Griechen das größte Aufsehen machten, waren ihre Sitten ausnehmend fehlerhaft. Sie wurden eifersüchtig auf ihre Ehre und Nebenbuhler; welches sie nach den rohen Sitten der damahligen Zeiten antrieb, die Weiber von der Gesellschaft mit Männern auszuschließen. Ihre Weiber wurden daher niemahls öffentlich gesehen; und wenn ich mich

recht erinnere, so bringt eine zufällige Unterredung eines Mannes und einer Frau auf der öffentlichen Straße das ganze Unglück in einer Griechischen Tragödie hervor. In der Hekuba, einer Tragödie des Euripides, entschuldiget sich die Königinn, daß sie Polymnestor nicht besuchen kann, indem sie sagt, „daß es einem Frauenzimmer unanständig sey, einem Manne ins Gesicht zu sehen." In der Elektra des Sophokles wird der Antigone von ihrer Mutter Jocasta erlaubt, die Archivische Armee von einem hohen Thurme zu betrachten: ein alter Mann, der sie begleitet, und beunruhiget wird, da er sieht, daß einige Frauenzimmer dahin gehen, und sich für einem Tadel fürchtet, bittet die Antigone, sich weg zu begeben: „Denn, sagt er, die Weiber sind zur Verläumdung geneigt; und bey ihnen ist die geringste Kleinigkeit ein fruchtbarer Gegenstand zur Unterredung" *). Spanien ist ein Land, welches Griechenland an der Schönheit des Klima kaum etwas nachgibt, und die Sitten seiner Einwohner in den finstern Zeiten der Christlichen

---

*) Die Frauenzimmer sind nicht zur Verläumdung geneigt, wofern man ihnen nicht die Vergnügungen der Gesellschaft versagt. Der Tadel des Sophokles ist wahrscheinlicher Weise in Absicht auf seine Landsmänninnen richtig, weil sie eingeschlossen wurden. Alte Jungfern haben bey uns immer den Charakter, daß sie zur Verläumdung geneigt sind. Allein dieses findet eben nicht Statt, wofern sie sich nicht aus dem geselligen Leben entfernen.

Religion waren nicht reiner, als die Sitten in Griechenland. Nach einem Gesetze der Visigothen in Spanien war es einem Wundarzt verbothen, einer freyen Frau zur Ader zu lassen, außer in Gegenwart ihres Mannes, oder der nächsten Anverwandten. Nach dem Salischen Gesetze *) soll derjenige, der einer freyen Frau die Hand drückt, eine Geldstrafe von funfzehn Goldschillingen zahlen. Im vierzehnten Jahrhunderte war es in Frankreich eine Regel, daß keine verheurathete Frau in Abwesenheit ihres Mannes einen andern zum Besuche annehmen durfte. Die weibliche Keuschheit muß damahls sehr schwach gewesen seyn, da man so wenig Vertrauen in das schöne Geschlecht setzte.

Es kann vielleicht möglich seyn, die Weiber auf diese Weise zu behandeln, wo man sie zu keiner andern Absicht, als zur Befriedigung der thierischen Liebe, verlangt. Allein wo sie zu weit erhabenern Endzwecken, nähmlich Freundinnen, Gesellschafterinnen, und zärtliche Mütter zu seyn, dienen sollen, da ist eine sehr verschiedene Begegnung nöthig. Die Schlösser und Kundschafter werden niemahls zureichend seyn; indem diese nur dazu dienen, ihre Gemüther zu erniedrigen, ihre Sitten zu verderben, und sie verächtlich zu machen. Allein durch eine stufenweise Öffnung der feinern Empfindungen, besonders in allen Arten des moralischen Gefühls, erlangt die

*) Tit. 22.

Keuschheit einen herrschenden Einfluß über die Frauenzimmer; und wenn sie mit Leutseligkeit behandelt werden, so wird sie ihr herrschender Grundsatz. In einem so verfeinerten Zustande trauet man den Weibern in ihrer eigenen Aufführung, und man kann ihnen auch sicher trauen: sie werden angenehme Gesellschafterinnen und unverderbliche Freundinnen; und ich wage es zu behaupten, daß dieses gegenwärtig ihr Fall in Groß-Brittanien ist. Anna von Groß-Brittanien, die Gemahlinn Carls VII. und Ludwigs XII. der Könige von Frankreich, führten die Mode ein, daß die Damen öffentlich bey Hofe erschienen. Diese Mode wurde viel später in England eingeführt; und die Frauenzimmer vom Stande ließen sich bis zur Zeit der Revolution niemahls ohne Maske auf den Straßen sehen. In Schottland blieb der Schleyer, womit sich ein jedes Frauenzimmer von Stande bedeckte, wenn sie ausging, noch lange Zeit in der Mode, und sie ist noch nicht über vierzig Jahre abgekommen. In Italien waren die Weiber länger, als in Frankreich, eingeschränkt; und in Spanien schleicht sich jetzt erst einige Freyheit und Nachsicht ein. In Abyssinien ist die Vielweiberey verbothen; und die verheuratheten Weiber von Stande haben nur durch die Gewohnheit das Vorrecht erhalten, ihre Freunde zu besuchen, ob es gleich oft wider Willen ihrer Männer geschieht. Es wäre zu wünschen, daß man einen Schleyer über den folgenden Theil ihrer Geschichte werfen könnte. Das Wachsthum der Schwelgerey und Wollust, welches einen jeden moralischen Grund unter-

gräbt, macht beyde Geschlechter auf gleiche Weise liederlich; die Weiber verdienen in diesem Falle eingeschlossen zu werden; allein die Zeit einer solchen Strenge ist verflossen. Alsdann wird es in der That unanständig, daß beyde Geschlechter ohne Unterschied mit einander baden. Die Männer in Rom, welche die Griechen nachahmten, begaben sich zusammen in ein Bad, und nahmen so sehr an gutem Vertrauen zu, daß Männer und Weiber eben dieses thaten *). Hadrianus verboth diese unanständige Gewohnheit. Marcus Antoninus erneuerte dieses Verboth; und Alexander Severus that es zum zweyten Mahle; allein es half so wenig, daß sogar die ersten Christen kein Bedenken trugen, dieser Gewohnheit zu folgen: so groß ist die Begierde, nudus cum nuda zu seyn, wenn sie einmahl durch die Mode gerechtfertiget wird. Diese Gewohnheit widerstand sogar den donnernden Aussprüchen der allgemeinen Concilien, und hörte nicht eher auf, als bis die Leute wenigstens dem Scheine nach sittsamer wurden.

In den Zeiten der Unschuld, wo die Sittsamkeit die herrschende Leidenschaft des weiblichen Geschlechts ist, findet man eine große Freyheit in der äußerlichen Aufführung; indem die Weiber, die über allen Verdacht sind, sich wenig bemühen, einen Schein anzunehmen. Zu eben der Zeit und um eben der Ursache willen findet man

*) Plutarch im Leben des Cato.

auch eine große Freyheit im Schreiben; ein Beyspiel davon sind die Erzählungen der Königinn von Navarra. In der Hauptstadt von Frankreich wird die Keuschheit kaum für eine weibliche Tugend mehr gehalten. Allein die Leute, welche sich ingeheim viele Freyheit nehmen, sind öffentlich sehr behutsam: man verstattet nicht einmahl in ihren Komödien oder andern Schriften einen unanständigen Ausdruck oder Anspielung. In England sind die Frauenzimmer weniger verdorben als in Frankreich; und deßwegen sind sie auch in Absicht auf den Wohlstand im Schreiben nicht so bedenklich.

Bisher haben wir das weibliche Geschlecht in gemäßigten Ländern betrachtet, wo die Vielweiberey verbothen ist. Allein ihr Zustand ist in heißen Ländern, welche die thierische Liebe in beyden Geschlechtern auf gleiche Weise entzünden, sehr verschieden. In den heißen Gegenden von Asien, wo die Vielweiberey erlaubt ist, und wo man die Weiber bloß zur Befriedigung der fleischlichen Begierde kaufet, ist es vergeblich, sie auf andere Weise, als durch Schlösser und Riegel, im Zaume zu halten, wenn sie einmahl das fleischliche Vergnügen geschmeckt haben. Wo die Vielweiberey erlaubt ist, da ist der Körper der einzige Gegenstand der Eifersucht, und nicht die Seele; weil keine gegenseitige Zuneigung zwischen einem Manne und seinen Werkzeugen des sinnlichen Vergnügens seyn kann. Und wenn die Weiber einmahl so wenig tugendhaft sind, daß man ihrer eignen Aufführung nicht sicher trauen

kann, so muß man sie einschliessen; denn es ist keine richtige Mittelstraße zwischen einer völligen Einschränkung und einer völligen Freyheit. Die Chineser sind auf ihre Weiber so eifersüchtig, daß sie dieselben sogar vor ihren Anverwandten einschliessen; und ihr Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht überhaupt ist so groß, daß Brüder und Schwestern nicht mit einander umgehen dürfen. Wenn die Weiber außer Haus gehen, so werden sie in einem engen Tragsessel eingeschlossen, in welchen kein Auge hinein sehen kann. Die listigen Streiche, welche die Weiber des Chinesischen Kaisers spielen, und die Eifersucht, die unter ihnen herrschet, machen sie unglücklich. Allein da die Weiber wenig geachtet werden, wo die Vielweiberey erlaubt ist, so machen ihre listigen Ränke in der Regierung weniger Unruhe, als an den Höfen der Europäischen Fürsten. Die Damen in Hindostan bedecken ihr Haupt sogar zu Hause mit einem dünnen Schleyer, den sie niemahls, außer in Gegenwart ihrer nächsten Anverwandten, ablegen. Ein Indier kauft seine Frau; und das erste Mahl, da er sie ohne Schleyer sehen darf, ist nach der Heurath in seinem eigenen Hause. In verschiedenen heißen Ländern werden die Weiber unter die Aufsicht der Verschnittenen, als einer hinzu gesetzten Sicherheit, übergeben; und die schwarzen Verschnittenen haben gemeiniglich wegen ihrer Häßlichkeit den Vorzug. Allein da eine Frau, die von der Gesellschaft der Männer ausgeschlossen ist, sogar durch den Anschein eines Mannes kann erhitzt werden; so brauchen einige eifersüchtige Natio-

nen, welche diesen Umstand vermeiden wollen, alte Jungfern, die man Duennas nennt, zur Bewachung ihrer Weiber. In der Stadt Mokka im glücklichen Arabien lassen sich die Frauenzimmer von Stande niemahls bey Tage auf den Straßen sehen; es ist aber ein Beweis von feinern Sitten gegen die Gewohnheit in den benachbarten Ländern, daß sie einander des Abends besuchen dürfen. Finden sie unterweges Männer, so gehen sie beyseite, um sie vorbey gehen zu lassen. Ein Französischer Wundarzt, welcher von einem vornehmen Officier des Königs in Yemen gerufen wurde, eine Verkältung, welche zwey von seinen Weibern bekommen hatten, zu curiren, durfte zwar die kranken Theile anrühren; aber ihre Gesicht konnte er nicht zu sehen bekommen.

Ich fahre fort, die Sitten der Weiber noch genauer zu untersuchen, wie sie aus dem Grade des Zwanges, unter welchem sie in verschiedenen Ländern sind, herrühren. In den warmen Gegenden von Asien, wo man die Vielweiberey verstattet, ist die Erziehung junger Frauenspersonen ausnehmend frey, indem sie als der einzige Endzweck des thierischen Vergnügens angesehen werden. Sie werden in solchen Annehmlichkeiten und Reitzungen, die zur Entzündung der sinnlichen Begierde abzielen, vollkommen gemacht: sie lernen singen und auf Instrumenten spielen, nebst verschiedenen Tänzen, welche nicht die anständigsten sind. Allein ihre Seele wird nicht bearbeitet, und sie haben keinen moralischen

Unterricht noch Verbesserung ihrer Verstandeskräfte, weil ihnen eine solche Erziehung, welche sie geschickt macht, tugendhafte Gesellschafter verständiger Männer zu seyn, einen Abscheu einflößen würde, gemeine Huren zu seyn. Kurz, sie sind durch eine lasterhafte Erziehung so verdorben, daß sie für keine andere, als bloß sinnliche Begierde geschickte Gegenstände seyn können. Man überläßt den Asiatischen Damen nicht einmahl die Besorgung der häuslichen Angelegenheiten, welche ihnen Gelegenheiten zur Untreue verschaffen könnten. In Persien, sagt Chardin, dürfen die Damen eben so wenig, als die Kinder, ihren eigenen Anzug wählen: keine Dame weiß des Morgens noch nicht, was für ein Kleid sie den Tag über tragen soll. Die Erziehung der jungen Frauenzimmer in Hindostan ist weniger unanständig. Sie lernen weder Musik noch das Tanzen, welches man nur für Frauenzimmer zum Vergnügen für schicklich hält. Sie lernen dagegen alle Annehmlichkeiten der äußerlichen Aufführung, besonders einen lebhaften und feinen Umgang, und man unterrichtet sie auch im Nähen, Sticken, und sich mit Geschmacke zu kleiden. Das Schreiben wird vernachlässiget; aber sie lernen lesen, damit sie den Trost haben mögen, den Alkoran zu studieren, den sie aber niemahls aufschlagen, und auch nicht verstehen würden, wenn sie es thäten. Ungeachtet dieser Sorgfalt bey der Erziehung der Indischen Frauenzimmer, werden doch ihre Sitten durch die Einschliessung in ein Serail ausnehmend frey und ausschweifend. Die feinste sinnliche Wollust, wel-

che mit dem Müßiggange oder mit dem Lesen der Liebesgeschichte verbunden, und noch schlimmer als der Müßiggang ist, muß nothwendig die Gemüther solcher Personen verderben, die aller Freyheit beraubt sind, und sie zu aller Art von Unmäßigkeit geschickt machen. Die Weiber und Beyschläferinnen der Großen in Constantinopel dürfen bisweilen spazieren gehen, und frische Luft schöpfen. Ein Fremder, der einsmahls von ungefähr einen Haufen derselben, ungefähr vierzig an der Zahl, von schwarzen Verschnittenen begleitet, antraf, wurde in einem Augenblicke von einem muntern Mädchen, welchem die übrigen sogleich folgten, angehalten; sie näherte sich ihm mit freyen, verliebten Ausdrücken, und versuchte es zu gleicher Zeit, ihn zu entblößen. Weder Drohungen noch Bitten konnten ihm wider solche starke Gegnerinnen etwas helfen, und die Heftigkeit ihrer Neubegierde konnte auch durch die Vorstellung von der Schändlichkeit einer so unbescheidenen Aufführung nicht gemäßiget werden. Ein alter Janitschar, der nicht weit davon stand, erstaunte hierüber: seine Mahomedanische Schamhaftigkeit erlaubte ihm nicht, die Hände an Weiber zu legen; allein er schrie mit einer entsetzlichen Stimme den schwarzen Verschnittenen zu, daß sie Wächter von Huren, und nicht von ehrbaren Weibern wären; und nöthigte sie, den Mann von solchen Raubvögeln zu befreyen. — Aber alles vergebens *).

---

*) Observations on the Religion, laws etc. of the Turcs.

Sehr verschieden sind die weiblichen Sitten in gemäßigten Ländern, wo die Vielweiberey verbothen ist, und wo man die Weiber als vernünftige Wesen behandelt. Jedoch diese Sitten hangen gewissermaßen von der Beschaffenheit der Regierung ab. Da viele Hände in den verschiedenen Zweigen der republikanischen Regierung auf einmahl gebraucht werden; so empfinden die Mannspersonen, welche sich wenig Zeit von den öffentlichen Geschäften abmüßigen können, keine solche Trägheit und Überdruß, welche bey müßigen Leuten verursachen, daß ihnen die geringsten Belustigungen angenehm sind. Die verheuratheten Weiber leben eingezogen zu Hause, und besorgen die Familienangelegenheiten, so wie ihre Männer die Staatssachen verwalten: daher rühret es auch, daß die Einfalt der Sitten mehr der Ton einer Republik als einer Regierungsform ist. So waren die Sitten des weiblichen Geschlechts während der blühenden Zeiten der Griechischen und Römischen Republiken beschaffen; und so sind ihre Sitten noch in der Schweiz und in Holland. In einer Monarchie erfordert die Regierung nur wenige Hände; und diejenigen, welche nichts mit öffentlichen Geschäften zu thun haben, ergeben sich der Galanterie und andern Begierden, die leicht befriediget sind. Hingegen Frauenzimmer von Ansehen, welche durch Reichthum und leichtsinnige Erziehung verdorben werden, sind begieriger, das Auge, als den Verstand zu fesseln, und wollen eher Liebhaber als Freunde haben. Wo eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, die also erzogen sind, zusammen kom-

men, da nehmen sie bald ein besonderes Wesen an: der Mann ist müßig, und die Frau ganz frey; und beyde sind auf gleiche Weise dem Vergnügen ergeben. Ein solcher Umgang muß in seiner Kindheit unter dem Scheine der Tugend und Religion verstellt werden; die Geliebte wird zu einer Göttinn erhoben, und der Liebhaber sinkt zu einem demüthigen Anbether herab; und dieses künstliche Verhältniß bringt eine seltsame Art von Liebe hervor, nebst solchen Gesinnungen, die sich hoch über die Natur schwingen. Der Herzog Johann von Bourbon ließ im Jahre 1414 bekannt machen, daß er Willens wäre, einen Zug nach England mit sechszehn Rittern zu thun, um mit eben so vielen Englischen Rittern zur Verherrlichung des schönen Engels, den er verehrte, zu fechten. Rene, der König von Sicilien und Jerusalem genannt, bemerket, indem er über Turniere schreibt, daß sie sehr nützlich sind, jungen Rittern und Herren Gelegenheiten zu verschaffen, wobey sie ihre Tapferkeit vor ihren Geliebten zeigen können. Er setzet hinzu, „daß eine jede Ceremonie bey den Turnieren zur Ehre der Damen veranstaltet ist. Es kommt ihnen zu, die Waffen der Streitenden zu besehen, und die Belohnungen auszutheilen. Ein Ritter oder Herr, der eine von ihnen beschimpfet, wird so lange geschlagen und geprügelt, bis die beleidigte Dame die Nachsicht hat, für ihn zu bitten." Man nehme einmahl ein Frauenzimmer aus ihrer gehörigen Sphäre; so ist es leicht, sie in eine Mannsperson zu verwandeln. Jacob IV. von

Schottland bekannte sich in allen Turnieren für einen Ritter der Anna, Königinn in Frankreich. Sie fordert ihn auf, sich als ihren wahren und tapfern Held zu zeigen, und zu ihrer Vertheidigung wider Heinrich VIII. in England zu Felde zu gehen; und man glaubte auch, nach der romantischen Galanterie der damahligen Zeit, daß die Aufforderung der Königinn sein vornehmster Bewegungsgrund gewesen wäre, dem Heinrich, seinem Schwager, den Krieg anzukündigen. Der berühmte Gastron de Foix, welcher die Französischen Truppen in der Schlacht bey Ravenna commandirte, ritt von einem Gliede zum andern, rief die Officiere, und sogar einige gemeine Soldaten, bey ihren Nahmen, empfahl ihnen ihr Vaterland und ihre Ehre, und setzte hinzu, „daß er sehen wollte, was sie aus Liebe für ihre Geliebten thun würden.“ Während der bürgerlichen Kriege in Frankreich, da die Liebe und Galanterie aufs höchste getrieben wurden, band Monsieur de Chatillon, da er eben ins Treffen gehen wollte, ein Strumpfband von der Mademoiselle de Guerchi, seiner Geliebten, an seinen Arm.

So bald aber als der unrechtmäßige Umgang zwischen den beyden Geschlechtern gemein, und folglich vertraut wird, so scheint dieser übertriebene Styl ganz lächerlich zu seyn, und die sinnliche Begierde wird ohne viele Umstände befriediget. Es bleibt nichts von Liebe, als der Nahme übrig; und da das thierische Vergnügen ohne Liebe sehr niedrig ist, so wird es bald ekelhaft

und widerwärtig, wenn es auf einen Gegenstand eingeschränkt ist. Was man in dem einen nicht findet, erwartet man begierig in einem andern; und die Einbildungskraft, welche von einem Gegenstande zum andern herum schwärmt, findet keine andere Befriedigung, als in der Abwechslung. Eine Neigung gegen eine Frau von Tugend oder Talenten scheinet abgeschmackt; die wahre Liebe wird verlachet, und die Menschen werden endlich ganz viehisch. Die Weiber hingegen, welche nichts als die sinnlichen Vergnügen achten, werden gegen ihre Kinder so sorglos, daß sie sogar, ohne zu erröthen, gemiethete Wärterinnen brauchen. *) Eine solche Lebensart

---

*) Die Weiber von einem gewissen Range in Frankreich finden, daß sie durch Kindergebären zu viel verlieren, und deßwegen leben die meisten davon in dem Schooße der Ehe doch wie im ehelosen Stande. Allein wofern sie auch das Verlangen, sich in ihren Nachkommen verewigt zu sehen, antreibt; so gewinnt doch die Bevölkerung in dieser Classe von Menschen eben nicht viel, weil ihre Zärtlichkeit ihre Fortpflanzung unbrauchbar gemacht. Denn wie viele sind wohl unter den Weibern vom ersten und zweyten Range in Frankreich, die ihre Kinder selbst säugen? Man würde sie leicht zählen können. Diese nothwendige Pflicht einer Mutter hat schon bey uns lange aufgehört. S. L'intérêts de la France. Vol. I. p. 234. — Da eine so traurige Vernachlässigung der Erziehung die Frucht der Wollust ist, so können wir für gewiß annehmen, daß es in einer jeden reichen und wollüstigen Hauptstadt eben so ist.

muß sie nothwendig verächtlich machen: die Heurathen werden getrennet, so bald als sie geschlossen sind; und der Staat verliert diese Verbesserung an guten Grundsätzen und Sitten, welche der unfehlbare Erfolg einer tugendhaften Liebe ist. Ein Staat, der durch Eroberung oder Handel bereichert wird, nimmt nach und nach ab, und verfällt in die Schwelgerey und das sinnliche Vergnügen; die Sitten werden verdorben, der Wohlstand vertrieben, und die Keuschheit wird ein bloßer Nahme. Was für eine Scene ausschweifender Vergnügungen erblickt man nicht an den Höfen der Nachfolger Alexanders des großen, und an den Höfen der Römischen Kaiser!

Die Dankbarkeit gegen meine Leserinnen, im Falle mich einige beehren sollten, treibt mich an, diesen Versuch mit einer Scene zu beschliessen, die ihnen lehrreich und angenehm seyn kann; nähmlich, was für eine Figur ein Frauenzimmer in dem Ehestande machen könne, wo die Vielweiberey ausgeschlossen ist. Der Ehestand unter den Wilden, welcher keinen andern Gegenstand, als die Fortpflanzung und Sclaverey hat, ist ein sehr demüthigender Stand für das weibliche Geschlecht; allein eine zarte Bildung des Körpers, eine große Empfindsamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, nebst einer sanften Gemüthsart, machen die Frauenzimmer zu einer würdigen Gesellschaft der Mannspersonen geschickt, welche darin besteht, daß sie ihre Busenfreundinnen und Begleiterinnen seyn können. Nach

der gewöhnlichen Art der Europäischen Erziehung werden junge Frauenzimmer angeführet, eine angenehme Figur zu machen, und sich mit Anstande zu betragen: man wendet sehr wenig Bearbeitung auf den Kopf, und noch weniger auf das Herz; es müßte denn die Kunst seyn, die Leidenschaften zu verbergen. Eine so leichtsinnige Erziehung befördert nicht die Absicht der Natur, die Frauenzimmer zu geschickten Gesellschafterinnen für verständige Männer zu machen. Eine gehörige Bearbeitung des weiblichen Gemüths würde die Glückseligkeit des männlichen, und noch mehr des weiblichen Geschlechts vermehren. Die Zeit verläuft; und wenn Jugend und Schönheit verschwinden, so findet eine artige Dame, die niemahls an etwas anders, als an einen Bewunderer gedacht hat, in sich selbst eine klägliche Leere, welche Mißvergnügen und Murren verursacht. Allein ein Frauenzimmer, das Verdienst hat, und durch eine tugendhafte und feine Erziehung gebessert ist, behält auch in seiner Abnahme noch einen Einfluß über die Mannspersonen, der schmeichelhafter ist, als die Macht der Schönheit selbst: es ist nunmehr das Vergnügen seiner Freunde, so wie es ehemahls das Vergnügen seiner Bewunderer war.

Die Wirkungen einer solchen verfeinerten Erziehung würden vortrefflich seyn, und nicht weniger zum öffentlichen Besten als zur Privat-Glückseligkeit beytragen. Ein Mann, der sich jetzt zu einem Thoren oder Narren ernie-

drigen muß, um den Weibern zu gefallen, würde bald finden, daß man ihre Gunst nicht anders, als durch die Ausübung eines jeden männlichen Talents in dem öffentlichen und Privatleben, erlangen könne; und die beyden Geschlechter würden, anstatt einander zu verderben, mit einander wetteifern, die tugendhaftesten Kinder zu bekommen. Die gegenseitige Hochachtung würde für ein jedes eine Schule der Artigkeit seyn; und das gegenseitige Verlangen zu gefallen würde ihrer Aufführung Sanftmuth, ihren Gesinnungen Feinheit, und ihren Leidenschaften Zärtlichkeit verschaffen.

Die verheuratheten Frauenzimmer ins besondere, wenn sie von der Natur bestimmt sind, die Anführung bey der Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen, würden nicht länger durch ihre Unwissenheit, Eitelkeit und unordentliche Lebensart das größte Hinderniß einer guten Erziehung seyn. Die Kinder sind sogar an der Brust schon der Eindrücke fähig *); und die

---

*) Kann nicht ein heiteres und freundliches Ansehen in einem Kinde hervor gebracht werden, wenn es unter fröhlichen und vergnügten Leuten auferzogen wird? Man hält dafür, daß eine angenehme und sanfte Gemüthsart die vornehmste Eigenschaft einer guten Amme sey. Die Verbindung zwischen dem Gemüthe und dem Körper ist so groß, daß die Gesichtszüge gemeiniglich in dem Ausdrucke der innerlichen Gemüthsbeschaffenheit gebildet werden; und ist es

Mutter hat Gelegenheit, ihnen gute Grundsätze einzuflößen, ehe sie noch einen männlichen Aufseher bekommen. Coriolanus, welcher in der Römischen Republik ein großes Ansehen erlangte, kam niemahls aus dem Kriege zurück, ohne Zeichen der Achtung zu verdienen. Andere waren tapfer, um Ruhm zu erwerben: er aber war tapfer, um seiner Mutter ein Vergnügen zu machen. Das Vergnügen, welches sie hatte, wenn sie ihn loben hörte, und ihre Freudenthränen bey seinen Umarmungen, machten ihn, seiner eignen Meinung nach, zum glücklichsten Menschen in der Welt. Epaminondas hielt es für sein größtes Glück, daß sein Vater und seine Mutter noch am Leben waren, um seine Aufführung zu sehen, und sich über seinen Sieg bey Eleuctra zu freuen. In einem Lateinischen Gespräche über die Ursachen der verdorbenen Römischen Beredsamkeit, das man ohne Grund dem Tacitus zuschreibt, weil es augenscheinlich nicht sein Styl ist, wird die Art der Erziehung in Rom, so lange als eine Republik blühete, auf eine lebhafte Weise beschrieben. Ich werde

---

nicht natürlich, sich vorzustellen, daß ein Kind im Mutterleibe durch das Temperament der Mutter kann gerühret werden? Seine zartesten Theile machen es der geringsten Eindrücke fähig. Eine Frau sollte daher während der Schwangerschaft in Ansehung ihres Temperaments doppelt sorgfältig seyn, und ins besondere keinen andern, als fröhlichen Vorstellungen, nachhängen, und keine anderen, als gütige Gesinnungen, hegen.

mich bemühen, den Sinn davon auszudrücken, weil er vornehmlich das schöne Geschlecht angeht. „In jener Zeit wurden die Kinder gesäuget, nicht in der Hütte einer gemietheten Amme, sondern von der keuschen Mutter, die sie geboren hatte. Ihre Erziehung war während der ersten neun Jahre von ihrer Hand; und es war ihre vornehmste Sorge, ihnen alle tugendhaften Grundsätze einzuflößen. In ihrer Gegenwart waren alle freyen Reden oder unanständigen Handlungen scharf verbothen. Sie hatte die Aufsicht nicht allein über ihre ernsthaften Beschäftigungen, sondern auch über ihre Belustigungen, welche mit Anstande und Mäßigung getrieben wurden. Auf diese Weise erschienen die Grachi, welche ihre Mutter Cornelia erzogen hatte, und Augustus, der von seiner Mutter Attia erzogen war, öffentlich mit unbefleckten Gemüthern; sie waren begierig nach Ruhm, und geschickt, in der Welt eine große Figur zu machen.“ In dem Felde des berühmten Bertrand du Guesclin wider Peter den grausamen, König von Castilien, gab der Gouverneur einer Stadt, bey der Aufforderung sich zu ergeben, folgende Antwort: „Daß man sie vielleicht überwinden könnte, aber daß sie sich niemahls freywillig ergeben würden; daß ihnen ihre Väter gelehret hätten, einen rühmlichen Tod einem schändlichen Leben vorzuziehen; und daß sie ihre Mütter nicht allein in diesen Gesinnungen erzogen hätten, sondern daß sie auch bereit wären, ihre gegebenen Lehren auszuüben.“ Der gründlichste Politiker mag nunmehr sagen,

ob wohl ein kräftigerer Antrieb zur Tugend und Tapferkeit seyn kann, als die Aufführung der Spartanischen Matronen war, welche haufenweise in die Tempel gingen, und den Göttern dankten, daß ihre Männer und Söhne in dem Gefechte für ihr Vaterland rühmlich gestorben wären. Da die Lacedämonier in dem Kriege zwischen Lacedämon und Theben sich schlecht gehalten hatten; so schämten sich die verheuratheten Männer, wie Plutarch berichtet, so sehr, daß sie ihre Weiber nicht ansehen durften. Was für ein rühmlicher Preis wird hier nicht vorgestellet, nach welchem das männliche Geschlecht sterben soll!

Durch eine solche verbesserte Erziehung würde die Liebe eine neue Gestalt annehmen, nähmlich diejenige, welche die Natur einflößt, uns glücklich zu machen, und unsere Unglücksfälle zu mildern; sie würde die ganze Seele mit einer zärtlichen Freundschaft und einem gegenseitigen Vertrauen auf die angenehmste Weise erfüllen. Die Verbindung eines würdigen Mannes mit einer eiteln Frau kann niemahls bey allen Vortheilen des Glücks angenehm werden: aber wie verschieden ist die Verbindung eines tugendhaften Paares, welche keine andere Absicht haben, als einander glücklich zu machen! Zwischen einem solchen Paare ist die Eifersucht ganz umgekehrt, indem ein jedes eifrig wünschet das andere zu übertreffen.

Die Bearbeitung der weiblichen Seele ist in

einer Republik, wo die Männer ihre Zeit wenig mit den Weibern zubringen, von keiner groſſen Wichtigkeit. Eine solche Verbesserung würde für sie, wo die Vielweiberey erlaubt ist, ein groſſes Unglück seyn, indem sie ihnen die Augen wegen ihres elenden Zustandes öffnen würde. Allein in einer reichen Monarchie, wo man die Vielweiberey verbothen hat, ist die weibliche Erziehung von der gröſten Wichtigkeit; nicht allein in Absicht auf die Privat-Glückseligkeit, sondern auch wegen der menschlichen Gesellschaft überhaupt.

Anhang.

Uber die Fortpflanzung der Thiere, und Sorge für ihre Jungen.

Die natürliche Geschichte der Thiere in Ansehung des Paarens, und der Sorgfalt für ihre Jungen, verstattet eine weitere Erläuterung, als ich ordentlicher Weise in dem Versuche selbst beybringen konnte, wo es nur einen einzelnen Beweis ausmacht. Ich will nicht gern einen Gegenstand vernachlässigen, welcher die Weisheit und Güte der Vorsehung vorzüglich erkläret; und ich ergreife daher mit Vergnügen die

gegenwärtige Gelegenheit, dasjenige, was dabey weiter vorkommt, hinzu zu setzen. Büffon wendet kaum in vielen starken Bänden einen einzigen Gedanken auf diese Lieblingsmaterie; und die Nachlässigkeit unserer Landsleute, des Ray und Derham, ist noch weniger zu entschuldigen, wenn man bedenket, daß ihre einzige Absicht bey der Beschreibung der natürlichen Historie dahin ging, die Wege der Vorsehung zu erklären.

Der Trieb zum Paaren ist einer jeden Gattung von Thieren gegeben, bey welchen es nöthig ist, ihre Jungen aufzuziehen; und sonst hat ihn keine andere Gattung. Alle wilden Vögel paaren sich: aber mit einem merkwürdigen Unterschiede zwischen solchen, die ihre Nester auf Bäume legen, und denen, die auf der Erde nisten. Die Jungen der erstern, welche blind und ohne Federn ausgebrütet werden, erfordern die nährende Sorgfalt beyder Ältern, bis sie fliegen können. Das Männchen füttert seine Gattinn auf dem Neste, und ermuntert sie mit einem Gesange. So bald als die Jungen ausgebrütet sind, muß das Singen einer nöthigern Beschäftigung weichen, nähmlich der Anschaffung des Futters für eine zahlreiche Brut; eine Arbeit, die beyde Ältern erfordert.

Adler und andere Raubvögel bauen ihre Nester auf Bäumen oder auf andern unzugänglichen Plätzen. Sie paaren sich nicht allein, sondern sie bleiben auch das ganze Jahr hindurch gepaaret; und eben dieses Paar pflanzet sich ein

Jahr nach dem andern fort. Dieses ist wenigstens der Fall bey den Adlern: das Männchen und Weibchen fliegen mit einander auf den Raub, außer in der Zeit des Brütens, wo das Weibchen von dem Männchen gefüttert wird. Man sieht niemahls mehr, als ein einzelnes Paar beysammen.

Die Vögel, welche haufenweise beysammen leben, paaren sich, um dadurch wahrscheinlicher Weise die Unordnung in einer Gesellschaft zu verhindern, die in einem engen Raume eingeschränkt ist. Dieses ist besonders der Fall bey Tauben und Krähen. Das Männchen und Weibchen sitzen wechselsweise über den Eyern, und theilen die Sorge mit einander, ihre Jungen zu füttern.

Die Rebhühner, Wasserhühner, Fasanen, Haselhühner, und andere Arten, die ihre Nester auf die Erde machen, haben ebenfalls den Trieb sich zu paaren; aber sie sind von solchen, die auf Bäumen nisten, darin unterschieden, daß das Weibchen nach der Begattung ihre Arbeit ohne Hülfe des Männchen vollendet. Sie begibt sich von ihm weg, und wählet sich einen sichern Ort zu ihrem Neste, wo sie viele Würmer und Grassamen finden kann; und ihre Jungen laufen gleich herum, so bald als sie ausgebrütet sind, und suchen sich selbst ihr Futter. Die einzige noch übrige Pflicht des Weibchens besteht darin, daß sie die Jungen an solche Örter führen, wo sie Futter finden, und sie zu-

sammen ruft, wenn Gefahr vorhanden ist. Einige Männchen werden bey der Verlassung ihrer Gattinn angetrieben, die Eyer zu zerbrechen, wenn sie dieselben antreffen. Die Eiderenten paaren sich wie andere Vögel, die ihre Nester auf die Erde legen; und das Weibchen macht sich ihr Nest aus Federn, die sie sich aus ihrer eignen Brust rupfet. Wenn das Nest wegen Flaumfedern zerstöret wird, welches vorzüglich warm und elastisch ist, so macht sie sich ein anderes Nest, wie zuvor. Wird sie das zweyte Mahl beraubt, so macht sie ein drittes Nest; aber das Männchen liefert die Federn dazu. Eine witzige Dame bemerkte hierbey, daß die Eiderente mancher verheuratheten Frau zur Lehre dienen könne, die mehr geneigt ist, ihren Mann, als sich selbst auszuziehen. Die schwarzen Wildvögel paaren sich niemahls: im Frühlinge krähet der Hahn auf einer Anhöhe, und schlägt mit seinen Flügeln; und alle Weibchen, die es hören, begeben sich sogleich zu ihm.

Die paarenden Vögel, außer den Raubvögeln, versammeln sich im Februar, um sich ihre Gattinn auszulesen. Sie zerstreuen sich bald, und man sieht sie hernach nur paarweise.

Das Paaren ist den vierfüßigen Thieren unbekannt, die vom Grase leben. Es würde bey solchen vergeblich seyn; indem das Weibchen ihre Jungen zu der Zeit säuget, da es selbst auf der Weide ist. Wenn Herr Büffon Glauben verdienet, so sind die Rehthiere eine Ausnahme. Sie

paaren sich, ob sie gleich vom Grase leben, und haben jährlich nur ein Junges.

Die Raubthiere, als Löwen, Tieger und Wölfe, paaren sich nicht. Das Weibchen wird sich selbst und ihren Jungen überlassen, welches eine beschwerliche, und oft so unglückliche Arbeit ist, daß sie vielen das Leben verkürzet. Das Paaren ist bey den Raubvögeln ganz unentbehrlich, weil das Brüten dem Weibchen keine Zeit übrig läßt, für sich selbst Futter zu suchen. Das Paaren ist bey vierfüßigen Raubthieren nicht nöthig, weil ihre Jungen lange hungern können. Und eine andere Ursache ist auch diese, daß sie sich durch das Paaren zu geschwinde vermehren, und dem menschlichen Geschlechte beschwerliche Nachbarn seyn würden.

Unter den Thieren, die sich nicht paaren, ist oft unter den Männchen ein entsetzliches Gefecht um ein Weibchen. Ein solches Gefecht unter dem Hornviehe wird von dem Lucretius sehr schön beschrieben. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß sieben oder acht Löwen einen blutigen Krieg um eine einzige Löwinn wagen.

Eben diese Ursache, welche das Paaren bey den Vögeln nothwendig macht, die in Haufen beysammen wohnen, findet auch bey den vierfüßigen Herden Statt; besonders bey denenjenigen die ihr Futter für den Winter zusammen tragen, und während dieser Jahrszeit gemeinschaftlich leben. Die Uneinigkeit würde bey solchen Thieren schlimmere Folgen haben, als bey Löwen und

Stieren, die nicht an einem Orte eingeschränkt sind. Die Biber sind in Absicht auf das Paaren den Vögeln ähnlich, die ihre Nester auf die Erde machen. So bald als die Jungen hervor gebracht sind, so überlassen die Männchen ihren Vorrath an Futter ihren Gattinnen, und leben für sich entfernt; aber sie kommen oft zurück, um sie zu besuchen, wenn sie ihre Jungen säugen.

Die Meerigel paaren sich eben so wohl, als verschiedene von dem Affengeschlechte. Wir sind noch nicht mit der natürlichen Geschichte dieser Thiere genau bekannt; aber man würde finden, daß die Jungen die ernährende Sorgfalt beyder Ältern erfordern.

Die Meerschweine haben eine besondere Einrichtung. Die Vielweiberey scheint unter ihnen ein Gesetz der Natur zu seyn, da ein Männchen sich mit verschiedenen Weibchen vereiniget. Die Meerschildkröte hat nicht nöthig, sich zu paaren, da das Weibchen ihre Arbeit vollendet, indem sie ihre Eyer in den Sand legt. Die Jungen werden von der Sonne ausgebrütet, und kriechen sogleich in die See.

Die Hand der Vorsehung ist in einem jeden andern Stücke der thierischen Einrichtung wegen der Fortpflanzung der Gattungen auf gleiche Weise deutlich zu sehen. Die Jungen der paarenden Vögel werden im Frühlinge hervor gebracht, da das Wetter anfängt angenehm zu werden; und ihre frühzeitige Hervorbringung macht,

daß sie vor dem Winter stark werden, um die Beschwerlichkeiten der rauhen Jahrzeit auszuhalten. Eine solche frühzeitige Ausbrütung ist besonders den Adlern, und andern Raubvögeln sehr günstig; denn im Frühlinge haben sie durch die Zurückkunft der Zugvögel einen Überfluß an Futter.

Obgleich die Zeit des Trächtigseyns in den verschiedenen vierfüßigen Thieren, die vom Grase leben, sehr abwechselt; so wirft doch das weibliche Thier ordentlicher Weise im Sommer, wenn das Gras im Überflusse ist. Die Stute läßt den Hengst im Sommer zu, trägt eilf Monathe, und wirft zu Anfange des Maymonaths. Die Kuh ist wenig unterschieden. Ein Schaf und eine Ziege lassen sich im November bespringen, tragen fünf Monathe, und werfen, wenn das Gras anfängt hervor zu kommen. Diese Thiere fressen gern das kurze Gras, wobey eine Stute oder Kuh vor Hunger sterben würde *). Die Brunftzeit des Rothwildbrets ist zu Ende des Septembers und zu Anfange des Octobers: sie dauert drey Wochen, und während dieser Zeit läuft das männliche Thier beständig von einem weiblichen

---

*) Ich habe es von guter Hand, daß die Schafmütter, welche in einem bergigen Lande weiden, sich bey Zeiten einen bequemen Platz aussuchen, wo sie ihre Lämmer sicher werfen können. Und daher rühret die Gefahr, wenn man eine Herde kurz vor der Wurfzeit auf ein neues Feld führet; viele Lämmer kommen um, wenn sie an unbequemen Plätzen geworfen werden.

zum andern. Das weibliche Thier setzet im Maymonathe oder zu Anfange des Junius. Die Eselinn ist zu Anfange des Sommers in der Springzeit; aber sie trägt zwölf Monathe, welches macht, daß sie im Sommer wirft. Die Wölfe und Füchse belaufen sich im December; das weibliche Thier trägt fünf Monathe, und wirft im April, wenn die thierische Speise eben so häufig ist, als zu einer andern Jahrzeit; und die Löwinn wirft um eben diese Zeit. Ein augenscheinlicher Vortheil von dieser frühzeitigen Geburt ist derjenige, den wir oben angegeben haben. Die Jungen haben Zeit, so stark zu wachsen, daß sie den rauhen Winter leicht ausstehen können.

Müßte jemand rathen, welches wahrscheinlicher Weise die Brunftzeit wäre; so würde man besonders in einem kalten Lande gewiß den Sommer nennen; und doch würde bey den vierfüßigen Thieren, die nur vier oder fünf Monathe tragen, eine solche Einrichtung sehr schädlich seyn; indem man die Wurfzeit in eine wegen der Wärme und des Futters ganz unschickliche Jahrzeit hinaus setzte. Es ist daher weislich geordnet, daß das Werfen in der besten Jahrzeit für beydes beständig geschieht.

Die vierfüßigen Thiere, die in Haufen leben, und das Futter für den Winter einsammeln, sind von allen andern vierfüßigen Thieren in Absicht auf die Wurfzeit unterschieden. Die Biber begatten sich zu Ende des Herbsts, und werfen im Januar, wenn ihr Kornboden voll ist. Eben diese

Einrichtung ist auch wahrscheinlicher Weise unter allen vierfüßigeu Thieren von eben der Art.

Es ist eine Regel unter allen unvernünftigen Thieren ohne eine einzige Ausnahme, daß das weibliche Thier niemahls mit zwey Würfen zu gleicher Zeit beladen ist. Die Zeit des Trächtigseyns ist von der Natur so gewiß bestimmt und berechnet, daß die junge Brut sich selbst versorgen kann, ehe eine andere kommt. Ein Hase ist nicht einmahl eine Ausnahme, ob er gleich viele Mahle in einem Jahre setzet. Die Häsinn trägt 30 oder 31 Tage; aber sie säugt ihre Jungen nur 20 Tage, worauf sie sich selbst versorgen, und ihr Zeit zu einem neuen Wurfe lassen.

Die Sorgfalt der Thiere, ihre Jungen vor Schaden zu bewahren, ist ein schönes Beyspiel der Vorsehung. Wenn eine Hirschkuh die Jagdhunde höret, so läßt sie sich jagen, und führet sie dadurch von ihrem Hirschkalbe weg. Der Kibitz ist nicht weniger sinnreich; wenn sich jemand nähert, so fliegt er herum, und entfernt sich allezeit mehr und mehr von dem Neste. Ein Rebhuhn ist ausnehmend listig: es hüpft hinweg, und läßt einen Flügel hängen, als ob er zerbrochen wäre; es wartet so lange, bis sich jemand nähert, und hüpft immer wieder fort. Eine Henne, die von Natur furchtsam ist, wird in der Vertheidiguug ihrer Jungen ein rechter Löwe: sie springt gegen alle Geschöpfe, die Gefahr drohen. Der Rehbock vertheidiget sein Junges mit unerschrockenem Muthe. Eben so thut

es auch der Widder und viele andere vierfüßige Thiere.

Ein scharfsinniger Schriftsteller *) bemerket, daß die Natur mit der Farbe der häuslichen Thiere ihr Spiel treibt, damit die Menschen um so viel eher ihre eigenen unterscheiden mögen. Es ist nicht leicht zu sagen, warum die Farbe bey solchen Thieren mehr abwechselt, als bey denen, die im Stande der Natur bleiben: ich kann nur so viel sagen, daß die angegebene Ursache noch nicht befriedigend ist. Man ist selten in Verlegenheit, ein Thier von dem andern zu unterscheiden; und die Vorsehung veranstaltet es gewiß niemahls, den ordentlichen Lauf der Natur um eines so wenig nöthigen Endzwecks willen zu ändern, daß sie den Unterschied noch merklicher machen sollte. Eine solche Einwirkung würde außerdem noch einen schlimmen Erfolg haben, indem dadurch die Unaufmerksamkeit und Trägheit befördert würden.

Die vorher gehenden besondern Umstände werden hier dem Leser bloß als Anzeigen vorgelegt, und kann man nicht hoffen, daß sie die Neubegierde derer erwecken werden, welche an der natürlichen Historie ein Vergnügen finden? Das Feld ist fruchtbar, ob es gleich noch wenig bearbeitet ist; und ich kenne keinen andern Theil der natürlichen Historie, der uns schönere Aussichten in die Wege der Vorsehung öffnet.

---

*) Pennant.

Siebenter Versuch.

Das Wachsthum der Sitten.

Es gibt besondere Dinge in dem äußerlichen Ansehen, den Ausdrücken und Handlungen einiger Personen, welche man, gegen die Sitten der meisten Menschen gehalten, ihre Sitten nennet. Solche besondere Umstände in dem Ganzen einer Nation, wodurch sie von andern Nationen, oder von sich selbst zu verschiedenen Zeiten unterschieden ist, heißen die Sitten dieser Nation. Die Sitten bedeuten daher eine gewisse Art des Betragens, welche einer gewissen Person oder ganzen Nation eigen ist. Der Ausdruck selbst wird von den Menschen überhaupt nicht gebraucht, außer wenn man sie von andern Dingen unterscheiden will.

Man unterscheidet die Sitten von der Moral; aber man hat noch nicht deutlich erkläret, worin dieses besteht. Beziehen sich nicht einerley Handlungen auf beyde? Ganz gewiß; aber in verschiedener Betrachtung: eine Handlung, die als Recht oder Unrecht betrachtet wird, gehört zur Moral; und wenn sie als ein unterscheidendes Kennzeichen einer Person, oder eines Volkes angesehen wird, so gehört sie zu den Sitten.

Die Sitten, die gewissen Stämmen oder Regierungsformen eigen sind, gehören zu andern Abtheilungen dieses Werks. Die Absicht des gegenwärtigen Versuchs geht dahin, die Sitten der Nationen in den verschiedenen Stufen ihres Wachsthums von ihrer Kindheit an bis zu ihrem reifen Alter zu untersuchen. Ich bedaure es gar nicht, daß die Sitten, welche von dem Klima, dem Erdboden, und andern immerwährenden Ursachen herrühren, nicht zu meinem Plane gehören: ich würde in der That bey einer Materie, die bereits von dem größten Genie unserer Zeiten so gelehrt untersucht worden, eine armselige Figur machen.

Ich mache den Anfang mit dem äußerlichen Ansehen, welches das erste ist, das unsere Aufmerksamkeit an sich zieht. Das menschliche Angesicht hat eine größere Mannigfaltigkeit an Ausdrücken, als ein jedes andere Thier; und einige Personen sind von den meisten andern in diesen Ausdrücken sehr weit unterschieden. Man beobachtet auch eben diese Mannigfaltigkeit in den menschlichen Geberden, und eben dieses Besondere in einzelnen Personen, so daß man sie an ihrer Art des Ganges, oder sogar an einer so geringen Handlung, als das Aufsetzen oder Abnehmen eines Hutes ist, erkennen kann; ja einige Menschen erkennet man an dem Tritte ihrer Füße. Ganze Nationen werden durch eben diese besondern Umstände unterschieden. Und doch gibt es weniger Mannigfaltigkeit in den Blicken und Geberden, als die verschiedenen Töne des Ge-

müths hervor bringen würden, wenn die Menschen den Antrieben der reinen Natur überlassen wären. Der Mensch, als ein nachahmendes Thier, ist geneigt, es andern nachzuthun; und durch die Nachahmung ist die äußerliche Aufführung unter denen beynahe gleichförmig, die sich bemühen, angenehm zu seyn; ein Beyspiel hiervon sind die Leute nach der Mode in Frankreich. Ich kenne einen blinden Mann, der, ohne seine Füße zu bewegen, beständig von einer Seite zur andern schwanket, und dazu wahrscheinlicher Weise durch seinen innerlichen Antrieb gebracht wurde. Hätte er den Gebrauch des Gesichts gehabt, so würde er die Sitten anderer nachgeahmet haben. Ich bleibe bey diesen Grundlinien stehen. Es würde eine weitläufige Arbeit seyn, diese Materie genauer zu untersuchen, die gegen die engen Gränzen meines Planes gar kein Verhältniß hätte.

Die Kleidung muß hierbey nicht vergessen werden, weil sie zum äußerlichen Ansehen gehört. Die Vorsehung hat alle Thiere bekleidet, die sich selbst nicht ankleiden können. Der Mensch kann sich selbst ankleiden; und er ist außerdem mit einem Verlangen nach Kleidung begabt, welches nicht weniger natürlich ist, als das Verlangen nach Speise. Diese Begierde ist dem Grade ihres Nutzens angemessen; sie ist in kalten Ländern stark, und in heißen Gegenden ausnehmend schwach. Die Wilden müssen nackend gehen, bis sie lernen sich selbst zu bedecken; und sie lernen es bald, wo ihnen die Bedeckung nöthig ist. Die Patagonen, welche in dem kältesten Lande na-

ckend gehen, müssen erbärmlich dumm seyn. Und die Picten, ein Schottischer Stamm, die noch, wie man sagt, bis auf die Zeit des Severus nackend gingen, übertrafen gewiß die Patagonen nicht viel an der Gabe der Erfindung.

Die Schamhaftigkeit ist eine andere Ursache zur Bekleidung. Wenige Wilde stellen ihren ganzen Körper ohne Bedeckung bloß. Man kann keine hohe Meinung von der Griechischen Schamhaftigkeit haben, daß die Leute bey den Olympischen Spielen ganz nackend mit einander rangen, und um die Wette liefen.

Es ist noch eine dritte Ursache zur Bekleidung, nähmlich das Vergnügen, welches sie gewähret. Ein schönes Frauenzimmer, welches man nur einmahl in seinem Leben nackend gesehen, ist ein verlangenswürdiger Gegenstand; indem das Verlangen durch die Neuheit erreget wird. Allein man lasse es nur einen Monath nackend gehen; wie viel reizender wird es alsdann erscheinen, wenn es mit Anstand und Geschmack gekleidet ist! Die Kleidung ist zur Gesundheit so nothwendig, daß der Vorzug einer geringern Annehmlichkeit eher, als die Blöße, eine Unförmlichkeit in unserer Natur anzeigen würde. Die Wilden dachten vermuthlich zuerst auf die Bekleidung, als eine Beschützung wider das Wetter; aber sie entdeckten bald eine Schönheit im Anzuge. Die Mannspersonen gingen voran, und die Frauenzimmer folgten ihnen. Diejenigen Wilden, welche nackend gehen, bemahlen ihre Körper, und wer-

den durch eben die Neigung zum Putze angetrieben, die unsre Frauenzimmer in ihren bunten Kleidungen zeigen. Unter den Juden trugen die Männer eben so wohl Ohrringe als die Weiber. Da Medien noch durch seine eigenen Könige beherrscht wurde, so waren die Männer in ihrer Kleidung sehr prächtig: sie trugen lange Röcke, welche sie frey herum fliegen ließen; sie hatten lange Haare, die mit einer reichen Mütze bedeckt waren, Armbänder, goldne Ketten und Edelgesteine: sie schminkten ihre Gesichter, und vermischten mit ihren natürlichen Haaren auch durch die Kunst hinzu gesetzte. Da die Schriftsteller nichts von den Weibern sagen, so machten sie vermuthin diesem Königreiche kein Aufsehen, sondern waren, wie gegenwärtig, in Serails eingeschlossen. Der Fall mit den Athenienſischen Damen war ganz verschieden, da man die Vielweiberey aus Griechenland verbannet hatte. Sie brachten den ganzen Morgen bey dem Nachttische zu; und brauchten Schminke und alle andere Specereyen, um die Haut zu reinigen und weiß zu machen. Sie machten sogar ihre Lippen roth, und trugen große Sorge für ihre Zähne: ihr Haar, welches mit einem Eisen in Locken gelegt war, wurde mit wohlriechenden Sachen angefüllt, und über die Schultern ausgebreitet; ihre Kleidung war schön und künstlich gemacht, um ihnen eine feine Gestalt zu geben. So groß ist der Einfluß der Begierde nach der Kleidung: die Eitelkeit konnte nicht der einzige Bewegungsgrund seyn, da sich die Athenienſischen Damen niemahls öffentlich sehen ließen. Wir ersehen aus dem heiligen Gre-

gorius, daß die Frauenzimmer zu seiner Zeit ihre Köpfe ausnehmend hoch frisiren ließen, und sie mit vielen Locken von falschen Haaren einfaßten, die in vielerley Knoten und Locken gelegt waren, so daß sie einer ordentlichen Festung ähnlich sahen. Josephus berichtet, daß die Jüdischen Damen ihre Haare mit Goldstaube puderten; eine Mode, die aus Asien nach Rom gebracht wurde. Der erste Schriftsteller, der den weißen Puder für die Haare erwähnt, so wie wir ihn jetzt brauchen, ist l'Etoile in seinem Journal auf das Jahr 1393. Er erzählt, daß die Nonnen auf den Straßen in Paris gekräuselt und gepudert herum gingen. Diese Mode breitete sich nach und nach durch ganz Europa aus. Denn es war viele Jahre nach den bürgerlichen Kriegen in Frankreich die Mode in Paris, Stiefeln und Spornen zu tragen; und ein Herr war ohne diese Zierathen nicht völlig angekleidet. Der Degen ist noch ein Kleidungsstück, ob er gleich nicht mehr einen Herrn von seinen Bedienten unterscheidet. Die Wilden daher, um zu zeigen, daß ein Geschmack an der Kleidung und dem Putze in der menschlichen Natur tief eingewurzelt ist, lassen diesen Geschmack an ihrem Körper sehen, indem sie keine andere Bedeckung haben, woran sie ihn zeigen könnten. Ein Kind wird bey ihnen selten der Natur überlassen: man beraubet es eines Fingers oder eines Zahns; oder seine Haut wird mit allerhand Figuren bezeichnet.

Die Kleidung hat keinen geringen Einfluß sogar auf die Sitten. Ich wage es zu behaupten,

ob es gleich parador zu seyn scheint, daß die Blöße zur Keuschheit viel dienlicher ist, als die Bedeckung. Der Ehebruch ist unter den Wilden sogar in den heißen Ländern, wo sie kaum einige Bedeckung haben, ganz unbekannt. Ein Frauenzimmer, welches sich mit Geschmack kleidet, ist ein weit verlangenswürdigerer Gegenstand, als ein anderes, das allezeit nackend geht. Über dieses verschafft die Kleidung der Einbildungskraft ein gewisses Spiel, daß sie sich viele geheime Schönheiten mahlet, welche verschwinden, wenn sie durch den Anblick bekannter gemacht werden: wenn ein Frauenzimmer von ungefähr nur einen halben Fuß zeiget, so wird die Einbildungskraft sogleich erhitzet, ob man gleich eine Tänzerinn, die in Beinkleidern erscheint, mit Gleichgültigkeit ansieht: eine nackende Venus macht keinen solchen Eindruck, als wenn man nur ein Strumpfband zu sehen bekommt. In Sparta lebten Mannspersonen und Frauenzimmer ohne alle Zurückhaltung mit einander: die öffentlichen Bäder waren beyden gemein; und in gewissen Spielen tanzten sie, und fochten ganz nackend mit einander. In spätern Zeiten waren die Spartanischen Damen sehr verdorben; welches, wie die Schriftsteller sagen, von einer schändlichen Freyheit im Umgange zwischen beyden Geschlechtern herrührte. Allein man merke hierbey, daß dieses Verderben nicht auf das weibliche Geschlecht eingeschränkt war, indem die Mannspersonen eben so sehr von ihrer ursprünglichen Männlichkeit, als die Frauenzimmer von ihrer ursprünglichen Keuschheit abgewichen waren; und ich trage kein Be-

denken zu behaupten, daß das Gold und Silber, welches man wider die Gesetze des Lykurgus einführte, beyde Geschlechter verdarb. Der Reichthum mußte daselbst eben die Wirkung thun, die er überall hervor bringt; nähmlich, daß er die Schwelgerey und Wollust erreget. Die Spartaner, welche ihre strengen Sitten ablegten, überließen sich dem Vergnügen: die kostbarsten Meublen, die weichsten Betten, prächtige Tapeten, kostbare Gefäße, auserlesene Weine, und schmackhafte Speisen waren jetzt für einen weibischen Spartaner, der ehemahls wegen aller männlichen Tugenden berühmt gewesen war, nicht mehr zu köstlich. Lykurgus verstand die menschliche Natur besser, als die Schriftsteller, die ihn tadeln. Er wollte seine Landsleute zu Soldaten, und nicht zu weinenden Liebhabern machen; und er hielt mit Recht dafür, daß der freye Umgang zwischen beyden Geschlechtern ihre Begierden in die Gränzen der Natur einschränken würde; eine nützliche Lehre für unsere galanten Damen, die ihre Blöße zeigen, um die Liebhaber zu reitzen und an sich zu ziehen. Dieses vernünftige Urtheil wird durch das große Ansehen gerechtfertiget, welches die spartanischen Damen über ihre Männer hatten, so lange die Gesetze des Lykurgus in ihrer Kraft waren: sie regierten in der That den Staat eben so wohl, als ihre eigenen Familien. Ein solches Ansehen kann nicht anders, als durch eine strenge Tugend, erlangt und erhalten werden: eine Frau von freyen Sitten kann der Gegenstand einer ausschweifenden Begierde seyn; aber sie wird selten ein Ansehen über eine Mannsperson, und nie-

mahls über ihren eigenen Mann erlangen. Unter keinem Volke war mehr Freyheit im Umgange, als unter den alten Deutschen: sie schliefen ohne Unterschied des Geschlechts gemeinschaftlich in ihren Häusern herum; und doch lesen wir niemahls von einem Versuche gegen eine verheurathete Frau. Eben so ist es auch bey den Schottischen Hochländern.

Die Reinlichkeit ist auch ein Stück des äußerlichen Ansehens. Es scheint dem ersten Anblicke nach allerdings noch sehr zweifelhaft, ob die Reinlichkeit zur Natur des Menschen gehöret, oder ob sie nur eine Verfeinerung der gesitteten Nationen ist. Zur Vertheidigung des erstern dienet vornehmlich dieses, daß man die Reinlichkeit vorzüglich bey verschiedenen Nationen findet, die eben keinen großen Fortgang in den Künsten des Lebens gemacht haben. Die Wilden auf den Caribischen Inseln, die ehemahls sehr zahlreich waren, wurden von den Schriftstellern als sehr reinlich und nett beschrieben. Auf der Insel Otaheite oder der König Georgs-Insel sind beyde Geschlechter sehr reinlich; sie baden sich oft, und essen oder trinken niemahls, ohne sich vorher und nachher zu waschen, und sie suchen so wohl ihre Kleider, als ihre Person ohne Flecken zu erhalten. Ammianus Marcellinus sagt in seiner Beschreibung von den Galliern, daß sie reinlich wären; und daß sogar die ärmsten Weiber sich niemahls mit schmutzigen Kleidern sehen ließen. Die Neger, besonders in Ardra an der Sclavenküste, haben eine große Achtung gegen die

Reinlichkeit. Sie waschen sich des Morgens und Abends, und salben sich mit wohlriechenden Kräutern. In der Stadt Benin in Guinea werden Weiber gebraucht, die Straßen zu reinigen; und in diesem Stücke werden sie von den Holländern nicht übertroffen. In Corea trauern die Leute drey Jahre um ihre Ältern; und während dieser Zeit waschen sie sich niemahls. Die Unfläterey muß diesem Volke eben so, wie uns, unangenehm seyn*). Jedoch es gibt auch viele Beyspiele, welche den andern Theil der Frage zu bestätigen scheinen. Ammianus Marcellinus berichtet von den Hunnen, daß sie einerley Rock so lange getragen, bis er ganz zerrissen und in Stücken abgefallen wäre. Plan Carpin, der die Tartarn im Jahre 1246 besuchte, sagt, „daß sie niemahls das Gesicht noch die Hände waschen; daß sie niemahls eine Schüssel, einen Topf, oder ein Kleid reinigen; und daß sie wie die Schweine alles essen, sogar die Läuse nicht ausgenommen, die auf ihnen herum kriechen." Die Leute in Kamtschatka stimmen noch mit dieser Beschreibung in allen Stücken überein. Die Unfläterey der Nord-Amerikanischen Wilden in ihrer Speise,

---

*) Viele Thiere sind wegen ihrer Reinlichkeit vorzüglich merkwürdig. Die Biber und auch die Katzen sind es. Dieses muß natürlich seyn. Obgleich bey den Hunden eben kein Geschmack an der Reinlichkeit besonders zu bemerken ist, so lernen sie doch, wie die Menschen, reinlich seyn.

in ihren Hütten, und in ihren Kleidern geht über alles, was man sich davon nur vorstellen kann. Da sie niemahls ihre Kleider verändern, als bis sie in Lumpen abfallen, noch daran denken sich zu waschen, so werden sie vom Ungeziefer ganz aufgefressen. Die Esquimaux und viele andere Stämme sind eben so säuisch.

Da die Reinlichkeit Fleiß und Aufmerksamkeit erfordert, so muß die Reinlichkeit einiger Wilden das Werk der Natur seyn; und die Unfläterey der andern muß aus einer Trägheit herrühren, welche der Natur entgegen handelt. In der That ist die Reinlichkeit allen angenehm, und die Unfläterey unangenehm. Niemand ist gern schmutzig; und sogar diejenigen, welche am meisten dazu gewöhnt sind, haben an einem reinlichen Ansehen anderer einen Gefallen. Es ist wahr, daß ein Geschmack an der Reinlichkeit, wie an der Ordnung der Übereinstimmung, im Anfange unter den Wilden ausnehmend schwach ist. Sein stärkster Gegner ist die Faulheit, welcher die Wilden bis zur Ausschweifung nachhängen: die große Beschwerlichkeit, der sie sich bey dem Jagen aussetzen, macht, daß sie die Ruhe zu Hause lieben; und die Unfläterey, wenn sie einmahl zur Gewohnheit geworden, wird nicht leicht überwunden. Allein die Reinlichkeit wächst nach und nach mit den Sitten, und ist bey einer jeden fleißigen Nation in großer Achtung. Der Geschmack an der Reinlichkeit ist den Menschen auch nicht vergebens verliehen worden: und die Endursache davon ist deutlich zu sehen, da die Reinlichkeit

ausnehmend gesund, und die Sauerey nicht wenig ungesund ist *).

Auf diese Weise sieht man, daß der Geschmack an der Reinlichkeit in unserer Natur liegt. Ich

---

*) Die Pest, ansteckende Fieber, und andere faule Krankheiten waren ehemahls häufiger in Europa, als gegenwärtig, besonders in großen Städten, wo die Menschen in kleinen Häusern und engen Straßen in so großer Menge beysammen wohnen. Paris nahm zu den Zeiten Heinrichs IV. nicht den dritten Theil von seinem gegenwärtigen Raume ein, und dessen ungeachtet enthielt es beynahe eben so viele Einwohner; und in London sind die Häuser viel weiter, und die Straßen breiter, als vor dem großen Feuer im Jahre 1666. Es ist auch eine merkwürdige Veränderung in der Diät. Ehemahls lebten die Leute von Stande den größten Theil des Jahres von gesalzenem Fleische; jetzt ist das frische Fleisch das ganze Jahr hindurch gemein. Küchenkräuter und Wurzeln sind jetzt ein beträchtlicher Artikel der Speise; besonders war um London herum zur Zeit der Revolution die Consumtion nicht der sechste Theil von dem, was sie jetzt ist. Man setze noch den großen Aufwand an Thee und Zucker hinzu, welche, wie die Ärzte sagen, keine unbeträchtlichen Mittel wider die Fäule sind. Allein die vornehmste Ursache von allem ist die Reinlichkeit, die immer allgemeiner wird, besonders in London. In Constantinopel herrschen die faulen Krankheiten eben so sehr als jemahls; und zwar nicht wegen der ungesunden Gegend, sondern wegen den engen und unsaubern Straßen.

sage noch mehr: die Reinlichkeit ist augenscheinlich ein Stück des Eigenthums, und folglich eine Pflicht gegen sich selbst. Die Ausübung derselben wird mit Beyfall belohnet, und die Vernachläßigung mit Verachtung bestraft.

Der Geschmack an der Reinlichkeit ist nicht auf gleiche Weise unter den Menschen ausgetheilet; eben so wenig als ein jedes Stück des moralischen Gefühls auf gleiche Weise ausgetheilt ist: und wenn daher eine Person von Natur reinlicher ist als eine andere, so kann es eine ganze Nation eben so seyn. Ich halte dafür, daß dieses der Fall bey den Japanesern ist, die so sehr reinlich sind, daß sie sogar die Holländer wegen der Unreinlichkeit tadeln. Ihre Wirthshäuser, und sogar ihre Abtritte, sind keine Ausnahme, indem allezeit Wasser bey der Hand ist, um sich nach der That zu waschen. Ich glaubte, daß dieses auch der Fall bey den Engländern wäre, welche, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, wegen der Reinlichkeit in der ganzen Welt vorzüglich bekannt sind; und ich habe mich oft über eine so sonderbare Ähnlichkeit zwischen den Einwohnern der Inseln vergnügt, die so weit von einander entfernt sind. Allein ich mußte den Gedanken von der Ähnlichkeit fahren lassen, da ich entdeckte, daß die Engländer nicht allezeit so reinlich wie jetzt gewesen sind. Vor vielen Jahrhunderten, wie die Mönchsgeschichte berichtet, war ihre Reinlichkeit eine Ursache des Hasses, den die Engländer gegen die Dänen hatten; sie kämmten sich ihre Haare, und zogen einmahl in der Woche ein reines

Hemde an; und der berühme Erasmus, der England unter der Regierung Heinrichs VIII. besuchte, klagt über die schmutzigen Kleider der Einwohner; und schreibt die häufigen Seuchen, welche sie damahls plagten, dieser Ursache zu. Eine so außerordentliche Veränderung in dem Geschmacke und den Sitten der Engländer erwecket unsere Neubegierde; und ich schmeichle mir, daß folgende Ursache befriedigend seyn wird. Ein Wilder, der zu Hause besonders träge, obgleich nicht unempfindlich gegen seine Unreinlichkeit ist, kann sich nicht genug ermuntern, eine ernstliche Reinigung zu unternehmen, und würde nicht wissen, wo er anfangen sollte.

Die arbeitsamen Leute hingegen nehmen durch die Kunst oder Manufactur, womit sie sich beständig beschäftigen, an Reinlichkeit zu; sie sind niemahls genöthiget, den Stall des Augias auszumisten: denn da sie zur Arbeit geneigt sind, so lassen sie den Koth nicht so lange liegen. Daher sind arbeitsame Nationen in der ganzen Welt die reinlichsten. Die Künste und der Fleiß hatten in Holland lange geblühet, wo Erasmus geboren und erzogen war; die Leute waren reinlicher als alle ihre Nachbarn, weil sie fleißiger als ihre Nachbarn waren; und daher mußte die Unreinlichkeit in England nothwendig einen Holländer befremden. Zu der erwähnten Zeit war der Fleiß in England eben so selten, als die Reinlichkeit; woraus man schliessen kann, daß die Engländer ihre Reinlichkeit dem großen Fortgange des Fleißes unter ihnen in spätern Zeiten zu

danken haben; und wenn dieser Schluß richtig ist, so zeiget es den Fleiß in einem angenehmen Lichte. Die Spanier, die noch immer eine große Trägheit besitzen, sind so schmutzig, als es die Engländer ehemahls waren. Madrit, ihre Hauptstadt, ist bis zum Ekel säuisch: ganze Haufen von Koth in jeder Straße verursachen in diesem warmen Lande einen unausstehlichen Gestank, der einen jeden Fremden ersticken möchte. Es wurde zwar vor Kurzem auf königlichen Befehl eine Reinigung angeordnet; allein solche Leute, die einmahl zum Unflath gewöhnt sind, werden nicht leicht davon abgebracht: das einzige wirksame Mittel ist die Beförderung des Fleißes *). Die Unreinlichkeit auf den Straßen in Lissabon vor dem letz-

---

*) Bis in das Jahr 1760 war noch kein Abtritt in Madrit, ob es gleich mit vielem Wasser versehen ist. Der Koth und Unflath wurde in der Nacht aus den Fenstern auf die Straßen geworfen, wo man ihn in Haufen sammelte. Endlich sollten nach einer königlichen Verordnung Abtritte angelegt werden. Die Einwohner, ob sie gleich schon lange zu einer monarchischen Regierung gewöhnt sind, sahen diese Verordnung als einen Eingriff in die gemeinschaftlichen Rechte der Menschen an, und widersetzten sich heftig. Die Ärzte waren die heftigsten Gegner: sie stellten vor, daß, wenn man den Koth nicht auf die Straßen würfe, eine schädliche Krankheit entstehen würde; weil der menschliche Körper die faulen Theilchen der Luft, welche jetzt der Koth an sich zöge, hernach einziehen würde.

tern Erdbeben war unerträglich; und eben so ist es noch gegenwärtig in Cadix.

Obgleich der Fleiß der vornehmste Beförderer der Reinlichkeit ist, so wirkt er doch selten allein: es kommen andere Ursachen dazu, von denen einige das Wachsthum befördern, und andere ihn verhindern. Die Feuchtigkeit des Holländischen Klima hat einen besondern Einfluß in die Beförderung der Reinlichkeit, und bringt nebst dem Fleiße eine erstaunliche Sauberkeit unter Leuten von Geschäften hervor; die vornehmen Leute, welche sich gemeiniglich nach dem Haag, als dem Sitze der Regierung, begeben, sind nicht so reinlich. Die Franzosen hingegen sind weniger reinlich als die Engländer, ob sie gleich eben so arbeitsam sind. Allein die niedern Classen von Leuten, welche in England mehr in ihrer Ruhe sind, als in Frankreich, haben auch einen größern Geschmack an dem guten Leben, und besonders an der Reinlichkeit.

Ein Bart gibt dem Gesicht ein rauhes und wildes Ansehen, welches den Sitten eines rauhen und wilden Volkes angemessen ist. Eben dieses Gesicht scheint ohne Bart weit sanfter zu seyn; weßwegen auch der Bart bey einer gesitteten Nation ganz aus der Mode kommt. Demosthenes, der Redner, lebte zu einer Zeit mit Alexander dem großen, wo die Griechen anfingen, die Bärte abzulegen. Jedoch ein Brustbild von diesem Redner, welches im Herculanum gefunden worden, hat einen Bart, welches entweder ge-

macht ist, da er noch jung war, oder aus Abneigung eines alten Mannes gegen eine neue Mode herrührt. Die Barbier kamen im 454. Jahre nach Erbauung der Stadt Rom aus Sicilien nach Rom; und es muß sich auf die darauf folgende Zeit beziehen, was Aulus Gellius*) sagt, das man den Leuten, die wegen eines Verbrechens angeklagt worden, verbothen habe, ihre Bärte abzuscheren, bis sie losgesprochen worden. Die Römischen Kaiser trugen vom Hadrian an bis in die folgenden Zeiten ihrer Bärte. Julius Capitolinus tadelt den Kaiser Verus, daß er auf Anstiften einer Beyschläferinn seinen Bart abgeschnitten habe. Alle Römischen Generale zu Justinians Zeiten trugen Bärte **). Da der Römische Pabst seinen Bart abschor, so wurde es von der griechischen Kirche für einen offenbaren Abfall gehalten; weil Moses und Jesus Christus von den Griechischen und Lateinischen Mahlern allezeit mit Bärten vorgestellet würden. Bey dem Anbruche der sanftern Sitten in Frankreich schnitten die Stutzer ihre Bärte in verschiedene Gestalten, und kräuselten ihre Schnurrbärte. Diese Mode hatte eine seltsame Wirkung, nähmlich daß ernsthafte Leute ihre Bärte ganz und gar ablegten: ein Bart war auch für sie in seiner natürlichen Gestalt zu wild; und sie konnten es auch um der Schande willen den Stutzern nicht nachmachen.

---

*) B. III. K. 4.

**) Procopii Hist. Vandalica lib. 2.

Die Sprache, wenn sie unter einem gesitteten Volke zu einer Vollkommenheit gebracht wird, kann mit Recht als eine von den schönen Künsten angesehen werden; und in dieser Absicht ist bereits oben davon gehandelt worden. Allein sie gehöret auch zu dem gegenwärtigen Versuche, wenn man sie als ein Stück der äußerlichen Aufführung betrachtet. Das Temperament und die Denkungsart hat einen Einfluß in ein jedes Stück der äußerlichen Aufführung, und noch mehr in die Sprachen. In den Grundsätzen der Kritik*) wird bemerket, daß eine Bewegung in vielen Fällen eine Ähnlichkeit mit ihrer Ursache hat. Eben dieses findet auch bey allen natürlichen Tönen Statt, die von der Leidenschaft herrühren. Eine Leidenschaft mag kühn, rauh, fröhlich, zärtlich, oder demüthig seyn, so ist auch der natürliche Schall, der dadurch erreget wird, in eben dem Tone; und daher rühret es, daß diese natürlichen Töne in allen Sprachen eben dieselbigen sind. Man bemerket auch in vielen künstlichen Tönen eine geringe Ähnlichkeit von eben dieser Art. Die Sprache eines Wilden ist rauh; von gesitteten Leuten, sanft; und von Frauenzimmern, sanft und musikalisch. Die Sprachen der wilden Nationen haben einen Überfluß an Buchstaben, die durch den Hals oder Nase gebildet werden; und doch sollte man denken, daß die Wilden eben so, wie die Kinder, solche Worte, die schwer auszusprechen sind, vermeiden

---

*) S. Homes Grundsätze der Kritik K. 2. Abth. 6.

würden. Allein ihre Gemüthsart behält die Oberhand, und liefert den Wilden die rauhen Töne, die ihrer Grausamkeit und wildem Wesen gemäß sind. Die Esquimaux haben eine Sprache, die aus den rauhesten Buchstaben besteht; und die Sprachen der Europäischen nördlichen Nationen sind eben nicht viel sanfter. Die Schottländischen Bauern sind ein aufrichtiges und treuherziges Volk; und ihre Mundart ist auch in dem Tone ihres Charakters. Die Huronische Sprache hat etwas Schönes und Nachdrückliches vor den meisten bekannten Sprachen; und die Huronen haben immer noch eine gewisse Erhebung des Gemüths, welche der Majestät ihrer Rede gemäßer ist, als ihrem gegenwärtigen niedrigen Zustande. Auf diese Weise kann man die Sitten eines Volkes gewisser Maßen aus ihrer Sprache sammeln: ja man kann sie oft schon aus einzelnen Wörtern abnehmen. Das Hebräische Wort Lechom bedeutet Speise und Gefecht; und Tereph bedeutet Speise und Beute. Karab bedeutet sich einem nähern, und heißt auch fechten. Das Griechische Wort Leia, welches ursprünglich die im Kriege oder durch Seeräuberey gemachte Beute bedeutete, hieß auch Reichthum; und die große Mannigfaltigkeit der Griechischen Wörter, welche gut und besser bedeuten, hiessen auch ursprünglich stark und heftig.

Die Regierung hat nach ihren verschiedenen Arten einen beträchtlichen Einfluß in die Bildung des Tones einer Sprache. Die Sprache in einer Demokratie ist gemeiniglich rauh und schlecht; in

einer Republik männlich und deutlich; in einer Monarchie höflich und einschmeichelnd, und in einer despotischen Regierung gegen Niedere gebietherisch, und gegen Höhere demüthig. Die Regierung des Griechischen Kaiserthums wird in den Edicten des Justinian, welche novellae Constitiones heissen, wohl vorgestellet; der Styl davon ist steif, förmlich, und auf eine gezwungene Weise prächtig; aber ohne Ordnung, Stärke und Verbindung. Vor dreyhundert Jahren war Toscana mit kleinen Republiken angefüllet, die eine männliche und deutliche Mundart hatten. Ihre rauhen Töne wurden unter dem Großherzoge von Toscana völlig gereiniget; und auf diese Weise ist die Toscanische Mundart zu einer größern Vollkommenheit, als eine jede andere in Italien gekommen. Der Ton der Französischen Sprache ist der Natur der Regierungsform wohl angemessen: ein jeder ist gegen diejenigen, die über ihn sind, auf eine höfliche Art demüthig; und dieser Ton bildet den Charakter der Sprache überhaupt, so daß er so gar den Ton der Wenigen, die mit Ansehen sprechen können, bestimmt. Die Freyheit der Englischen Regierung bildet die Sitten des Volks: die Englische Sprache ist daher männlicher und stärker als die Französische, und hat einen größern Überfluß an rauhen Tönen. Die Lacedämonier, ein stolzes und ernsthaftes Volk, suchten ehemahls mehr in dem Tone des Befehls, als des guten Rathes, sehr kurz zu reden; und daher rühret der lakonische Styl, der trocken, aber männlich ist. Der Attische Styl ist schwerer zu erklären: er war lieblich und wort-

reich, und hatte eine vorzügliche Anmuth vor dem Styl einer jeden andern Nation. Und doch brachte die Demokratie von Athen rauhe Sitten hervor; Beyspiele davon sind die Komödien des Aristophanes, und die Reden des Äschines und Demosthenes. Wir sind mit den Athenienfern nicht so sehr bekannt, daß wir den Unterschied zwischen ihrer Sprache und ihren Sitten erklären könnten: und eben so sehr sind wir in Verlegenheit wegen der Russischen Sprache, welche, ungeachtet der Barbarey des Volks, sanft und wohlklingend ist. Alles, was man dabey sagen kann, ist dieses, daß die Wirksamkeit einer allgemeinen Ursache durch besondere Umstände kann gestöret werden. Die Sprachen sind der Ebbe und Fluth gleich: der Einfluß des Mondes, den man für die allgemeine Ursache davon hält, wird in verschiedenen Beyspielen durch besondere entgegen handelnde Ursachen überwogen.

Man kann bey einigen wilden Stämmen eine gewisse Verfeinerung der Sprache bemerken, die einem gesitteten Volke Ehre machen würde. Die Einwohner von Canada geben einem Menschen, wenn sie mit ihm sprechen, niemahls seinen eigenen Nahmen. Ist er ein Anverwandter, so wird er als ein solcher angeredet: ist er aber ein Fremder, so gibt ihm der Redende eine solche Benennung, die eine Zuneigung andeutet; als Bruder, Vetter, Freund.

Wir gehen nunmehr von der Sprache zur Handlung fort. Der Mensch ist von Natur zur

Bewegung geneigt: man sieht dieses an den Kindern, die niemahls in Ruhe sind, außer wenn sie schlafen. Wo die Vernunft regieret, da schränkt ein Mensch diese unruhige Neigung ein, und handelt niemahls ohne einen Bewegungsgrund. Die Wilden haben sehr wenige Bewegungsgründe zur Handlung, wenn ihr Bauch angefüllet ist: ihre Hütten erfordern wenig Fleiß; und ihre Bedeckung von Thierhäuten noch weniger. Das Jagen und Fischen beschäftiget ihre ganze Thätigkeit. Nach einer großen Ermüdung bey dem Jagen ist die Ruhe süß, welche der Wilde verlängert, weil er keinen Bewegungsgrund zur Handlung hat, bis die Zeit des Jagens wieder kommt. Daher sind die Wilden wie die Hunde im Felde ausnehmend munter, und zu Hause außerordentlich träge *). Die Wilden in dem heißen Erdstriche sind träger als alle anderen: sie gehen nackend; ihre Hütten kosten ihnen keine Mühe; und sie suchen nichts als Kräuter und Wurzeln, welche ihre einzige Speise sind. Die Spanier, welche zuerst in Hispaniola landeten, erstaunten über die Sitten der Einwohner. Man beschreibt sie als faule, und ohne allen Ehrgeitz; als solche, die ihre Zeit mit Essen, und Tanzen und Schlafen zubringen, kein sonderliches Gedächtniß haben, und noch weniger Urtheilskraft. Der Charakter, den man von diesen Wilden gibt, kommt allen zu, besonders den Wilden in den heißen Ländern. Die Unvollkommenheit ihres

---

*) Tacitus de Moribus Germanorum c. 15.

Gedächtnisses und ihrer Urtheilskraft wird durch den Mangel der Beschäftigung verursachet. Eben diese Unvollkommenheit war auch bey dem Volke in Paraguay vorzüglich merkwürdig, da es noch unter der Jesuitischen Regierung stand; wovon wir hernach reden werden. *)

In den ältesten Zeiten lebten die Leute auf eine sehr simple Art, und wußten noch nichts von solchen Bedürfnissen, die man gemeiniglich den Luxus nennet. Rebecca, Rahel, und die Töchter des Ithro weideten die Schafe ihrer Väter: sie waren wirkliche Schäferinnen. Die jungen vornehmen Frauenzimmer schöpften Wasser aus den Brunnen mit ihren eigenen Händen. Der Tischler, welcher das Brautbette des Ulysses machte, war Ulysses selbst **). Die Prinzessinn Nausicaa wäscht die Familienkleider; und die Prinzen, ihre Brüder, nehmen bey ihrer Zurückkunft das Joch ab, und tragen die Kleider hinein ***). Königinnen und sogar weibliche Gottheiten beschäftigen sich mit Spinnen †). Ist es vielleicht von dieser Mode her, daß man die jungen Frauenzimmer Spinnerinnen nennet? Telemach geht

---

*) B. II. Vers. 1.

**) Odyss. B. XXIII.

***) B. VI. und VII.

†) B. X.

mit keinen andern Begleitern, als zwey Hunden, in die Rathsversammlung *).

Der Wagen des Priamus ward von seinen eigenen Söhnen angespannt, da er den Leichnam seines Sohnes, des Hectors, von dem Achilles ranzioniren wollte. Telemach spannt seinen eigenen Wagen an **). Die Helden des Homers schlachten und bereiten ihre eigenen Speisen ***). Achilles, welcher den Priamus bewirthete, schlachtete ein schneeweißes Schaf; und seine zwey Freunde ziehen das Fell ab, und braten es. Achilles selbst theilet den Braten unter alle uns.

Das Silber war in England unter der Regierung Eduards III. noch sehr rar, und noch mehr das Gold. Die Landeseinkünfte wurden mit den Producten bezahlet; und das Geld, welches sie hatten, wurde in den Cassen der großen Barons eingeschlossen. Einzelne Geschirre wurden sogar von den Königen in England in Testamenten vermacht, die nach unserer Schätzung so geringe waren, daß ein Herr von einem mäßigen Vermögen sich schämen würde, dergleichen in seinem Testamente zu erwähnen.

Wir betrachten zunächst das Wachsthum sol-

---

*) Odyss. B. II.

**) Odyss. B. XV.

***) Odyss. B. XIX. und XX.

cher Sitten, bey denen die innerliche Neigung noch mehr einen besondern Einfluß hat, und bereiten den Leser durch eine allgemeine Betrachtung vor, ehe wir zu den besondern fortgehen. Der Mensch ist von Natur ein furchtsames Geschöpf, und besitzt wenig Geschicklichkeit, sich selbst gegen den Schaden und das Unrecht zu beschützen; allein er wird muthig in der Gesellschaft, und läßt seinen Zorn gegen seine Feinde aus. In dem Jägerstande verhärtet die tägliche Gewohnheit, unschuldige Thiere zur Speise zu schlachten, die Menschen in der Grausamkeit: sie sind schlimmer als Bäre und Wölfe, indem sie sogar gegen ihre eigene Gattung grausam sind. Die ruhige und sitzende Lebensart eines Hirten mildert die rauhen Sitten der Jäger; und der Ackerbau, welcher die Vereinigung vieler Hände bey einem Geschäfte erfordert, flößet einen Geschmack an gegenseitigen Dienstleistungen ein. Allein hier kommt die geitzige Begierde zum Sammeln dazu, um diesen glücklichen Anfang der Verfeinerung zu stören. Die einsichtsvolle Landwirthschaft, welche die Bedürfnisse des Lebens im Überflusse verschafft, bahnet den Weg zu den Künsten und Manufacturen. Schöne Häuser, prächtige Gärten und reiche Kleider werden verlangenswürdige Gegenstände: die Begierde nach Eigenthume wird stark, und schaffet zu ihrer Befriedigung alle Hindernisse der Gerechtigkeit und Ehre aus dem Wege. Es entstehen Streitigkeiten, Zank und Rache: der Krieg wird sogar unter den Leuten von einerley Stamme erreget; und so lange es noch einem Menschen erlaubt war,

sich mit seiner eigenen Hand zu rächen *), so verschlang diese wilde Leidenschaft alle anderen. Die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nährete diese ungeselligen Leidenschaften, wovon der Stolz besonders ein Beyspiel ist, welcher eine unter den Barbaren ehemahls allgemeine Gewohnheit hervor brachte, die Männer, Weiber, Hunde und Pferde zu tödten, um einem verstorbenen Oberhaupte damit in der andern Welt zu dienen. Eine solche Verwicklung von stolzen und stürmischen Leidenschaften, welche eine Befriedigung begierig suchen, und die Gesellschaft unangenehm machen, kann durch keine andern menschlichen Mittel, als durch heilsame Gesetze in Ordnung gebracht werden. Ein Hinderniß von wenigen Augenblicken erhitzet nur die Begierde; aber ein beständiger Zwang unterdrückt sogar die heftigste Leidenschaft. Das Ansehen und die Macht einer guten Regierung verstärkte die guten Neigungen; und die Begierde zur Gesellschaft, welche beständig obgleich nicht heftig wirket, beförderte die gegenseitigen guten Dienstleistungen. Ein Umstand trug vieles dazu bey, die ungeselligen Leidenschaften zu vermindern: die ersten Gesellschaften waren klein; und kleine Staaten in einer nahen Nachbarschaft bringen beständig Streit und Uneinigkeit hervor: die Vereinigung vieler solcher Staaten in ein großes Königreich entfernet die Leute immer weiter

*) S. Versuch 3.

von ihren Feinden, und macht sie friedliebender *). In diesem Zustande haben die Menschen Zeit und Ruhe, das Vergnügen des geselligen Lebens zu genießen; sie finden, daß die unruhigen Leidenschaften die Gesellschaft zerstören; und aus Liebe zur Gesellschaft unterziehen sie sich geduldig der strengen Zucht, die Leidenschaft zu bezwingen und die Sitten zu mildern. Die heftigen Leidenschaften, welche die Ruhe der Gesellschaft stören, haben sich gelegt, und sind nun beynahe unerhört: die Leutseligkeit ist durchgängig gewöhnlich, und die geselligen Zuneigungen werden herrschend. Die Mannspersonen nehmen durch den Umgang mit Frauenzimmern an Höflichkeit zu; und ob sie gleich im Herzen noch stolz sind, so verschaffen sie sich doch Gewogenheit, indem sie das Ansehen der Uneigennützigkeit annehmen. Die stolze Einbildung, die auf solche Weise verfeinert ist, wird eine wirksame Ursache höflicher Sitten. Aber was folget hieraus? Die unruhigen und heftigen Leidenschaften werden begraben, um niemahls wieder aufzuleben; und das Gemüth bleibt gänzlich vom Eigennutze angefüllet. In dem ursprünglichen Zustande der Jäger und Fischer, wobey wenig Verbindung unter einzelnen Personen ist, bekümmert sich jedermann nur um seine eigenen Angelegenheiten, und die stolze Einbildung ist herrschend. Die Entdeckung, daß man das Jagen und Fischen am besten in Gesellschaft treiben könne, befördert in diesem

*) S. Buch II. Vers. 1.

Zustande einiger Maßen die Gesellschaft: sie findet Einyang in den Hirtenstand, und macht ein großes Aufsehen, wo der Ackerbau und Handel blühen. Die Privateintracht wird durch eine gesellige Gewogenheit befördert; und eine Nation ist glücklich, so wie die Liebe des Vaterlandes darin herrschend ist. Allein der Reichthum, der entweder durch Eroberung oder Handel erlangt wird, bringt den Luxus und die Wollust hervor. Wie diese zunehmen, so nehmen die geselligen Neigungen ab, sie verschwinden endlich ganz und gar. Man sieht dieses deutlich in einer jeden reichen Stadt, die lange in einem ausgebreiteten Handel geblühet hat. Der Stolz wird die herrschende Leidenschaft; die Freundschaft ist nicht mehr; und sogar die Anverwandtschaft wird wenig geachtet. Jedermann sucht nur sein eigenes Interesse; und die Liebe zum Gewinnste und sinnlichen Vergnügen sind die Götzen, die von allen verehret werden. Auf diese Weise kommen die Menschen in dem Fortgange der Sitten zum Ende, wie sie angefangen hatten: der Stolz ist in dem letzten und am meisten verfeinerten Stande der Gesellschaft nicht weniger sichtbar, als in dem ersten und wildesten Zustande.

Wir gehen nunmehr von einer allgemeinen Betrachtung des Wachsthums der Sitten zu den besondern fort. Die erste Scene, die sich uns darstellet, ist die Grausamkeit gegen Fremde, die sich mit der Zeit auch wider die Mitglieder eben dieses Stammes ausbreitet. Der Zorn und die Rache sind bey den Wilden herrschend, die nie-

mahls daran denken, ihre Leidenschaft zu unterdrücken. Allein dieser Charakter ist nicht allgemein: einige Stämme sind wegen ihrer Leutseligkeit, wie bereits in dem ersten Versuche erwähnt worden, vorzüglich merkwürdig. Der Zorn und die Rache waren der Charakter unserer Europäischen Vorfahren, und machten sie wild und grausam. Die Gothen waren so blutgierig, daß sie bey ihren ersten Einfällen in die Römischen Provinzen, Mann, Weib und Kind umbrachten. Procopius berichtet, daß sie bey einem von diesen Einfällen Italien von Einwohnern fast ganz entblößten. Sie waren aber doch ein ehrliches Volk; und sie wurden durch die Verfeinerung, welche sie in den gesitteten Ländern von Europa erhielten, wegen ihrer Leutseligkeit nicht weniger merkwürdig, als sie es ehemahls wegen ihrer Grausamkeit gewesen waren. Totila, ihr König, welcher Rom nach einer langen und blutigen Belagerung erobert hatte, ließ nicht eine einzige Person mit kaltem Blute tödten, noch die Keuschheit einer Frau schänden. Man kann nicht ohne Schrecken an die ausschweifenden Grausamkeiten denken, welche die Tartarn wider die Nationen ausübten, die sie unter dem Gengizkan und Timor Bec anfielen.

Ein Scythe, sagt Herodotus, überreicht dem Könige die Köpfe der Feinde, die er in der Schlacht getödtet hat; und derjenige, welcher nicht einen Kopf bringt, bekommt auch nichts von der Beute. Er setzt hinzu, daß viele Scythen sich mit den Menschenhäuten bekleiden, und die

Hirnschalen ihrer Feinde zu Trinkgeschirren brauchen. Diodor von Sicilien berichtet von den Galliern, daß sie die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde nach Hause bringen, sie einsalben, und als ihre vornehmsten Siegeszeichen in Kisten beylegen; und sich hernach rühmen, daß ihnen die Freunde der Erschlagenen für diese Köpfe große Summen angebothen hätten, die sie aber nicht angenommen. Die Menschen sind bey ähnlichen Umständen in der ganzen Welt eben dieselbigen. Das Schinden der Feinde, welches unter den Nordamerikanischen Wilden täglich geschieht, ist eben so grausam und barbarisch.

Keine Wilden sind grausamer, als es nach der Beschreibung des Homers die Griechen und Trojaner waren; die Menschen wurden mit kaltem Blute erschlagen, die Städte verbrannt, die Könige den unanständigsten Erniedrigungen ausgesetzt, und weder Alter noch Geschlecht verschonet. Der junge Adrastus *), der von seinem Wagen fiel, und mit seinem Gesichte im Staube lag, erhielt von dem Menelaus Pardon. Agamemnon schalt seinen Bruder wegen seiner Gelindigkeit, und sagte: „Es muß niemand dem Untergange entgehen, auch nicht einmahl das lallende Kind in den Armen der Mutter: alle ihre Söhne müssen mit Ilium fallen, und auf ihren Trümmern unbegraben liegen.“ Er durchstieß den Bittenden mit seiner Lanze, trat mit

*) Iliade B. VI.

seinem Fuße auf den Körper, und zog ihn heraus. Hektor, welcher den Patroklus seiner Waffen beraubt hatte, zieht den Erschlagenen fort, und gelobet, daß er den Kopf abhauen, und den verstümmelten Körper den Trojanischen Hunden zur Beute geben will. Und das XVII. Buch der Iliade ist ganz mit der Beschreibung des Zanks über den Körper des Patroklus zwischen den Griechen und Trojanern angefüllet. Es ist aber außer der viehischen Handlung, um zu verhindern, daß einem todten Freunde die letzte Pflicht nicht erwiesen werde, eine sehr niederträchtige Scene, die Helden ganz unanständig ist. Eben so viehisch war es bey dem Achilles, daß er den Leichnam des Hektors an seinen Wagen band, und auf die Schiffe schleppte. In einer Scene zwischen dem Hektor und der Andromache *) wird die Behandlung überwundener Feinde sehr rührend beschrieben; die Könige werden ermordet, und ihre Körper den Hunden und Geyern zum Raube gelassen; säugende Kinder werden wider den Boden geschmissen; und die Damen vom ersten Range müssen die niedrigsten Handlungen der Sclaverey verrichten. Hektor verhehlet es nicht, daß seine arme Frau nach der Eroberung von Troja wie die niedrigste Sclavinn würde Wasser tragen müssen. Hekuba klaget bey dem Euripides, daß sie wie ein Hund an dem Thore des Agamemnon an Ketten läge; und eben diese

*) Iliade B. VI.

wilden Sitten werden in vielen andern Griechischen Tragödien beschrieben. Prometheus braucht das himmlische Feuer, um einem Menschen das Leben zu geben. Allein die Götter beschliessen als eine Strafe, weil er vernünftigen Geschöpfen das Leben gäbe, daß er mit Ketten an einen Felsen gebunden, und den Raubvögeln überlassen werden sollte. Vulcan wird von dem Äschylus aufgeführt, wie er mit der Kette rasselt, und das eine Ende an den Felsen, und das andere an das Brustbein des Verbrechers annagelt. Wer kann wohl jetzt anders, als ein Amerikanischer Wilder ein solches Schauspiel mit ansehen, und sich nicht dabey entsetzen? Eine Scene, worin eine von ihren Kindern ermordete Frau vorgestellet wird, würde von allen neuern Zuschauern ausgepfiffen werden; und doch wurde diese schreckliche Scene in der Elektra des Sophokles mit Beyfalle vorgestellet. Stobäus erwähnt einen Ausspruch des Menanders, daß sogar die Götter einem Soldaten keine Höflichkeit einflößen könnten. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Griechischen Soldaten im Kriege nicht allein wider den feindlichen Staat, sondern auch wider einen jeden einzelnen Feind viehisch und grausam waren. Gegenwärtig herrscht die Menschlichkeit unter den Soldaten wie unter andern: weil wir nur wider einen Staat, und nicht wider einzelne Personen, Krieg führen. Die Griechen sind wegen ihrer Grausamkeit um so viel weniger zu entschuldigen, da sie wohl wußten, daß die Leutseligkeit eine Haupttugend ist. Die Barbaren werden vom Homer allezeit als grausam, und die

gesitteten Nationen als zärtlich und mitleidig beschrieben *).

Die Grausamkeit kann mit dem wahren Heldenmuthe nicht bestehen; und daher findet man an den Kriegern des Homers auch sehr wenig von dem letztern. Sie hatten noch so viel von dem wilden Charakter an sich, daß sie sich nicht schämten, vor einem stärkern Feinde zu fliehen. Diomedes, der in dem V. Buche der Iliade eine große Figur macht, zieht sich bey der Erscheinung des Hektors zurück; Diomedes sah den General, und er zitterte in dem Innersten seines Herzens. Antilochus, der Sohn des Nestor, welcher den Melanippus **) erschlagen hatte, lief hervor, und wollte seine glänzenden Waffen wegnehmen. Allein bey Erblickung des Hektors floh er wie ein Raubthier, welches sich vor den versammelten Hunden fürchtet. Und der große Hektor selbst schämet sich nicht, bey der Annäherung des Achilles umzukehren. Man erwartete hier vielleicht ein hitziges Gefecht zwischen diesen zwey muthigen Kriegern. Allein es geschah nicht. Periphetes stolperte und fiel zu Boden; und Hektor schämete sich nicht, diesen nicht widerstehenden Helden mit seiner Lanze zu durchstechen.

In eben dem Tone des Charakters ist unter

---

*) Odyss. XIII. 241.

**) Iliade B. XV.

den Kriegern des Homers nichts gewöhnlicher, als daß man den überwundenen Feind verspottet. Patroklus, welcher den Cebriones mit einem großen Steine zu Boden geschlagen hatte, lacht ihn wegen seines Falles aus *). Die Griechen werden vorgestellet, wie einer nach dem andern den todten Körper des Hektors durchbohret.

Da die Sitten der Krieger bey der Belagerung von Troja so beschaffen waren; so ist es nicht zu verwundern, daß die Helden auf beyden Seiten eben so sehr auf die Beraubung der Erschlagenen, als auf den Sieg begierig waren. Sie werden überall als nach Raube begierige Menschen vorgestellet.

Die Juden gaben den Griechen an Grausamkeit nichts nach. Es ist unnöthig, Beyspiele davon anzuführen, da die historischen Bücher des alten Testamentes in den Händen eines jeden sind. Ich werde nur ein einziges zur Probe anführen, welches ohne eine gerechte Reitzung schrecklich grausam ist: „Und David nahm alles Volk zu Hause, und zog hin und stritt wider Raba, und gewann sie. Aber das Volk drinnen führte er heraus, und legte sie unter eiserne Sägen und Zacken, und eiserne Keule, und verbrannte sie in Ziegelöfen. Und so that er allen Städten der Kinder Ammon **)."

---

*) Iliade B. XXII.

**) 2 B. Sam. XII. v. 29.

Man sieht deutlich aus einem jeden Römischen Geschichtschreiber, daß die Grausamkeit unter den Römern herrschend war. Ihr grausames Betragen gegen ihre Kinder war besonders deutlich zu sehen. Die Kinder wurden wie das Vieh für das Eigenthum des Vaters gehalten; und die väterliche Gewalt war so hart, daß, wenn ein Sohn oder eine Tochter, die zum Sclaven verkauft war, wieder frey gegeben wurde, er oder sie wieder unter die Gewalt des Vaters fielen, und zum zweyten und wohl gar zum dritten Mahle verkauft werden konnten. Die Macht über Leben und Tod der Kinder war viel weniger unnatürlich, so lange noch kein öffentliches Gericht zur Bestrafung der Verbrechen vorhanden war. Ein Sohn, der ein Sclave war, konnte kein Eigenthum für sich haben. Julius Cäsar war der erste, der einem Sohne das Recht gab, die im Kriege gemachte Beute für seinen eigenen Gebrauch zu behalten. Da das Gesetz eine einträgliche Profession wurde, so setzte man fest, daß alles dasjenige, was ein Sohn auf diese Weise gewinnen könnte, sein Eigenthum seyn sollte. In Athen hatte ein Mann die Macht über Leben und Tod seiner Kinder; aber da sie keine Sclaven waren, so gehörte ihnen alles, was sie sich erwarben. Bis auf die Zeiten des Diocletian konnte die Heurath eines Sohnes nicht einmahl die Römische väterliche Gewalt aufheben *). Jedoch die Macht Kinder zu verkaufen kam aus der Mode**).

*) l. 1. Cod. cap. de pâtria potestate.
**) l. 10. eod.

Kann man nun wohl an ihrer Grausamkeit gegen andere zweifeln, da die Menschen eine so unnatürliche Gewalt über ihre Kinder hatten, und sie so grausam ausübten, daß man nothwendig ein Gesetz geben mußte, worin das Enterben der Kinder verbothen wurde? Während des zweyten Triumvirats wurden täglich schreckliche Grausamkeiten ohne Mitleiden ausgeübet. Antonius, welcher befohlen hatte, den Cicero zu enthaupten, und seinen Kopf zu ihm zu bringen, betrachtete ihn mit einem wilden Vergnügen; seine Gemahlinn Fulvia faßte ihn an, schlug ihn ins Gesicht, stieß viele heftige Verwünschungen aus, und als sie ihn zwischen ihre Knie gelegt hatte, so zog sie die Zunge heraus, und durchstach sie mit einer Haarnadel. Das Vergnügen, welches die Römer hatten, wilde Thiere in ihrem Circus wider einander losgelassen zu sehen, ist ein deutlicher Beweis von ihrem Geschmacke am Blute, der noch zur Zeit ihrer höchsten Verfeinerung vorhanden war. Der Ädil Scaurus schickte auf einmahl 150 Panterthiere, Pompejus 410, und Augustus 420 zu den öffentlichen Schauspielen nach Rom. Ihre Klopffechtereyen sind kein so deutlicher Beweis von ihrer Wildheit: der Muth und die Geschicklichkeit, die sie bey diesen Gefechten zeigten, verschafften ein männliches Vergnügen, welches gewisser Maßen den Schmerz überwog, wenn man sah, wie diese armen Kerls einander zerschnitten und zerfleischten. Ja man sieht an dem Caligula, Nero, und vielen andern Ungeheuern, welche vom Augustus an über die Römer regieret haben, daß die Römer niemahls

von ihrer Begierde nach Blute geheilet worden. Es ist in neuern Zeiten kein Beyspiel von solchen Ungeheuern in Frankreich, nicht einmahl in der Türkey, ob es gleich unumschränte Monarchien sind.

Die Wildheit wurde im Römischen Reiche durch die Wissenschaften und andere schöne Künste gar sehr gemildert; aber sie erlangte nach dem Einfalle der barbarischen Nationen, welche das Reich zerstörten, eine neue Stärke. Im Jahre 559 verbrannte Clotarius, König von Frankreich, seinen Sohn lebendig, nebst allen seinen Freunden, weil sie sich wider ihn empöret hatten. Die Königinn Brunehaud, welche vom Clotar II. zum Tode verdammt war, wurde durch das Lager am Schweife eines Pferdes geschleppt, bis sie ihren Geist aufgab. Die Wildheit der Europäischen Nationen wurde während der Anarchie des Fehde-Systems ganz unerträglich. Viele Bauern in den nördlichen Provinzen von Frankreich, welche in den bürgerlichen Kriegen zwischen dem Adel erbärmlich gedrückt wurden, geriethen in Verzweiflung, versammelten sich in ganzen Haufen, und beschlossen, den ganzen Adel auszurotten. Eine Partey von ihnen erbrach im Jahre 1358 das Schloß eines Ritters, henkte ihn an einen Galgen, schändete in seiner Gegenwart seine Frau und Töchter, bratete ihn an einem Spiese, nöthigte seine Frau und Kinder, von seinem Fleische zu essen, und beschloß diese schreckliche Scene damit, daß sie die ganze Familie umbrachte,

und das Schloß verbrannte. Da man sie fragte, sagt Froisard, warum sie solche abscheuliche Handlungen begingen, war ihre Antwort: „daß sie eben dieses thäten, was sie bey andern sähen; und daß man den ganzen Adel in der Welt ausrotten müßte." Der Adel war nach erlangter Oberhand eben so grausam. Sie verheerten alles mit Feuer und Schwert, und tödteten einen jeden Bauer, der ihnen in den Weg kam, ohne dabey die Unschuldigen von den Schuldigen zu unterscheiden. Der Graf de Ligny ermunterte seinen Enkel, einen Knaben von funfzehn Jahren, einige Gefangene, die seine Landsleute waren, mit eigner Hand zu tödten; woran auch der junge Mensch, wie Monstrelet sagt, ein großes Vergnügen fand. Müssen nicht die Sitten jener Zeiten mehr als viehisch gewesen seyn! indem nicht einmahl ein Raubthier eher tödtet, als bis es vom Hunger angetrieben wird. Die dritte That des Stehlens aus den Bergwerken in Derby wurde nach einem Gesetze Eduards I. auf folgende Art bestraft: man nagelte eine Hand des Verbrechers auf einen Tisch; und in diesem Zustande wurde er ohne Speise und Trank gelassen, so daß er kein anderes Mittel zur Freyheit hatte, als die eine Hand mit der andern abzuschneiden. Die Barbarey der Engländer machte damahls harte Strafen nothwendig: aber die erwähnte Strafe geht über alle Strenge; sie ist viehische Grausamkeit. Die grausame Behandlung der Juden in den finstern Zeiten der Christenheit ist ein deutlicher Beweis, daß die Christen den Hei-

den an Grausamkeit nichts nachgaben. Gift und Meuchelmord wurden noch in dem letztern Jahrhunderte auf die ausschweifendste Art angewendet. Einige fromme Männer bemüheten sich in mehr als einem Concilio, es dahin zu bringen, daß man den Meuchelmord, als dem göttlichen Gesetze zuwider, verdammen sollte; aber vergebens *).

Ich wünsche die vorhergehende Scene zu mildern; und sie kann auch vielleicht ein wenig gemildert werden. Unter den Barbaren müssen die Strafen blutig seyn, da ihre Körper allein, und nicht ihre Gemüther, den Schmerz empfinden.

Die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in Europa, auf welche eine Verbesserung in der Religion erfolgte, hatte eine

---

*) Es erforderte die Wildheit und Grausamkeit eines barbarischen Zeitalters, um eine Mahomedanische Lehre einzuführen, daß das Schwert das wirksamste Mittel ist, die Menschen zu einer Religion zu bekehren. Die Errichtung der Inquisition will mir nicht erlauben zu sagen, daß die Christen niemahls eine so abscheuliche Lehre in Ausübung brachten: vielmehr übertreffen sie noch die Mahomedaner, indem sie den Ketzern weder in diesem noch in jenem Leben Pardon geben. Die Ewigkeit der Höllenstrafen ist eine Lehre, die eben so wenig mit der Gerechtigkeit, als mit der Güte Gottes bestehen kann.

wundervolle Wirkung in der Besänftigung der Sitten und Beförderung des Nutzens bey der menschlichen Gesellschaft. Unter allen Verbrechen ist der Hochverrath den Umständen nach am meisten verwickelt, und deßwegen ist es auch am schwersten, ihn einzuschränken; zumahl da der Einfluß der Regierung auf die Richter selten eine Vertheidigung verstattet. Und doch werden für dieses Verbrechen die ausgesuchtesten Martern vorbehalten. In England ist die Strafe, den Verbrecher lebendig aufzuschneiden, sein Herz herauszureissen, es um seine Ohren zu schlagen, und in die Flammen zu werfen. Eben diese Strafe dauert noch der Form nach, ob gleich nicht mehr der Wirklichkeit nach: das Herz wird zwar herausgerissen, aber nicht eher, als bis der Verbrecher erdrosselt ist. Auch die Bitterkeit des Religionseifers hat merklich abgenommen. Sagonarola wurde als ein gottloser Betrüger zum Feuer verdammt; aber er wurde erst ingeheim erdrosselt. Die schönen Künste, welche die Sitten verfeinern, eileten damahls in Italien zu ihrer Vollkommenheit. Der berühmte Latimer wurde in England verurtheilt, wegen der Ketzerey verbrannt zu werden; aber man legte ihm Beutel mit Schießpulver unter die Arme, damit er mit dem geringsten Schmerze verbrennen möchte. Sogar Knox, ein hitziger schottischer Reformator, bekennet, daß Wishart erdrosselt worden, ehe man ihn wegen der Ketzerey in das Feuer geworfen habe. Die letzte Verfolgung wider die Jesuiten war so heftig, daß man nicht allein

ihre Personen, sondern auch an vielen Orten ihre Bücher ohne Ausnahme der mathematischen und anderen, wissenschaftlichen Bücher wegschaffte. Diese Verfolgung war in vielen Stücken der Verfolgung wider die Tempelherren ähnlich. Neun und funfzig von den letztern wurden lebendig verbrannt; die erstern waren wirklich weniger unschuldig; und doch herrschet jetzt eine solche Menschlichkeit, daß man nicht einen Tropfen Jesuitischen Blutes vergossen hat. Ein bankerottirter Kaufmann in Schottland wird nach dem Gesetze, wenn er nicht durch unvermeidliches Unglück gelitten hat, verurtheilt, ein buntfärbiges Kleid zu tragen. Dieses Gesetz wird jetzt nicht mehr in Ausübung gebracht, außer wo ein Bankerottirter verdienet, wegen seiner strafbaren Aufführung gebrandmarkt zu werden.

Ich überlasse es meinen Lesern zu entscheiden, ob das folgende letztere Beyspiel der Grausamkeit nicht einem von den oben erwähnten völlig gleich ist. Ein jeder Reisender, der Petersburg während der Regierung der Kaiserinn Elisabeth besuchet hat, muß die Madame Lapouchin, die große Zierde jenes Hofes, kennen. Da ihre Vertraulichkeit mit einem fremden Gesandten sie in den Verdacht gebracht hatte, als ob sie mit ihm einen Anschlag wider die Regierung gefaßt hätte, so wurde sie zur Strafe der Knute verurtheilt. Sie erschien an dem Orte der Strafe in einem artigen Nachtanzuge, welcher ihre Schönheit erhöhete. Die Sanftmuth ihrer

Miene und ihre große Gelassenheit ließ bey den Zuschauern nicht den geringsten Argwohn einer Vergehung übrig: eben so schienen auch ihre Jugend, Schönheit, Lebhaftigkeit und ihr Witz für sie zu reden. — Aber alles vergebens: sie wurde von allen verlassen, und den mürrischen Peinigern übergeben, die sie mit Erstaunen ansah, indem sie zu zweifeln schien, daß dergleichen Zubereitung für sie bestimmt wäre. Da man das Mäntelchen abgerissen hatte, welches ihren Busen bedeckte, so wurde ihre Bescheidenheit beunruhiget, und sie fuhr auf einmahl zurück: sie wurde blaß, und brach in Thränen aus. Einer von den Peinigern zog sie bis auf die Hüften nackend aus, ergriff sie bey beyden Händen, und warf sie auf seinen Rücken, und hob sie einige Zoll von der Erde auf. Der andre Peiniger, welcher ihre zarten Glieder mit seinen rauhen Fäusten angriff, legte sie in die gehörige Lage, daß sie die Strafe empfangen konnte. Sodann ergriff er die Knute, trat einige Schritte zurück, und riß mit einem einzigen Schlage ein Stück Haut von dem Rücken herunter, und wiederhohlte seine Streiche so lange, bis die ganze Haut ihres Rückens in kleine Stücken zerrissen war. Der Peiniger endigte seine Arbeit damit, daß er ihr die Zunge ausschnitt; und hierauf wurde sie nach Siberien verwiesen *).

---

*) Die jetzige Kaiserinn hat einen vortrefflichen Grund zur Verfeinerung ihres Volkes durch ein Gesetzbuch gelegt, welches auf die

Die ursprünglichen Einwohner der Insel Amboyna sind Maleyer. Diejenigen, welche an der Seeküste wohnen, sind den Holländern unterworfen; und die in dem innern Lande wohnen, sind abgesagte Feinde der Holländer, und geben niemahls Pardon. Einem Holländischen Gefangenen, den man fünf Tage ohne Speise einsperrt, wird der Bauch aufgeschnitten, sein Herz heraus gerissen, sein Kopf vom Körper getrennet, und in Specereyen zu einem Siegeszeichen aufbehalten. Diejenigen, welche die größte Anzahl Holländischer Köpfe zeigen können, sind die geehrtesten.

In den letztern Zeiten, da Rache und Grausamkeit alle Gesetze unter die Füße traten, machten die Leute unter sich Verbindungen, um ihr Leben und ihre Güter in Sicherheit zu stellen. Diese Verbindungen waren in Scandinavien und in Schottland gewöhnlich. Sie waren auch

---

Grundsätze der bürgerlichen Freyheit gegründet ist, die Sclaverey und Tortur verbannet, und die größte Achtung für das Leben, Eigenthum und Freyheit aller ihrer Unterthanen ausdrücket. Peter I. verbesserte viele böse Gewohnheiten: da er aber selbst noch in seinen Sitten roh war, so ließ er die Sitten seines Volkes, wie er sie fand. Sollte diese Kaiserinn noch eine lange und glückliche Regierung genießen, so kann sie das schwerste unter allen Unternehmungen, nähmlich die Verfeinerung ihres Volkes, noch zu Stande bringen. Es ist kein Unternehmen für eine Dame von so vielem Verstande zu schwer.

während des Angelsächsischen Zeitpunctes und viele Jahre nach der Eroberung in England gebräuchlich. Allein anstatt daß sie die Gerechtigkeit hätten unterstützen sollen, so beförderten sie mehr, als eine jede andere Ursache, die Anarchie und Verwirrung, indem die Mitglieder einander sogar im Rauben und Morden beschützten. Sie wurden in England durch einen Befehl Richards II. und in Schottland durch wiederhohlte Befehl unterdrücket.

Die rauhen und wilden Sitten sind gemeiniglich mit Grausamkeit verbunden; und daher werden die Sitten der Griechen und Trojaner in der Iliade als vorzüglich rauh und wild vorgestellet. Da die Armeen zum Treffen bereit waren *), so wurden Menesthäus, König von Athen, und Ulysses von Ithaka vom Agamemnon heftig ausgescholten, daß sie noch zauderten, da andere schon vorgerückt wären. In dem V. Buche der Iliade wirft Sarpedon dem Hektor seine Feigheit vor; und Tlepolemus, der mit dem Sarpedon sich in ein Gefecht einlassen will, greift ihn erst mit schimpflichen und höhnischen Worten an. Hektor wird ebenfalls vom Glaukus, Sarpedons Freunde, ausgescholten, daß er den todten Körper des Sarpedon von den Griechen nicht befreyen kann.

Die rauhen und wilden Sitten brachten auch die Sclaverey hervor; und die Sclaverey

*) Iliade B. IV.

nährete die rauhen und wilden Sitten, indem sie ihnen eine beständige Übung gab. Das grausame Betragen der Spartaner gegen die Heloten, ihre Sclaven, ist ein Vorwurf des ganzen menschlichen Geschlechts. Man verhinderte sie, außer der härtesten Mißhandlung, sich zu vermehren, indem man sie geradezu ermordete und nieder hieb. Warum machte nun eine solche Grausamkeit die Spartaner nicht verhaßt, anstatt daß sie von ihren Nachbarn als das tugendhafteste Volk in Griechenland geehret wurden? Es kann nur eine Ursache seyn, nähmlich, daß die Griechen insgesammt grausam waren, und die Spartaner vielleicht ein wenig mehr als die übrigen. In Rom lag ein Sclave an der Thüre eines jeden großen Hauses an Ketten gebunden, und ließ die eingeladenen Gäste hinein: konnte wohl jemand anders als Barbaren ein solches Schauspiel ohne Schmerzen ansehen? Wenn man einen Römischen Bürger in seinem Hause ermordet fand, so wurden alle seine Hausclaven, deren vielleicht zwey oder dreyhundert waren, ohne Barmherzigkeit umgebracht, wofern sie nicht den Mörder entdecken konnten. Ein solches grausames und ungerechtes Gesetz würde niemahls unter einem Volke von einiger Menschlichkeit Statt gefunden haben.

Woher rühren die rauhen und wilden Sitten unserer Westindischen Plantagen-Besitzer wohl anders her, als von der uneingeschränkten Freyheit, ihren Zorn gegen ihre Negersclaven aus-

zulassen? Warum sind die Fuhrleute gemeiniglich eine rauhe Art von Menschen? Ohne Zweifel deßwegen, weil die Pferde, ihre Sclaven, sich ihnen ohne Widerstand unterwerfen. Ein scharfsinniger Schriftsteller, welcher Guiana in dem südlichen Theile von Amerika beschreibt, macht die Anmerkung, daß man die Neger, die weit zahlreicher als die Weißen sind, durch eine strenge Zucht in Furcht erhalten müsse. Er bemüht sich sogar, diese Gewohnheit zu rechtfertigen, indem er behauptet, daß sie nicht allein die Sicherheit der weißen Einwohner beförderе, sondern auch die Sclaven selbst weniger unglücklich mache. Der Zustand der Sclaven muß in der That sehr traurig seyn, wenn die harte Behandlung derselben etwas beytragen soll, sie weniger unglücklich zu machen. Ein solches Urtheil kann nur bey rohen und gewinnsüchtigen Europäischen Plantagen-Besitzern Beyfall finden: ich aber glaube vielmehr, daß die harte Behandlung dieser armen Leute mehr dem Geitze ihrer Herren, als ihrer eignen Verderbniß zuzuschreiben sey. Es ist freylich eine traurige Wahrheit, daß man die Sclaven zu allen Zeiten sehr hart gehalten hat. Ich weiß nur eine einzige Ausnahme, die ich zur Ehre der Mandingo-Neger gern anführe. Ihre Sclaven, die zahlreich sind, werden sehr gut gehalten, besonders die Weiber, die gemeiniglich so wohl gekleidet sind, daß man sie von den freyen Frauenzimmern nicht unterscheiden kann.

Viele politische Schriftsteller halten dafür,

daß die Sclaverey auf Lebenszeit und zu harter Arbeit für Verbrechen, die nur vom Geitze herrühren, eine angemessenere Strafe seyn würde, als der Tod. Ich würde dieser Meinung beypflichten, wenn ich nicht folgende Betrachtung dabey machen müßte, daß der beständige Anblick solcher Verbrecher die Herzen der Zuschauer verhärten, und das Mitleiden als eine moralische Hauptleidenschaft ausrotten würde. Man betrachte nur die Aufführung der Holländer auf der Insel Amboyna. Ein Landeseingeborner, der einen Diebstahl begangen hat, wird seiner Ohren und Nase beraubt, und auf Lebenszeit zum Sclaven gemacht. William Funnel, der im Jahre 1705 daselbst war, erzählet, daß 500 von diesen Unglücklichen im Gefängnisse gewesen, und niemahls ausgehen dürfen, als Holz zu sägen, Steine zu schneiden, oder schwere Lasten zu tragen. Ihre Speise ist ein wenig schlechter Reiß in Wasser gekocht, und ihr Bette ist der harte Erdboden. Was noch schlimmer ist, so werden arme Leute, die in Schulden gerathen, den Bedienten der Ostindischen Compagnie überschickt, die sie alsdenn unter ihre Sclaven zur Arbeit schicken, und ihnen täglich zwey Pence geben, welche den Gläubigern zu Gute kommen. Eine Nation muß gar keine Barmherzigkeit haben, die eine solche Unmenschlichkeit durch Gesetze einführen kann; allein die Zeit hat diese Gewohnheit bey den Holländern schon so eingeführet, daß sie das vielfältige Elend ihrer Nebengeschöpfe mit völliger Gleichgültigkeit ansehen können. Es scheint zwar, daß

eine solche Strafe zur Verhinderung des Diebstahls wirksamer seyn würde, als der Tod; kann man aber wohl daran zweifeln, daß die Gesellschaft durch Ausrottung des Mitleidens und der Menschlichkeit mehr leiden würde, als sie durch den Tod eines Diebes gewinnen könnte? Die Holländer, so grausam sie auch gegen die Landeseinwohner sind, haben doch zu gleicher Zeit eine ausnehmende Höflichkeit gegen einander; und es wird selten einer von ihnen, außer wegen einer Mordthat, bestraft; eine geringe Summe kann ihnen für ein jedes anderes Verbrechen Pardon verschaffen.

Mit den rohen Sitten ist auch ein gewisser Grad der Grobheit und Unartigkeit verbunden. Die Sitten der Griechen, wie sie Plautus und Terenz nach dem Menander und andern Griechischen Komödienschreibern vorgestellt haben, waren ausnehmend grob; so wie man es von einem Volke erwarten kann, welches ohne Umgang mit tugendhaften Frauenzimmern unter seinen Sclaven lebte. Die Aufführung des Demosthenes und Aeschines gegen einander in ihren Reden ist sehr grob. Allein Athen war eine Demokratie; und eine Demokratie ist vor allen andern Regierungsarten ausnehmend frey und roh. In der Athenienſischen Komödie werden weder Götter noch Menschen geschonet. Die ehrwürdigsten Personen der Republik werden in den Komödien des Aristophanes, die an Verläumdung ganz voll sind, dem Nahmen nach lächerlich gemacht. In dem dritten Acte der

Andromache, einer Tragödie des Euripides, gerathen Peleus und Menelaus, Könige von Thessalien und Sparta, in die unanständigste Zänkerey; indem Menelaus schwöret, daß er sein Schlachtopfer nicht aufgeben wolle, und Peleus drohet, ihn mit seinem Stabe zu Boden zu schlagen. Die Sitten des Jason, in der Tragödie Medea des Euripides, sind ausnehmend unartig. Er bezeuget in der Gegenwart seiner Gemahlinn Medea mit einer unerhörten Undankbarkeit seine Liebe gegen die Tochter des Königes von Corinth, und bekommt sie zur Gemahlinn. Er bemühet sich, anstatt eine Person zu fliehen, die er so sehr beleidigt hatte, sich vielmehr auf eine sehr schlaue Art gegen sie zu entschuldigen, „daß er wie sie ohne Hülfe ein Landesverwiesener wäre; und daß seine Heurath ihnen und ihren Kindern mächtige Freunde verschaffen würde." Konnte er sich wohl einbilden, daß eine solche kahle Entschuldigung ein vernünftiges Frauenzimmer rühren würde? Jedoch das auffallendste Gemählde unartiger Sitten wird in der Tragödie Alcestes vorgestellet. Admetus beredet die Alcestes, seine geliebte Gemahlinn, an seiner Statt zu sterben. Was für ein Barbar muß derjenige Mann seyn, der auf eine solche Bedingung nach dem Leben greift? Wie lächerlich ist die hochtrabende Rede des Admetus, daß, wenn er Orpheus wäre, er in die Hölle eindringen, dem dreyköpfigen Cerberus Trotz biethen, und seine Gemahlinn der Erde wieder geben wollte! Und wie unanständig redet er nicht gegen seinen Vater, weil er

sich weigerte, für ihn zu sterben! Was für einen Vorwand konnte das Ungeheuer haben, sich über seinen Vater zu beklagen, da er selbst auf eine so unanständige Weise das Leben liebte, daß er sogar seine geliebte Gemahlinn bath, für ihn zu sterben? Man kann aber wohl keinen stärkern Beweis von der Unartigkeit in den Sitten der Griechen erlangen, als wenn man höret, daß sie die ganze Welt, außer sich selbst, für Barbaren hielten. Jedoch in diesem Stücke sind sie nicht die einzigen. Obgleich die Tartarn, wie oben erwähnt worden, sehr schmutzige Esser, und auf eine säuische Weise unflätig waren, so waren sie doch ausnehmend stolz, und verachteten, wie die Griechen, eine jede andere Nation. Die Leute von Congo glauben, die Welt sey das Werk der Engel; ausgenommen ihr eigenes Land, welches sie für das Werk des höchsten Baumeisters halten. Die Grönländer haben von sich selbst einen sehr hohen Begriff; und ingeheim spotten sie über die Europäer, oder Kablunets, wie sie dieselben nennen. Sie verachten die Künste und Wissenschaften, und bilden sich viel ein auf ihre Geschicklichkeit, die Meerschweine zu fangen, welche sie für die einzige nützliche Kunst halten. Sie glauben, daß sie das einzige höfliche und artige Volk sind; und wenn sie einen sittsamen Fremden sehen, so sagen sie: „Er fängt an, ein Mensch zu seyn;" das heißt, einem von ihnen selbst gleich zu seyn.

Die Römischen Sitten waren so grob und unartig, daß das Peitschen eine Strafe war, die

man den Officieren von der Armee, und sogar den Hauptleuten, noch anthat *). Zeigt es nicht eine groſse Grobheit der Sitten an, wenn man diejenigen Theile des Leibes, welche die Schamhaftigkeit zu verbergen suchet, mit deutlichen Worten ausdrücket? Und doch ist dieses in den Griechischen und Römischen Schriftstellern gewöhnlich. In den Cyclopen des Euripides wird ein Auftritt von dem Laster wider die Natur auf eine sehr unehrbare Weise, und ohne alle Verstellung, aufgeführet. Wie unartig muß der Mann gewesen seyn, der sich ganz ernsthaft niedersetzen konnte, ein solches Stück zu verfertigen! Und wie liederlich müssen die Zuschauer gewesen seyn, die eine solche Scene mit ansehen konnten, ohne sie auszuzischen! Nächst der Unanständigkeit, seine eigene Blöße in einer guten Gesellschaft zu zeigen, ist auch das Reden davon ohne Zurückhaltung sehr unehrbar. Horaz ist voller Zoten, und Martial nicht weniger. Aber ich tadle keinen von ihnen, und eben so wenig die Königinn von Navarra wegen ihren Erzählungen; denn sie schrieben nach den Sitten ihrer Zeiten. Ich tadle die Sitten, und nicht die Schriftsteller. Eine Frau, die man im Ehebruche ergriffen hatte, wurde auf öffentlicher Straße allen Vorbeygehenden ausgesetzt, und die ganze Zeit über eine Glocke geläutet. Diese abscheuliche Gewohnheit wurde von dem Kaiser Theodosius abgeschafft **).

---

*) Jul. Capitolinus in Vita Albini.
*) Socrates Hist. Eccles. I. 5. c. 18.

Die Sitten von Europa waren vor der Wiederherstellung der Wissenschaften nicht weniger grob, als grausam. In den Chartulairen Carls des Großen ist den Richtern gebothen nur des Morgens mit leerem Magen Gericht zu halten. Man sieht daraus, daß sich die Leute in jenen Zeiten nicht schämten, sogar in einem Gerichtshofe betrunken zu seyn. Es war sowohl in Frankreich als auch in Italien gewöhnlich, alle gemeinen Huren in der Nachbarschaft zusammen zu bringen, und sie zur Lust um die Wette laufen zu lassen. Verschiedene Feudal-Herrschaften geben einen deutlichen Beweis von niedrigen und groben Sitten. Struvius erwähnt eine solche Herrschaft, welche den Unterthan verband, an dem Geburtstage seines Herrn zu tanzen, und vor ihm zu farzen. Der Hosenlatz, welcher vor wenigen Jahrhunderten ein Stück von dem Anzuge eines Mannes ausmachte, und nach und nach zu einer ungeheuern Größe stieg, bezeuget die schändlich groben Sitten; und doch war es eine bescheidene Zierrath in Vergleichung mit derjenigen, welche während der Regierung Ludwigs XI. in Frankreich gewöhnlich war, und die Figur von den Geburtsgliedern eines Mannes ausmachte, die man auf dem Rocke oder Hosen trug. In eben dem Zeitpuncte war das Urtheil des Paris ein theatralisches Lieblingsstück: drey ganz nackende Weibspersonen stellten die drey Göttinnen, Juno, Venus und Minerva vor. Die schimpflichen Zunahmen, die nicht vor langer Zeit gewöhnlich waren, sind ein Beyspiel von eben der Grobheit der Sitten; denn einem Menschen einen solchen

Zunahmen zu geben, heißt eben so viel, als ihm mit einer verächtlichen Vertraulichkeit begegnen. Im dreyzehnten Jahrhunderte wollten viele Geistliche das Sacrament des heiligen Abendmahls nicht verwalten, wenn sie nicht dafür bezahlt wurden.

Das Fluchen, als eine Ausfüllung der Rede, ist ein starkes Zeichen von rohen und groben Sitten. Das Fluchen und Schwören herrschet unter allen barbarischen Nationen. Sogar die Frauenspersonen im Plautus schwören ganz fließend. Das Schwören herrschte in Spanien und Frankreich, bis es durch artige Sitten vertrieben wurde. Unsere Königinn Elisabeth war eine starke Flucherinn; und der Englische Pöbel, der gröber ist als ihre Nachbarn, ist wegen dieses Lasters bey Fremden sehr bekannt. Obgleich das Schwören zur Bestärkung eines Ausdrucks an sich nicht ganz unsittlich ist; so ist es doch in seinen Folgen schädlich, weil es heilige Nahmen zu geläufig macht. Gottesbart, der gewöhnliche Fluch des William Rufus, gibt ein Bild von unserm Schöpfer als einem alten Manne mit einem langen Barte. Das Parlement hat wider das Fluchen mehr als eine Acte vergebens gemacht; es ist leicht, der Strafe zu entgehen, wenn man neue Flüche erfindet; und da dieses Laster aus einem Überflusse an Lebensgeistern herrühret, so trotzen die Leute in diesem Zustande allen Strafen. Die höflichen Sitten sind die einzige wirksame Cur dieser Krankheit.

Wenn ein Volk anfängt, sich aus der Barba-

rey zu erheben, so kommen anstatt der Bitterkeit und Rache lärmende Lustbarkeiten und rohe Scherze. Es war noch vor einem Jahrhunderte gewöhnlich, daß die Bedienten des Gerichtshofes in Schottland am letzten Tage der Session in eine lärmende Lust und Geschrey ausbrachen, und Beutel, Staub, Sand oder Steine um sich herum warfen. Wir haben einen unläugbaren Beweis von diesem unordentlichen Gebrauche aus einer Acte dieses Gerichtshofes, worin er unter schwerer Strafe, als dem Gerichtshofe unanständig, und der Höflichkeit, die an einem solchen Orte nöthig ist, ganz zuwider, verbothen wird *).

Und dieses führet uns auf die Niedrigkeit der alten Sitten, welche von der Simplicität der Sitten deutlich unterschieden ist; die letztere ist angenehm, aber nicht die erstere. Unter den alten Egyptiern war es ein Zeichen einer großen Hochachtung, einen Menschen mit Speisen zu überladen. Joseph, des Königs erster Minister, gab dem Benjamin, um ihn vor seinen Brüdern zu ehren, fünfmahl mehr zu essen, als den andern **). Die Griechen gaben bey ihren Festins ihren Helden durch eine doppelte Portion einen Vorzug ***). Ulysses schnitt ein fettes

---

*) Acte von Sederunt den 21. Febr. 1663.

**) 1 B. Mos. 43. v. 34.

***) Odyss. B. VIII. und XV.

Stück aus dem Rücken eines wilden Schweins für Demodokus den Barden *). Eben diese ehrfurchtsvolle Höflichkeit wird gegenwärtig unter den Amerikanischen Wilden beobachtet; und so sehr sind alle Menschen bey ähnlichen Umständen einander gleich. Telemach **) klaget heftig über die Freyer der Penelope, daß sie Vielfraße wären, und sein Rind- und Schöpsenfleisch verzehrten. Das ganze vierzehnte Buch der Odyssee, welches die Aufnahme des Ulysses von dem Eumeus, dem Schweinehirten, enthält, ist erbärmlich niedrig. Die Sitten müssen gewiß grob und niedrig seyn, wo gemeine Bettler zu den Festins der Fürsten kommen dürfen, und aus ihren Händen kleine Stücken bekommen ***). In Rom brachte ein jeder Gast seine eigene Serviette zu einem Gastmahle. Ein Sclave trug sie nach Hause, wie sie mit allem, was von der Mahlzeit übrig geblieben, angefüllet war. Sophokles in seiner Tragödie Iphigenia in Aulis stellet die Klytemnestra vor, wie sie von ihrem Wagen herab steigt, und mit der Sorgfalt und Genauigkeit einer Aufwärterinn ihre Bedienten vermahnet, nach der Bagage zu sehen. Homer mahlet mit lebhaften Farben die Reichthümer der Phäacier, ihre Einsicht in die Schifffahrt, und die

---

*) Odyss. B. VIII.

**) Odyss. B. II.

***) Odyss. B. XVII. und XVIII.

Pracht des königlichen Hofes, seines Pallastes und der öffentlichen Gebäude; aber in eben demselben Athem die Nausicaa, des Königs Tochter, wie sie auf einem Wagen voll schmutziger Wäsche zu dem Flusse fähret, und daselbst nebst ihren Mägden waschen will. Vielleicht wird man hierbey sagen, daß dergleichen Umstände, so niedrig sie auch unserer Meinung nach sind, den Griechen ganz anders vorgekommen. Hätten sie den Griechen niedrig geschienen, so würde ihr größter Dichter sie nicht eingeführet haben. Allein was beweist dieses wohl anders, als daß die Griechen in ihren Sitten niedrig waren? Ihre Sitten stimmten nicht mit der Feinheit ihres Geschmacks in den schönen Künsten überein. Man kann es auch nicht erwarten, daß sie damit über einstimmen sollten, da die Griechen die artige Gesellschaft mit Frauenzimmern nicht kannten, welche die Aufführung verfeinert, und die Sitten erhabener macht. Die ersten Könige in Griechenland wurden erwählet, und hatten keine andere Macht, als ihre Armeen zur Zeit des Krieges zu commandiren; welches der Regierungsart ähnlich ist, die noch gegenwärtig in der Erdenge von Darien gefunden wird. Sie hatten keine geschriebenen Gesetze, sondern wurden bloß durch die Gewohnheit regieret. Man hielt es für anständig, vom Raube zu leben; denn sie meinten, daß die Vorschriften der Gerechtigkeit nicht bestimmt wären, die Mächtigen einzuschränken. Alle Fremden wurden wie bey den Römern für Feinde gehalten, und die Wirthshäuser waren unbekannt, weil die Leute zu Hause lebten, und

wenig Umgang mit ihrer eigenen Nation hatten. Die Wirthshäuser waren in Deutschland unbekannt; und sie sind noch heut zu Tage in den entfernten Gegenden der Hochländer von Schottland unbekannt; aber aus einer entgegen stehenden Ursache, weil die Gastfreyheit unter den alten Deutschen vornähmlich herrschte, und noch eben so sehr unter unsern Hochländern herrschet, so daß es ein Herr für einen Schimpf ansieht, wenn ein Freunder sein Haus vorbey geht. Bey einer Zusammenkunft zwischen dem Franciscus I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England hatten die zwey Könige unter andern Schauspielen zur öffentlichen Belustigung ein Balgen angestellt. Hatten sie denn vergessen, daß sie regierende Fürsten waren?

Man sollte denken, daß der Krieg ein zu rauher Boden zum Wachsthume der guten Sitten wäre; und doch findet man, daß er nicht allezeit ein solches Wachsthum gänzlich ausschließt. Der Krieg zwischen zwey kleinen Stämmen ist zwar sehr wild und grausam; aber ein großer Staat mildert die Rache, indem er sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider den andern Staat überhaupt richtet. Wir kennen keine andern Feinde, als diejenigen, die in Waffen sind; und wir haben keinen Zorn wider andere, sondern finden vielmehr ein Vergnügen darin, ihnen mit Leutseligkeit zu begegnen. Die Grausamkeit, welche auf diese Weise wenige einzelne Menschen im Kriege zu ihren Gegenständen hat, nimmt natürlicher Weise ab; und die Großmuth verwan-

delt dagegen die Soldaten aus Thieren in Helden. Es war vor einiger Zeit in Frankreich gewöhnlich, eine Schlacht anzubiethen; und man hielt es für unanständig sie auszuschlagen, so ungleich auch die Parteyen seyn möchten. Hier war der Heldenmuth ohne Klugheit; es ist aber bey allen Verbesserungen natürlich, daß man leicht von einer Ausschweifung in die andere fällt. So lange der König von England noch einige Besitzungen in Frankreich hatte, so war der Krieg zwischen den zwey Nationen fast immerwährend, den man aber mit mehrerer Großmuth zu führen pflegte, als zwischen alten Feinden gewöhnlich ist. Es wurde zur Gewohnheit, daß man den Gefangenen auf ihr bloßes Wort an einem gesetzten Tage mit ihrer Ranzion zurück zu kehren ihre Freyheit gab. Eben dieses war in den Kriegen an den Gränzen zwischen den Engländern und Schottländern unter einem Könige gewöhnlich. Beyde Parteyen fanden bey einer so anständigen Aufführung auf gleiche Weise ihre Rechnung. Eduard, der Prinz von Wallis, nahm in einer Schlacht wider die Franzosen den berühmten Bertrand du Guesclin gefangen. Er weigerte sich lange, eine Ranzion anzunehmen; da er aber von dem Gerüchte, als ob er sich vor diesem Helden fürchtete, Nachricht bekam, so setzte er ihn sogleich ohne Ranzion in Freyheit. Man wird dieses vielleicht für unbesonnen oder einfältig halten; allein ist die Liebe zum Ruhme wohl weniger lobenswürdig, als die Liebe zu Eroberungen? Der Herzog von Guise blieb als Sieger in der Schlacht von Dreux die ganze

Nacht auf dem Schlachtfelde, und räumte dem Prinzen von Conde, seinem Gefangenen, einen Theil seines Bettes ein, wo sie wie Brüder beysammen lagen. Der Ritter Bayart, Befehlshaber einer Französischen Armee im Jahre 1724, setzte sich mit einer empfangenen tödtlichen Wunde auf seinem Rückzuge unter einen Baum, richtete aber sein Gesicht immer noch gegen die Feinde. Der Marquis von Pescara, der General der kaiserlichen Truppen, der ihn in dieser Stellung todt fand, bewies bey dieser Gelegenheit die Großmuth eines tapfern Feindes; er ließ seinen Körper einbalsamiren, und überschickte ihn seinen Anverwandten mit den größten Ehrenbezeugungen. Die Großmuth und der Heldenmuth, wovon die Wohlgewogenheit ein wesentliches Stück ist, können mit der Grausamkeit, Treulosigkeit, oder einer jeden andern kriechenden Leidenschaft niemahls bestehen. Diese anständige Aufführung im Kriege ist wohl nie vollkommener beobachtet worden, als in den Kriegen zwischen den Engländern und Schottländern an den Gränzen vor der Vereinigung der beyden Kronen. In der Nacht nach der Schlacht bey Otterburn lagen die Sieger und Überwundenen in einem Lager unter einander, ohne die geringste Gefahr von beyden Seiten zu vermuthen. Die Sitten der alten Krieger waren sehr verschieden. Der Held des Homers, der zwar mehr körperliche Stärke als alle andere hatte, macht sich doch einen jeden Vortheil über seinen Feind zu Nutze, und fühlet niemahls einiges Mitleiden oder Reue. Die Staatskunst der Griechen und Römer im Kriege bestand dar-

in, daß sie den feindlichen Staat durch Verwüstung seiner Länder und Zerstreuung seines Volks zu schwächen suchten. Bey uns herrschet auch die Leutseligkeit sogar im Kriege. Die unbewaffneten Leute sind ganz sicher, welches viel unschuldiges Blut erspart. Die Gefangenen werden nach einer bezahlten Ranzion in Freyheit gesetzt; und durch die letztern Verbesserungen in den Sitten ist auch sogar diese Gewohnheit abgekommen, und man hat einen anständigern Gebrauch, nähmlich ein Cartell, zur Auswechslung der Gefangenen eingeführet. Die Höflichkeit wurde in unserm letztern Kriege mit Frankreich durch einen Vergleich zwischen dem Herzoge von Noailles und dem Grafen von Stair, daß die Hospitäler vor allen Feindseligkeiten sicher seyn sollten, immer noch höher gebracht. Die Leutseligkeit des Herzogs von Randan in eben dem Kriege macht unsern jetzigen Zeiten wegen der Menschlichkeit gegen die Feinde eine wahre Ehre. Da die Französischen Truppen genöthiget waren, ihre Eroberungen in dem Churfürstenthume Hannover fahren zu lassen, so verbrannten ihre Generale überall ihre Magazine, und plünderten die Leute. Der Herzog von Randan, welcher in der Stadt Hannover commandirte, übergab dem Magistrate seine Magazine, und verlangte, daß man sie unter die Armen austheilen sollte, und war über dieses noch ausnehmend bemüht, seine Soldaten von Ausübung einiger Gewaltthätigkeiten abzuhalten *).

*) Ein solches liebreiches Betragen eines Feindes, von welchem man nichts als Schaden erwar-

tet, ist ein merkwürdiges Beyspiel der Menschenliebe; und ein ähnliches von einem Manne, der von keinem so hohen Range war, ist nicht weniger merkwürdig. Da Herr Thurot in unserm letzten Kriege mit Frankreich an der Küste von Schottland mit drey bewaffneten Schiffen erschien, so verwandelte sich das erstere ausgebreitete Schrecken bald in Bewunderung, welche seine Menschenliebe einflößte. Er bezahlte alles, was er brauchte, mit barem Gelde, und bezeigte überhaupt so viele Leutseligkeit, daß es ein Landmann wagte, sich bey ihm über einen Officier zu beschweren, der ihm 50 oder 60 Guineen abgenommen hatte: der Officier bekannte die That; aber er sagte, daß er das Geld unter seine Leute vertheilt hätte. Thurot befahl, daß der Officier seinen Schein für das Geld geben sollte, welches ihm hernach bey ihrer glücklichen Zurückkunft nach Frankreich von seinem Gehalte sollte abgezogen werden. Man vergleiche diesen Fall mit der Begebenheit, die in der Römischen Historie von dem Scipio gerühmt wird, der eine schöne Braut ihrem Bräutigam wieder zustellte; so wird man sehen, daß er bey der Vergleichung nichts verliert. Ein anderes Beyspiel ist nicht weniger merkwürdig. Einer von seinen Officieren gab einen Wechsel auf einen Kaufmann in Frankreich für Lebensmittel, die er von ihm gekauft hatte. Thurot, der zufälliger Weise den Wechsel gesehen hatte, sagte es dem Landmann, daß er nichts werth sey, und gab dem Officier wegen des Betruges einen derben Verweis, und nöthigte ihn, einen Wechsel auf einen Kaufmann zu geben, von

tergange zu beschützen, liefert einen deutlichen Beweis von der wilden Grausamkeit, die in den vorigen Zeiten herrschte. Allein solche Festungen sind durch das Wachsthum der Menschenliebe immer weniger geworden; und sie dienen gegenwärtig bloß dazu, um sich wider den feindlichen Einfall zu vertheidigen; wozu eine

---

welchem er wußte, daß er das Geld bezahlen würde. Zu eben der Zeit waren die Leute des Thurots sehr unwillig und zur Meuterey geneigt. Würde nicht Thurot bey solchen Umständen zu entschuldigen gewesen seyn, wenn er einen Betrug verstattet hätte, wozu er nichts beytrug? Allein er handelte sogar bey der Gefahr einer Meuterey noch nach der strengsten Ehre. Eine allgemeine Redlichkeit bey einem Feinde ist im Kriege eben nicht gewöhnlich. Thurot war in solchen Umständen noch aufs genaueste redlich, so daß er die Ausübung der allgemeinen Redlichkeit zu einer Handlung der höchsten Großmuth machte. Diese Begebenheiten sollten den Fürsten als Beyspiele des wahren Heldenmuths vorgestellt werden. Ein auf solche Weise geführter Krieg würde anstatt der Verwüstung und des Schreckens in ein schönes Feld zur Erlangung eines wahren kriegerischen Ruhms und zur Ausübung männlicher Tugenden verwandelt werden. Ich empfinde hierbey das größte Vergnügen, daß ich zum Ruhme des Andenkens von diesem großen Manne etwas beytragen kann. Er wird bey einem jeden redlichen Britten im Andenken bleiben, ob er gleich im Gefechte wider uns starb. Allein er starb auf dem Bette der Ehre, da er für sein Vaterland focht.

kleine Festung, die für die Besatzung zureichend ist, vollkommen dienen kann; indem sie mit wenigern Unkosten errichtet wird, und nur für die Besatzung den nöthigen Unterhalt anschaffen darf.

Bey dem Wachsthume der Gesellschaft ist gemeiniglich ein merkwürdiger Zeitpunct, da die geselligen und ungeselligen Leidenschaften auf gleiche Weise zu regieren scheinen, und wechselweise herrschend sind. In der Geschichte von den Nachfolgern Alexanders des großen sind häufige Beyspiele der Grausamkeit, welche der Grausamkeit der Amerikanischen Wilden gleich sind; und eben so häufige Beyspiele von Dankbarkeit, Großmuth und Gnade, welche sehr verfeinerte Sitten anzeigen. Ptolemäus von Egypten, welcher einen vollkommenen Sieg über den Demetrius, den Sohn des Antigonus, erfochten hatte, gab ihm seine Equipage, seine Freunde, und seine Bedienten wieder, und sagte, „daß sie nicht wegen der Beute, sondern um des Ruhms willen Krieg führten." Demetrius, welcher einen von des Ptolemäus Generalen geschlagen hatte, freute sich nicht so sehr über den Sieg, als über die bequeme Gelegenheit, seinen Gegner in der Leutseligkeit zu übertreffen. Eben dieser Demetrius, welcher den Athenienfern ihre Freyheit wieder verschafft hatte, wurde von ihnen als ein Halbgott verehret; und doch wurden ihm in seinem Unglücke ihre Thore verschlossen. Nach einer Veränderung des Glücks belagerte er Athen, und beschloß, dieses rebellische Volk zu züchtigen. Er ließ die Einwohner in dem Thea-

ter zusammen kommen, umringte sie mit seiner Armee, und machte Anstalten, als ob er sie alle ermorden wollte. Allein ihr Schrecken dauerte nicht lange; er kündigte ihnen Pardon an, und gab ihnen 100000 Maß Weitzen. Der oben erwähnte Ptolemäus, welcher bey der Belagerung von Tyrus den Gouverneur Andronicus zur Übergabe aufforderte, bekam eine beleidigende und verächtliche Antwort. Die Stadt wurde eingenommen, und Andronicus hielt sich selbst für verloren; aber der König, welcher es für unanständig hielt, die Beleidigung gegen einen Niedern, der jetzt sein Gefangener war, zu rächen, vergab nicht allein die angethane Beleidigung, sondern bat auch den Andronicus, sein Freund zu seyn. Eduard, der schwarze Fürst, ist ein Beyspiel von verfeinerten Sitten, welche wie Feuerfunken durch die Dunkelheit der Barbarey hervorbrachen. Kaiser Carl V., welcher 30000 Mann bey der Belagerung von Metz verloren hatte, mußte sich auf eine schimpfliche Weise zurück ziehen, und sein Lager mit Verwundeten und Todten zurück lassen. Ob nun gleich der Krieg zwischen ihm und dem Könige von Frankreich mit ungewöhnlicher Bitterkeit geführt wurde, so bewies doch der Herzog von Guise, als Gouverneur der Stadt, in jenen barbarischen Zeiten eine solche Menschenliebe, welche sogar unsern Zeiten Ehre machen würde. Er ließ einen großen Vorrath an Speise für diejenigen zuführen, welche vor Hunger sterben wollten; er ernannte Wundärzte, den Kranken und Verwundeten beyzustehen; er ließ diejenigen, wel-

che die Bewegung vertragen konnten, in die benachbarten Dörfer bringen, und nahm die übrigen in die Hospitäler auf, die er für seine eigenen Soldaten errichtet hatte; und diejenigen, welche ihre Gesundheit wieder erlangt hatten, wurden mit einem Reisegelde nach Hause geschickt.

In demjenigen Zeitpuncte, der zwischen der Barbarey und Menschenliebe fällt, fehlet es nicht an Beyspielen von entgegen gesetzten Leidenschaften in eben der Person, welche wechselsweise herrschend sind; so daß ein Mensch in einem Augenblicke milde nnd gütig, und in dem andern hart und grausam seyn kann. Zur Bestätigung dieser Anmerkung werde ich hier zwey Monarchen anführen, die viele Jahre hindurch ihr eigenes Volk unglücklich machten, und Europa beunruhigten, nähmlich den Kaiser Carl, und den Französischen König Franciscus. Der Kaiser, der durch widrige Winde an die Küste von Frankreich getrieben war, wurde vom Franciscus eingeladen, da er eben damahls in der Nachbarschaft war, seine Zuflucht in seine Staaten zu nehmen, und ihm zu gleicher Zeit eine Zusammenkunft zu Aigues-Mortes, einer See-Stadt, vorgeschlagen. Der Kaiser begab sich sogleich in seiner Galeere dahin; und Franciscus, welcher sich auf die Ehre des Kaisers verließ, besuchte ihn auf seinem Schiffe, und wurde mit allen Zeichen der Gewogenheit empfangen. Am folgenden Tage erwiederte der Kaiser das in ihn gesetzte Vertrauen: er stieg zu Aigues-Mortes mit eben so weniger Behutsamkeit ans

Land, und fand eine gleich aufrichtige Aufnahme. Man wird kaum glauben, daß eine solche Aufführung mit der menschlichen Natur bestehen könne, da sie 20 Jahre offenbare Feindseligkeiten oder geheime Feindschaft unterhalten, und sich einander zu einem Zweykampfe heraus gefordert hatten; und da der Kaiser wider den Franciscus als einen Herrn ohne Ehre öffentlich losgezogen, und Franciscus den Kaiser als den Mörder seines eigenen Sohnes angeklagt hatte. Allein diese Monarchen lebten in einer Zeit, die sich von der Grausamkeit zur Menschenliebe neigte; und solche Zeiten haben oft erstaunliche Veränderungen der Gemüthsart und der Aufführung. In den gegenwärtigen Zeiten sind solche Veränderungen ganz unbekannt.

Die Eroberung hat nicht allezeit einerley Wirkung auf die Sitten der Überwundenen. Die Tartarn, welche China im dreyzehnten Jahrhunderte eroberten, nahmen sogleich die Chinesischen Sitten an. Die Regierung, Gesetze, und Gebräuche blieben unverändert, und eben dieses geschah auch bey ihrer zweyten Eroberung von China im siebzehnten Jahrhunderte. Die barbarischen Nationen, welche das Römische Reich zerstörten, nahmen die Gesetze, Gebräuche und Sitten der Überwundenen an. Das Schicksal des Griechischen Reichs hingegen war ganz verschieden, da es die Türken einnahmen. Diese kriegerische Nation führte überall ihre eigenen Gesetze und Sitten ein, und sie sind jetzt noch ein eben so verschiedenes Volk, als jemahls. Die

Tartarn und die Barbaren, welche das Römische Reich über den Haufen warfen, waren beyde roh und unwissend, ohne Gesetze und ohne Regierungsform. Solche Nationen nehmen gern die Gesetze und Sitten eines verfeinerten Volkes an, die sie bewundern. die Türken hatten Gesetze und eine ordentliche Regierung; und die Griechen waren bey ihrer Bezwingung durch Schwelgerey und Wollust Gegenstände der Verachtung, und nicht der Nachahmung geworden.

Die Verfolgung hat bey den Sitten einen großen Einfluß. Die Art des Verfahrens bey der Inquisition setzet die Inquisitoren in den Stand, einen jeden nach ihrem Belieben ins Verderben zu stürzen. Eine angeklagte Person wird mit dem Ankläger nicht zusammen verhöret: eine jede Art der Anklage von einer jeden Person ist angenehm: ein Kind, eine gemeine Hure, oder eine gebrandmarkte Person sind glaubwürdige Zeugen; ein Sohn muß wider seinen Vater, und eine Frau wider ihren Mann zeugen. Ja die angeklagten Personen müssen sich selbst anklagen, und die Vergehung errathen, deren sie schuldig seyn sollen. Ein solches verhaßtes, grausames und tyrannisches Verfahren machte, daß ganz Spanien zitterte; jedermann setzte in seinen Nachbar, und sogar in seine eigene Familie ein Mißtrauen, und die Freundschaft nebst der geselligen Freyheit hörte gänzlich auf. Daher rühret die Ernsthaftigkeit und die Zurückhaltung eines Volkes, welches von Natur die ganze Lebhaftigkeit eines gemäßigten Klima, und frucht-

baren Bodens besitzt *). Daher kommt auch die große Unwissenheit dieses Volkes, da unterdessen andere Europäische Nationen täglich in allen Künsten und Wissenschaften zunehmen. Die menschliche Natur verfällt in ihren niedrigsten Stand, wenn sie durch Aberglauben regieret wird, der mit Macht bekleidet ist.

Wir gehen nunmehr zu einem andern Hauptpuncte in der Geschichte der Sitten fort, nähmlich zu den eigennützigen und geselligen Zweigen unserer Natur, welche in die Sitten einen grossen Einfluß haben. Der Eigennutz herrschet unter den Wilden, weil die körperlichen Vergnügungen seine vornehmsten Gegenstände sind, und jeder Wilde diese vollkommen kennet. Die Wohlgewogenheit und die gütige Zuneigung sind für einen Wilden zu fein, wofern sie nicht von der einfachsten Art, wie die Bande des Bluts, sind. So lange noch die künstlichen Bedürfnisse unbekannt waren, so machte der Eigennutz auch kein großes Aufsehen; die Mittel zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse waren in großem Überflusse; und die Menschen, welche sich vor keinem Mangel fürchten, denken niemahls daran, sich wider denselben zu versorgen; und noch weniger begehren sie dasjenige, was andern zugehöret. Allein die Menschen sind nicht lange mit

---

*) Der Pöbel von Spanien, der ein zu geringes Wildbret für die Inquisition ist, besitzet Lebhaftigkeit genug, und vielleicht mehr als das gemeine Volk in Frankreich.

den bloßen Nothwendigkeiten zufrieden: eine unabläßige Begierde, sich immer mehr und mehr zu versorgen, führet sie von den Nothwendigkeiten zu den Bequemlichkeiten, und von diesen zu einer jeden Üppigkeit des Lebens. Der Geitz wird hartnäckig; und Schlösser und Riegel, die ehemahls unbekannt waren, werden nothwendig, um einzelne Personen vor der Raubgierde ihrer Nachbarn zu beschützen. So bald als die Glücksgüter, besonders das Geld, geschätzet werden, so zeigt sich bald der Eigennutz. In Madagascar erwartet ein Mann, der ein Geschenk mit einem Ochsen oder Kalbe macht, ein gleiches Geschenk am Werthe, und scheuet sich nicht zu sagen: „Ihr mein Freund, ich euer Freund; ihr nicht mein Freund, ich nicht euer Freund; ich beschenke euch, ihr beschenket mich." Der Admiral Watson wurde bey seiner Einführung zu dem Könige von Baba in Madagascar von Sr. Majestät gefragt, was für Geschenke er gebracht hätte. Daher rühret die Gewohnheit unter den Barbaren, sich einem Könige oder angesehenen Herrn mit Geschenken zu nähern. Der besondere Vorzug eines Menschen vor allen andern Thieren besteht darin, daß er fähig ist, sich durch Erziehung und Beyspiel vollkommener zu machen. Wie nun seine Verstandeskräfte sich verfeinern, so erlangt er auch einen Geschmack an der Gesellschaft, und findet ein Vergnügen an der Wohlgewogenheit, Freygebigkeit, und an einer jeden andern gütigen Neigung, die alles weit übertrifft, was der Eigennutz erschaffen kann. Wie angenehm ist diese Scene! Ja nur zu angenehm, als

daß sie immer dauerte. Der Reichthum und der Luxus erhitzen die einsammelnde Begierde; und der Eigennutz wird endlich herrschend, wie er es ursprünglich war. Jedoch der Eigennutz der Wilden ist von dem Eigennutze eines zärtlichen Volkes unterschieden. Der Luxus, welcher alle Absichten eines Menschen auf ihn selbst einschränkt, verstattet keine Freundschaft, und kaum eine jede andere gesellige Leidenschaft. So bald aber als ein Wilder einen Gefallen an einer besondern Person findet, so wird die ganze Stärke seiner geselligen Neigung auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet, und wird folglich auch ausnehmend stark. Daher rühret die unvergleichliche Freundschaft zwischen dem Achilles und Patroklus in der Iliade; und daher kommen viele solche Freundschaften unter den Wilden.

Es ist aber noch viel mehr von dem Einflusse des Reichthums auf die Sitten zu sagen. Rohe und unwissende Nationen halten über ihre Gesetze und Sitten; denn sie werden durch die Gewohnheit regieret, welche durch die Länge der Zeit immer mehr und mehr einwurzelt. Ein Volk hingegen, welches durch verschiedene Scenen immer mehr verfeinert wird, ist voll Erfindungen, und denket beständig auf neue Moden. Die Sitten besonders können bey einer Nation, welche durch das Glück und die Künste des Friedens verfeinert wird, niemahls in einem Stillstande seyn. Eine gute Regierung wird die Menschen zu einem hohen Grade der Verfeinerung bringen; aber die beste Regierung wird sie nicht

von der Verderbniß abhalten, so bald als sie durch glückliche Zufälle reich werden. Der Reichthum erzeuget den Luxus, und verstärket die Begierde nach sinnlichen Vergnügen. Die erhitzte Begierde schränket sich nie in mäßige Gränzen ein, sondern suchet einen jeden Gegenstand ihrer Befriedigung, ohne dabey auf den Wohlstand zu sehen. Als Septimius Severus zum Kaiser erwählet wurde, so fand er auf der Liste von Processen, die vor den Richtern in Rom anhängig waren, nicht weniger als 3000 Klagen wegen des Ehebruchs. Er gab sogleich alle Gedanken auf, eine Verbesserung zu versuchen. Die Liebe zum Vergnügen ist der Liebe zum Gelde gleich: je mehr sie befriediget werden, desto mehr werden sie auch erhitzet. Die Vielweiberey ist ein Antrieb zum Laster wider die Natur; eine Handlung der Unmäßigkeit führet beständig zu andern. Da der Sultan Achmet zu Constantinopel abgesetzt wurde, so fand das Volk, welches in das Haus eines von seinen Lieblingen einbrach, nicht ein einziges Frauenzimmer darin. Man sagt von den Algerinern, daß in vielen von ihren Serails keine Weiber sind. Die Vielweiberey ist daher zur Verhinderung des Ehebruchs gar nicht geschickt; eine Wahrheit, welche in der Fabel des Nathans schön erläutert wird. Was müssen wir nun von den reichen Städten London und Paris urtheilen, wo das Vergnügen die herrschende Leidenschaft ist, und wo Reichthümer als Werkzeuge der Wollust so sehr gesucht werden? Kann man wohl etwas anders, als ein ansteckendes Verderben der Sit-

ten erwarten? Der Eigennutz, welcher die ganze Seele einnimmt, rottet den Patriotismus aus, und läßt nicht den geringsten Raum zur geselligen Tugend übrig. Wenn sich die Menschen in einem solchen Zustande des Raubens und Mordens enthalten, so ist es nicht die Liebe zur Gerechtigkeit, die sie abhält, sondern die Furcht vor der Strafe. Babylon wird von den Griechischen Schriftstellern wegen der Schwelgerey, Wollust und liederlichen Lebensart getadelt. Allein Babylon stellet die Hauptstadt eines jeden reichen Königreichs in alten und neuern Zeiten vor: die Sitten von allen solchen Städten sind eben dieselben; denn die Macht und der Reichthum ermangeln niemahls, die Schwelgerey, Wollust und liederliche Lebensart hervor zu bringen. Cangi, der Kaiser von China, der im Jahre 1722 starb, verdienet in den Jahrbüchern des Ruhmes aufgezeichnet zu werden, weil er der Weichlichkeit eines Asiatischen Hofes widerstand. Er brachte jährlich, anstatt dem sinnlichen Vergnügen nachzuhängen, verschiedene Monathe in den Gebirgen der Tartarey zu, war meistens zu Pferde, und scheuete keine Beschwerlichkeit. Und auch in dieser Verfassung wurden die Staatssachen nicht vernachlässiget; er brach viele Stunden vom Schlafe ab, um seine Minister anzuhören, und Befehle zu ertheilen. Wie wenige Monarchen, die wie Cangi in der weichen Trägheit eines Serails erzogen werden, können den Reitzungen des sinnlichen Vergnügens widerstehen!

Der Einfluß des Glücks und Reichthums auf die Sitten ist in keiner andern Geschichte so sichtbar, als in der Historie des alten Roms. In dem Punischen Kriege, da die Römer durch den Hannibal gezwungen wurden, pro aris et focis zu fechten, schickte Hiero, der König von Syrakus, eine große Menge Getreide nach Rom, nebst einer goldenen Statue einer Victoria, welche 320 Pfund wog, und von dem Senate angenommen wurde. Allein ob gleich ihre Finanzen in den schlechtesten Umständen waren, so nahmen sie nur die leichtesten von vierzig goldenen Gefäßen an, welche ihnen die Stadt Neapel anboth, und gaben einige goldene Gefäße, welche die Stadt Pästum in Lucanien schickte, mit vielem Danke wieder zurück. Ein seltenes Beyspiel der Großmuth. Aber keine Tapferkeit vermag etwas wider das Verderben der Eroberung und des Reichthums. Bey dem Zuflusse der Asiatischen Schätze und Schwelgerey überließen sich die Römer selbst einem jeden Laster: sie wurden ins besondere ausnehmend geitzig, und übertraten alle Gränzen der Gerechtigkeit und Menschenliebe*). Spanien besonders, welches viel Gold und Silber hatte, war viele Jahre hindurch eine Scene nicht allein der Unterdrückung und Grausamkeit, sondern auch der niederträchtigsten Verrätherey, welche die auf einander folgenden Römischen Generale zur Vermehrung ihrer Schätze wider die Einwohner

*) Sallust. Bell. Cat. c. 12.

ausübten. Lucullus, welcher hernach in dem Mithridatischen Kriege eine Hauptfigur machte, griff Cauca, eine Celtiberische Stadt, ohne die geringste Beleidigung an. Einige von den vornehmsten Bürgern begaben sich mit Öhlzweigen in sein Lager, und verlangten zu wissen, auf welche Bedingungen sie seine Freundschaft erkaufen könnten. Man wurde einig, daß sie Geißeln nebst 100 Talenten Silber geben sollten. Sie willigten auch darein, eine Besatzung von 2000 Mann einzunehmen, um sie nach dem Vorgeben des Lucullus zu beschützen. Aber wie wurden sie beschützet? Die Besatzung öffnete der ganzen Armee die Thore, und die Einwohner wurden ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters niedergehauen. Sie hatten kein anderes Mittel, als daß sie die Götter anruften, welche den Schwüren und Bündnissen vorstehen, und die Römer wegen ihrer Treulosigkeit verwünschten. Lucullus, der sich mit der Beute der Stadt bereichert hatte, empfand keine Reue darüber, daß er 20000 Todte auf dem Platze zurück ließ. Bald hernach, als er Intercatia belagerte, that er den Vorschlag, einen Vergleich zu treffen. Bürger, welche ihm die Niederlande der Einwohner von Cauca vorwarfen, fragten, ob er bey diesem Vergleiche nicht eben die rechte Hand und eben die Treue, die er bereits ihren Landsleuten gegeben hätte, brauchen wollte. Seroclius Galba, ein anderer Römischer General, überredete die Lusitanier, ihre Waffen niederzulegen, und versprach ihnen anstatt ihrer Berge ein fruchtbares Land zu geben; und als er sie auf diese Weise in sei-

ne Gewalt bekommen hatte, so ließ er sie alle ermorden. Viriatus, einer von den wenigen, die entflohen, rächete die Niederlage seiner Landsleute in einem langen und blutigen Kriege wider die Römer. Unser Geschichtschreiber Appianus sagt, daß Galba, der sogar den Lucullus noch an Geitze übertraf, nur einen geringen Theil von der Beute unter die Soldaten ausgetheilet, und das Meiste für sich behalten habe. Er setzt hinzu, daß Galba, ungeachtet er einer der reichsten Männer in Rom gewesen, doch niemahls Bedenken getragen habe, zu lügen oder meineidig zu seyn, um nur Geld zu bekommen. Allein das Verderben war allgemein; Galba, der wegen vieler Verbrechen angeklagt war, wurde von dem Senate durch die Stärke der Bestechung losgesprochen. Ein Stamm von den Celtiberiern, welche den Römern wider die Lusitanier lange gedienet hatten, erhielten von dem Titus Didius das Versprechen von einem Gebiethe in ihrer Nachbarschaft, welches er vor Kurzem erobert hatte. Er bestimmte ihnen einen Tag zur Besitznehmung; und als er sie unter dem Scheine der Freundschaft in seinem Lager eingeschlossen hatte, so ließ er sie alle niederhauen; für welche große That er die Ehre eines Triumphs erhielt. Die Falschheit und Verrätherey der Römer in ihrem letzten Kriege wider Karthago ist ohne Beyspiel. Die Karthaginienser, welche vermutheten, daß sich ein Ungewitter über sie zusammen ziehen würde, schickten Abgeordnete nach Rom, um sich den Frieden auf alle Weise zu versichern. Der Senat war dem Scheine nach zu friedlichen Maßregeln ge-

neigt, und verlangte nur Geißeln; und doch, ob gleich dreyhundert Geißeln unverzüglich ausgeliefert worden, that die Römische Armee eine Landung zu Utica. Die Karthaginienſiſchen Abgeordneten machten daſelbſt dem Conſul ihre Aufwartung, und verlangten zu wiſſen, was ſie von ihrer Seite noch mehr zu thun hätten. Man verlangte von ihnen, ſie ſollten ihre Waffen ausliefern; welches ſie auch gern thaten, und ſich nunmehr einbildeten, daß ſie des Friedens gewiß wären. Anſtatt deſſen aber erhielten ſie den ausdrücklichen Befehl, die Stadt mit ihren Weibern und Kindern zu räumen, und achtzig Feldweges von der See keine neue Stadt zu erbauen. Wenn man die Geſchichte des Appian von dieſer merkwürdigen Begebenheit lieſt, ſo wird das Mitleiden gegen die unglücklichen Karthaginienſer durch den Unwillen über ihre verrätheriſchen Unterdrücker beynahe erſtickt. Dürfen jene Ungeheuer nach einer ſolchen Treuloſigkeit noch vom punica fides reden? Die Ausſchweifung des Römiſchen Volks während des Triumvirats des Cäſars, Pompejus und Craſſus wird von eben dieſem Geſchichtſchreiber mit lebhaften Farben geſchildert. Cicero, welcher an den Atticus ſchreibt, daß Clodius durch das Anſehen des Craſſus losgeſprochen worden, drücket ſich hierüber in folgenden Worten aus: „Er hat die Sache in zwey Tagen durch Hülfe eines Sclaven, und zwar eines Klopffechters, zu Stande gebracht. Er ließ ihn zu ſich kommen, und gewann ihn durch ſeine Verſprechungen, Vorbitten und Geſchenke. O ihr guten Götter, wie

hoch ist endlich das Verderben gestiegen! Einige Richter wurden dadurch belohnet, daß sie bey gewissen Damen einige Nächte zubringen durften, und andern wurden einige edle Jünglinge zugeführet*)." Ptolomäus, König von Egypten, wurde von seinen Unterthanen wegen der Tyranney abgesetzet. Er wandte sich nach Rom um Schutz, und fand Mittel, die größte Anzahl von Egyptischen Anklägern zu vergiften, und den Dion zu ermorden. Und doch blieben diese Verbrechen, welche mitten in Rom ausgeübt waren, ganz ungestraft. Aber er hatte die Vornehmsten durch Bestechung gewonnen, und wurde vom Pompejus geschützet. Das folgende Beyspiel ist wo möglich noch gröber. Ptolomäus, König von Cypern, war allezeit ein treuer Bundsgenoße der Römer gewesen. Allein sein Gold, Juwelen und andere Kostbarkeiten waren eine reitzende Lockspeise für den Römischen Geitz; und es wurde alles durch einen Schluß des Volks ohne den geringsten Vorwand eingezogen. Das Geld, welches man auf eine liederliche Art erlangt, wird gemeiniglich nicht lange aufgehoben; und die Römer waren eben so wollüstig als geitzig. Die vielen Gesetze zur Unterdrückung des Luxus in Kleidern und Speisen hatten alle nicht die geringste Wirkung. Man sagt, daß Tiberius lange daran gedacht habe, ein wirksames Gesetz wider den Luxus zu geben, der nunmehr alle Gränzen überschritten hatte; daß es aber nicht mehr möglich

---

*) lib. 1. ep. 13.

gewesen sey, die Fluth aufzuhalten. Zittere, o Groß-Brittanien, an dem Rande des Verderbens! Wie wenig sind die Vornehmsten deines Volks von den Römischen Senatoren im Geitze entfernt!

Der Reichthum bringt eine andere klägliche Wirkung hervor; er entkräftet den Besitzer und macht ihn zu einem feigen Menschen. Derjenige, welcher über die Arbeit anderer befiehlt, ohne Hunger ißt, und ohne Ermüdung ruhet, wird so wohl am Gemüthe als am Körper schwach, hat kein Vertrauen in seine Kräfte, und muß seinen Feinden schmeicheln, weil er keinen Muth hat, sich ihnen entgegen zu setzen.

Der Eigennutz unter den Rohen und Unwissenden ist grob, ungeschliffen und unverstellt. Der Eigennutz, der in einem reichen Königreiche die Stelle des Patriotismus einnimmt, ist sanft, fein und mit einem Schleyer bedeckt. Der geldbegierige Eigennutz, ein niedriger Gegenstand, muß mit dem dicksten Schleyer bedeckt werden: der Ehrgeitz, der weniger unanständig ist, wird auch weniger bedeckt: aber die Feinheit des Charakters und die Liebe zum Ruhme sind so ehrbar, daß sogar der dünneste Schleyer für unnöthig gehalten wird. Die Geschichte bestätiget diese Bemerkungen. Während des glücklichen Zustandes in Griechenland und Rom, da der Patriotismus die herrschende Leidenschaft war, dachte niemand daran, ein feindliches Gewehr wider jemand anders als die Feinde seines Vaterlandes zu brau-

chen: man trug in Friedenszeiten keine Degen, und wir lesen auch niemahls von einem Privat-Zweykampfe. Die häufigen Duelle in neuern Zeiten sind keine geringen Zeichen des Verderbnisses: der Eigennutz wird ohne Achtung gegen unser Vaterland ganz unverstellt ausgeübet, wenn es auf die Ehre oder den Charakter ankommt; und ein zartes Gefühl der Ehre reitzet ohne Achtung der Gerechtigkeit zur Rache für eine jede eingebildete Beleidigung. Wie männlich und patriotisch war dagegen die Aufführung des Themistokles, da er von dem Lacedämonischen General in der Berathschlagung über die Griechischen Angelegenheiten beleidiget wurde! „Schlage zu, sagt er, aber erst höre mich an."

So bald eine Nation, die ehemahls in blühendem Zustande gewesen ist, durch Schwelgerey und Eigennutz unterdrückt wird, was folget wohl zunächst darauf? Die Egyptier mögen die Frage beantworten. Dieses unglückliche Volk, welches viele Jahrhunderte hindurch ein Raub eines jeden barbarischen Feindes gewesen, ist jetzt weibisch, treulos, grausam, und von einem jeden Laster, welches die Menschheit erniedriget, ganz verdorben geworden. Eine Nation kann in ihrer Kindheit, wenn sie auch wild ist, eine jede Verbesserung annehmen; aber eine Nation, die vor Alter und Krankheit schwach geworden, ist auch keiner Besserung fähig: es ist kein anderes Mittel übrig, als daß man die Landeseingebornen aussterben läßt, und das Land wieder mit bessern Menschen bevölkert.

Ich fliehe von einer so traurigen Scene zu einer Betrachtung, die nicht unangenehm seyn wird. Das Tageslicht ist von unserm Schöpfer zur Handlung, und die Nacht zur Ruhe bestimmt. Im vierzehnten Jahrhunderte wurden die Kramläden in Paris um vier Uhr des Morgens geöffnet; jetzt steht ein Krämer kaum um sieben Uhr auf. Der König von Frankreich speisete um acht Uhr des Morgens, und ging zu eben der Stunde des Abends in sein Schlafzimmer; welches gegenwärtig noch eine sehr frühe Stunde zu den öffentlichen Belustigungen ist. Die Spanier bleiben bey den alten Gewohnheiten*). Ihr König speist heutiges Tages noch gerade um Mittagszeit, und eben so ißt er des Abends noch um neun Uhr. Unter der Regierung Heinrichs VIII. frühstückten die vornehmen Leute in England um sieben Uhr des Morgens, und aßen um zehn Uhr ihre Mittagsmahlzeit. Zur Zeit der Königinn Elisabeth hielten der Adel und die Gelehrten ihre Mittagsmahlzeit um eilf Uhr, und aßen ihre Abendmahlzeit zwischen fünf und sechs Uhr des Nachmittags. Unter der Regierung Carls II. war um vier Uhr des Nachmittags die gesetzte Stunde der Schauspiele. Jetzt ist sogar die Mittagsmahlzeit zu einer spätern Stunde. Der König von Yemen, der größte Fürst im glücklichen Arabien, hält seine Mittagsmahlzeit um neun Uhr des

---

*) Die Sitten und Moden verändern sich selten, wo die Frauenzimmer eingeschlossen werden.

Morgens, und seine Abendmahlzeit um fünf Uhr des Nachmittags, und geht um eilf Uhr zu Bette. Man sieht aus dieser kleinen Probe, daß die Beschäftigungen des Tages nach und nach immer später anfangen; nicht anders, als ob eine Neigung in den gesitteten Nationen wäre, die Nacht in Tag, und den Tag in Nacht zu verwandeln. Es geschieht nichts ohne Ursache. Das Licht macht zur Handlung, und die Finsterniß zur Ruhe geneigt: die Belustigungen des Tages sind Turniere, Ballspiele, Jagen, Pferderennen und dergleichen thätige Übungen: die Belustigungen der Nacht geschehen im Stillsitzen, Schauspiele, Karten und Unterredungen. Die Bälle sind von einer vermischten Art, theils bewegend im Tanzen, theils auch sitzend in Gesprächen. Ehemahls herrschten die bewegenden Übungen unter starken und gemeinen Leuten: die sanftern Vergnügungen der Gesellschaft sind herrschend, so wie sich die Sitten verfeinern. Daher rühret es, daß die Belustigungen bey Lichte jetzt in Frankreich und in andern verfeinerten Ländern in der Mode sind; und wenn solche Belustigungen sehr gefallen, so werden die starken Leibesübungen vertrieben. Die Bälle waren vermuthlich ehemahls häufiger am Tage: jetzt aber werden sie mehr bey Lichte angestellt; der bewegende Theil davon ist zu der Zeit eben so angenehm, und der sitzende Theil noch angenehmer.

Das Spielen ist das Laster müßiger Leute. Die Wilden sind dem Spiele ergeben, und vornehmlich lieben die Nordamerikaner ein Spiel,

welches die hölzerne Schüssel heißt. Ein Spieler, der dabey verliert, ist im Stande alles bis auf die Haut aufzusetzen; ja einige haben sogar ihre Freyheit aufs Spiel gesetzt, ob sie gleich bey ihnen über alles geschätzet wird. Die Neger an der Sclavenküste in Guinea setzen ihre Weiber, Kinder, und sich selbst aufs Spiel. Tacitus *) sagt, indem er vom Spiele unter den Deutschen redet: „Sie setzen bey dem letzten Wurfe ihre Freyheit und Leben auf das Spiel." Die Griechen waren ein munteres und lebhaftes Volk, welche beständig im Kriege oder mit der Bearbeitung der schönen Künste beschäftiget waren. Sie hatten keine müßige Zeit zum Spielen, und auch keine Kenntniß davon. Ihre Unwissenheit war in diesem Stücke für sie sehr glücklich; denn kein anderes Laster hat einen größern Hang die Menschen eigennützig, falsch und ehrbar zu machen. Ein Spieler, der keines Menschen Freund ist, heget die stärkste Feindschaft gegen sich selbst. Die üppigen Leute unserer Zeit, bringen eine jede Stunde mit Spielen zu, die sie von ihren sinnlichen Vergnügen ersparen können. Die Langeweile ist ihre Entschuldigung eben so wie unter den Wilden; und sie würden gewißer Maßen zu entschuldigen seyn, wenn sie niemahls durch einen schändlichern Bewegungsgrund dazu angetrieben würden.

Die Schriftsteller unterscheiden nicht sorg-

---

*) de Moribus Germanorum c. 14.

fältig genug die besondern Gewohnheiten von den allgemeinen Sitten. Ehemahls durften in Frankreich, Italien und England keine Weibspersonen auf der Bühne erscheinen. Und zu eben der Zeit wurden in Spanien keine andern als Weibspersonen zugelassen. Es würde voreilig seyn, wenn man aus dieser Gewohnheit den Schluß machen wollte, daß die Weiber in Spanien mehr Freyheit haben, als in den erwähnten Ländern; denn das Gegentheil ist offenbar gewiß. In Hindostan ist es gewöhnlich, daß sich die Weiber mit den Körpern ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen; es würde aber aus dieser besondern Gewohnheit ein falscher Schluß seyn, daß die Indischen Weiber entweder muthiger oder zärtlicher gegen ihre Männer wären, als in andern Ländern. Die Polaken blieben auch sogar, da sie im dreyzehnten Jahrhunderte Christen geworden, bey den Gewohnheiten ihrer Vorfahren, der Sarmaten; dahin gehöret z. B. das Umbringen solcher Kinder, die ungestalt geboren wurden, und der Männer, die vor Alter ganz schwach waren; welches eine schreckliche Grausamkeit anzeigen würde, wenn es nicht eine besondere Gewohnheit wäre. Die Römisch-Katholischen bilden sich ein, daß in England und Holland keine Religion sey, weil man daselbst aus einem Geiste der bürgerlichen Freyheit alle Secten duldet. Die Ermunterung zum Meuchelmorde in Italien, wo eine jede Kirche eine Freystadt ist, machet, daß Fremde voreiliger Weise schliessen, daß die Italiener insgesammt Meuchelmörder sind. Die Schriftsteller

fallen bisweilen in einen entgegen gesetzten Irrthum, und schreiben einer besondern Nation gewisse Sitten und Gebräuche zu, die allen Nationen zu einer oder der andern Zeit ihres Wachsthums zukommen. Heraklidus aus Pontus bemerket es als etwas Eigenes von den Athamanes, daß die Männer die Herden weideten, und die Weiber den Acker bauten. Dieses ist die Gewohnheit aller Nationen in ihrem Fortgange vom Hirtenstande zum Ackerbau gewesen; und ist noch jetzt die Gewohnheit unter den Amerikanischen Wilden. Eben dieser Verfasser bemerket es als etwas Besonderes von den Celten und Aphitäern, daß sie ihre Thüren ohne Gefahr des Diebstahls offen lassen. Allein diese Gewohnheit ist allen Wilden in der ersten Zeit ihrer Gesellschaft gemein, ehe noch der Gebrauch des Geldes bekannt wird.

Bisher haben wir in dem Fortgange der Sitten eine eben so große Gleichförmigkeit wahrgenommen, als man unter so vielen verschiedenen Nationen nur erwarten kann. Es gibt eine einzige Ausnahme, die in der That außerordentlich ist, wenn sie wahr ist, nähmlich die Sitten der Caledonier, die Ossian beschrieben hat; Sitten, die so rein und verfeinert sind, daß man damit die Sitten der besten Nationen kaum vergleichen kann. Solche Sitten unter einem Volke in dem ersten Auftritte einer Gesellschaft, welches mit keinen andern Künsten, als Jagen und Krieg zu führen, bekannt war, scheinen in der That ein Wunder zu seyn: und doch würde es eben so wunderbar seyn, wenn man

annehmen wollte, daß alles von einem ungelehrten Wilden erdichtet wäre. Bey dem ersten Anblicke wird man freylich alles für eine bloße Erdichtung halten; denn wie ist es glaublich, daß ein Volk, welches gegenwärtig roh und unwissend ist, in dem Anfange einer Gesellschaft an Gesinnungen und Sitten schon so sehr verfeinert gewesen wäre? Und doch findet man bey genauerer Betrachtung wichtige Gründe, welche diese Meynung wankend machen.

Man sieht aus tausend Umständen, daß die Werke des Ossians kein spätes Product sind. Sie sind in einer alten Mundart der Celtischen Sprache geschrieben; und da sie bis vor wenig Jahren nur in den Hochländern von Schottland bekannt waren, so muß der Verfasser ein Caledonier gewesen seyn. Der Übersetzer Macpherson sah auf der Insel Sky die ersten vier Bücher von dem Gedichte Fingal, welche von einer schönen Hand auf Pergament geschrieben waren, und die Jahrzahl 1403 hatten. Die Einwohner glauben, daß dieses Gedicht sehr alt sey; jedermann kann viele Stellen davon auswendig hersagen, die sie von ihren Vorfahren gelernt haben. Ihre Hunde führen gemeiniglich die Nahmen Luath, Bran ꝛc. welche in diesen Gedichten erwähnt werden, so wie wir unsere Hunde oft Pompejus und Cäsar nennen *). Man könnte

*) Auf der Insel Sky sind die Ruinen des Castells von Dunscaich auf einem unzugänglichen

viele andere besondere Umstände anführen; aber diese sind schon hinreichend, daß das Werk wenigstens drey oder vier Jahrhunderte muß vorhanden gewesen seyn. Nimmt man nun dieses für erwiesen an, so gehe ich zu gewissen Betrachtungen fort, welche darthun sollen, daß die im Ossian beschriebenen Sitten, caledonische Sitten und keine bloßen Erdichtungen waren. Und wenn man diese Betrachtung mit Aufmerksamkeit liest, so befürchte ich nicht, daß sogar die Ungläubigsten ungerührt bleiben werden.

Es ist eine bekannte und gegründete Bemerkung, daß niemand die Sitten nach dem Leben gemahlet hat, dem sie nicht vollkommen bekannt gewesen. Es ist nicht schwer die Grundlinien von eingebildeten Sitten zu zeichnen; aber dieses ist gewiß nicht leicht möglich, ein Gemählde mit der ganzen Verschiedenheit von Farben zu verfertigen, welche die Sitten in verschiedenen Lagen annehmen, und sie alle in einem vollkommenen Ganzen zu vereinigen. Und doch sind hier die Sitten, welche man für erdichtet hält, mit einer Mannigfaltigkeit von Begebenheiten, Gesinnungen, Bildern und Anspielungen gezeich-

---

Felsen, der über die See herab hängt, noch zu sehen. Dieses Castell, wie die Tradition bestätiget, gehörte dem Cuchullin, dem Herrn dieser Insel, dessen Geschichte in dem Gedichte Fingal enthalten ist. Auf dem grünen Platze vor dem Castelle ist ein großer Stein, an welchem nach eben dieser Tradition sein Hund Luath an der Kette lag.

net, welche ein ganzes Gemählde ausmachen, ohne dabey in die geringste Unanständigkeit zu verfallen. Eine jede Scene im Ossian bezieht sich auf das Jagen, Fechten und auf die Liebe, als die einzigen Beschäftigungen der Menschen in dem ursprünglichen Stande der Gesellschaft; es ist nicht ein einziges Bild, Gleichniß oder Anspielung, welche nicht von diesem Stande ohne einen widersprechenden Umstand hergenommen wären. Gesetzt also, daß es eine bloße Erdichtung wäre, ist es nicht erstaunlich das die Hochländischen Clans oder ein jetzt gewöhnlicher Nahme gar nicht darin zu finden sind? Ist es nicht zu verwundern, daß darin nicht die geringste Spur von der Christlichen Religion nicht einmahl in einer Anspielung anzutreffen ist? Ist es nicht eben so sehr zu verwundern, daß in einem Werke, wo das Fleisch der Rehthiere nebst einer artigen Manier es zu braten oft erwähnt wird, nicht ein Wort von Fischen, als einer Speise, die in spätern Zeiten so gewöhnlich ist, angetroffen wird? Sehr wenige Hochländer wissen, daß ihre Vorfahren keine Fische gegessen haben; und gesetzt auch es wäre bekannt, so würde es eine mehr als menschliche Aufmerksamkeit erfordern, wenn man es niemahls erwähnen wollte. Kann man wohl annehmen, daß ein neuerer Schriftsteller sich beständig so sehr in Acht nehmen, und niemahls weder das Getreide noch Hornvieh erwähnen würde? In einer an poetischen Bildern so armseligen Geschichte, würde das sitzende Leben eines Hirten, und der Fleiß eines Ackermanns gewiß ein wichtiges Stück ausmachen;

und die gespaltenen Klauen würden irgendwo vorkommen. Und doch wird in allen Werken des Ossians der Ackerbau nicht erwähnt; und man findet nur in einer oder zwey Anspielungen eine geringe Spur von einer Herde Hornviehes. Ich will demjenigen, der es nicht glauben will, gern alle Vortheile verstatten; gesetzt also, der Verfasser des Ossians wäre ein später Schriftsteller, der alle Verfeinerung einer neuern Erziehung gehabt hätte; so ist er auch sogar bey diesen Umständen noch ein Wunder, dem kein anderer weder alter noch neuerer Schriftsteller gleich kommt.

Allein die Schwierigkeiten vermehren sich, wenn man dabey rechnet, daß die Gedichte des Ossians wenigstens drey oder vier Jahrhunderte vorhanden gewesen sind. Unsere Hochländer sind jetzt noch roh und ungelehrt, und waren zu der erwähnten Zeit wenig besser, als Wilde. Wenn man nun annimmt, daß die in jenem Werke beschriebenen Sitten eingebildet sind, so muß man in der That annehmen, daß sie von einem Hochländischen Wilden, der zwar die rohen Sitten seines Landes, aber kein anderes System von Sitten kannte, erfunden worden. Aus was für einer Quelle schöpfte er die verfeinerten Sitten, die er auf eine so anmuthige Art beschrieben hat? Gesetzt er wäre ein Reisender gewesen, wovon wir nicht die geringste Anzeige haben, so waren damahls die Sitten von Frankreich, Italien und andern benachbarten Nationen eben so barbarisch, als die Sitten seines eignen Landes. Ich kann keine andere Quelle, als eine unmit-

telbare Eingebung entdecken. Kurz, wer im Ernste glaubt, daß die Sitten Ossians erdichtet sind, der kann mit den Enthusiasten eben sowohl sagen: „ich glaube es, weil es unmöglich ist."

Aber noch weiter; die ungewöhnlichen Talente des Verfassers von diesem Werke, werden von jedem Leser, der Geschmack hat, gar bald erkannt werden: er war gewiß ein großer Meister in seiner Art. Das Werk mag nun spät, oder vor 400 Jahren verfertiget seyn, so wird ein Mann von solchen Talenten, der eine historische Fabel erfindet, und die Scene der Handlung unter die Wilden im Jägerstande setzet, natürlicher Weise ein System von Sitten sich bilden, welches, seiner Meinung nach, diesem Stande am angemessensten ist. Was könnte ihn daher antreiben, ein System von Sitten anzunehmen, welches einer jeden Vorstellung, die er sich von wilden Sitten machen konnte, so sehr zuwider ist? Die Ungereimtheit ist so groß, daß wir glauben müssen, daß diese Sitten nicht erdichtet, sondern in der That die Sitten seines Landes sind, die er vielleicht nach dem Vorrechte eines epischen Dichters ausgemahlt, oder ein wenig erhöhet hat. Und wenn man dieses einmahl zugibt, so kann man kein Bedenken tragen, das Werk dem Ossian, dem Sohne Fingals, dessen Nahmen es führet, zuzuschreiben; wir haben keine bessern Beweise für die Verfasser verschiedener Griechischer und Römischer Bücher. Wir müssen nach eben diesem Beweise glauben, daß Ossian unter der Regierung des

Kaisers Caracalla lebte, der unter der Benennung Caracul der groſse König oft angeführet wird; zu welcher Zeit der Hirtenstand in Caledonien kaum bekannt war, und der Ackerbau noch ganz und gar nicht getrieben wurde. Hätte er im zwölften Jahrhunderte gelebet, wo bereits Schafe und andere Herden von Vieh, und eine Art von Ackerbaue in diesem Lande waren, so würde ein Dichter von Genie, wie Ossian ohne Zweifel war, seine schönsten Bilder davon hergenommen haben.

Ich bin versichert, daß die vorhergehenden Betrachtungen auch die Ungläubigsten bekehren würden, wenn es nicht wegen einer höchst unwahrscheinlichen Folge geschähe, daß ein Volk, welches gegenwärtig wenig besser, als die Wilden ist, in seinem ersten Jägerstande schon so verfeinert gewesen wäre; denn als solche beschreibet sie Ossian: und doch ist es nicht weniger unwahrscheinlich, daß ein ungelehrter Hochländischer Barde solche Sitten sollte erfunden haben. Man mag wählen, was man will, so kann die Schwierigkeit nicht anders, als durch ein Wunder aufgelöset werden. Was sollen wir nun im Ganzen daraus schlieſſen? Denn das Gemüth kann doch nicht immer in der Ungewißheit bleiben. Da uns nun ein trocknes Urtheil in einer Ungewißheit gelassen hat, so kann uns vielleicht der Geschmack und das Gefühl heraus helfen. Kann es hier nicht eben so, wie bey der wirklichen Mahlerey, seyn? Ein Gemählde, welches nach der Einleitung gezeichnet ist, kann einem menschlichen Gesichte ähnlich seyn; aber eine solche besondere Miene

und Ausdruck, welche eine gewisse Person von einer jeden andern unterscheiden, wird doch allezeit fehlen. Man stelle ein Gemählde einem Manne von Geschmack vor, und er wird bald sagen können, ob es nach dem Leben gemahlet, oder ein Werk der Einbildungskraft ist. Mahlet nun Ossian nach der Einbildung, so wird die gespaltene Klaue zu sehen seyn: ist aber sein Gemählde so vollkommen, daß es einen jeden besondern Umstand des Charakters ausdrückt; warum sollten wir zweifeln, daß es nicht nach dem Leben gezeichnet sey? Ich hoffe daher, der Leser wird seine Zeit nicht für verloren halten, wenn wir einige von Ossians vortrefflichen Gemählden untersuchen.

Die Liebe zum Ruhm wird vom Ossian als die herrschende Leidenschaft seiner Landsleute der Caledonier geschildert. Die Krieger werden überall als solche beschrieben, die es für ihr größtes Glück halten, um von den Barden besungen zu werden: dieser Zug fehlet keinem von Ossians Helden. Man lese nur folgende Beyspiele davon. „König des brüllenden Strumon, sagte die aufsteigende Freude Fingals, sehe ich dich in Waffen, da dir deine Stärke fehlet? Oft hat Morni in Schlachten geglänzet, wie der Stral der aufgehenden Sonne, wenn er die Stürme von dem Hügel vertreibet, und den schimmernden Feldern Ruhe bringt. Aber warum ruhtest du nicht in deinem Alter? Dein Ruhm ist im Gesange; das Volk sieht dich, und segnet das Abscheiden des mächtigen Morni *). Sohn Fin-

*) Lathmon.

gals, sagte er, wie brennet die Seele des Gauls? Mein Herz schlägt hoch; meine Schritte wanken, und meine Hand zittert an meinem Schwerte. Wenn ich gegen den Feind sehe, so leuchtet meine Seele vor mir, und ich sehe ihr schlafendes Heer. Zittern wohl also die Seelen der Tapfern in Schlachten vor der Lanze? Wie würde die Seele des Morni sich erheben, wenn wir gegen den Feind hervorbrechen sollten! Unser Ruhm würde im Gesange wachsen, und unsere Fußtapfen würden in dem Auge des Tapfern*) glänzend seyn **)."

Es ist bey einem Krieger noch ein Trost in jeder Noth, daß er seinen Ruhm erlangt hat: „Carril, sagte der König in geheim, die Stärke von Cuchullin fehlet. Meine Tage sind mit den

---

*) Lathmon.

**) Die Liebe zum Ruhme ist eine löbliche Leidenschaft, deren sich jedermann gern rühmet. Der Ruhm im Kriege wird durch Muth und Redlichkeit erlangt, die von allen hoch geschätzt werden; er wird aber nicht durch Streiten um Beute erworben, weil jedermann den Geitz verabscheuet. Die Beute eines Feindes wurde bey einem Römischen Triumphe nicht um ihretwillen, sondern als ein Zeichen des Sieges öffentlich gezeiget. Wenn die Nationen im Kriege von der Liebe zum Ruhme zur Liebe des Gewinstes ausarten, so sind Kriegslist, Betrug und Eidbrüchigkeit, und alle anderen Arten von Lastern die gewissen Folgen.

Jahren dahin, die vergangen sind; und keiner von meinen Morgen wird mir wieder aufgehen. Man wird mich zu Temora suchen, aber nicht finden. Cormac wird in seiner Halle weinen, und sagen: Wo ist das Oberhaupt von Tura? Aber mein Nahme ist berühmt, mein Ruhm ist in dem Gesange der Barden. Die Jugend wird in der Stille sagen: O ich will sterben, wie Cuchullin starb: Ruhm begleitete ihn wie ein Gewand; und der Glanz seines Ruhmes ist groß *)."

Die vornehmste Ursache der Betrübniß, wenn ein junger Mensch in der Schlacht umgekommen ist, besteht darin, daß er seinen Ruhm noch nicht erlangt hat: „Und fiel der Schnellste in seinem Geschlecht, sagte der König, der erste den Bogen zu spannen? Du bist mir kaum bekannt gewesen; warum fiel der junge Ryno? Aber schlafe sanft in Lena, Fingal wird dich bald sehen. Bald wird meine Stimme nicht mehr gehöret werden, und man wird meine Fußtapfen nicht mehr sehen. Die Barden werden Fingals Nahmen nennen: die Steine werden von mir reden. Aber Ryno! du bist in der That noch geringe, du hast deinen Ruhm noch nicht erlangt. Ullin, schlage die Harfe für den Ryno; sage was der Held würde gewesen seyn. Lebe wohl, du erster in jeder Schlacht. Ich werde deinen Pfeil nicht mehr lenken. Du bist so schön gewesen; ich sehe dich nicht. — Lebe wohl **).

---

*) Der Tod Cuchullin.

**) Fingal.

Die Liebe zum Ruhm erzeiget heldenmüthige Thaten, welche mit erhabenen Gesinnungen genau verbunden sind: von dem ersten findet man Beyspiele auf allen Seiten; und von dem letztern kann folgendes dienen. „Laßt ihn kommen, antwortete der König. Ich liebe einen Freund wie den Cathmor: seine Seele ist groß; sein Arm stark, und seine Schlachten ruhmwürdig. Aber die kleine Seele ist gleich einem Dunste, der über der sumpfigen Lache schwebet, und niemahls auf den grünen Hügel steiget, damit ihn die Winde daselbst nicht antreffen *)."

Die Gemählde, welche Ossian von seinen Landsleuten zeichnet, sind wegen den zärtlichen Empfindungen eben so sehr, als wegen ihrer erhabenen Seele merkwürdig. Die zärtliche Liebe wird in folgender Stelle sehr schön beschrieben. „Sohn Comhals, antwortete der Held, die Stärke des Arms von Morni hat gefehlet. Ich versuche es, das Schwert meiner Jugend zu ziehen, aber es bleibet an seiner Stelle: ich werfe den Spieß, aber er bleibt weit vom Ziele, und ich fühle das Gewicht meines Schildes. Wir verwelken, wie das Gras auf dem Berge, und unsere Stärke kehret nicht mehr zurück. Ich habe einen Sohn, o Fingal! seine Seele hat ein Vergnügen an den Thaten von Mornis Jugend; aber er hat sein Schwert noch nicht wider den Feind aufgehoben, und sein Ruhm hat sich noch

*) Lathmon.

nicht angefangen. Ich komme mit ihm zur Schlacht, um seinen Arm zu lenken. Sein Ruhm wird meiner Seele eine Sonne seyn in der finstern Stunde meines Abscheidens. O daß der Nahme von Morni unter dem Volke vergessen würde, damit die Helden nur sagten: sich den Vater des Gauls*)." Eben so schön ist auch der Gram über den Verlust der Kinder geschildert. „Wir sehen den Oscar, wie er sich auf sein Schild lehnte: wir sahen sein Blut rund umher, das Schweigen auf dem Gesichte eines jeden Helden: ein jeder wandte seinen Rücken und weinte. Der König bemühte sich seine Thränen zu verbergen. Er neiget sein Haupt über seinen Sohn; und seine Worte sind mit Seufzern vermischt. Und bist du, Oscar, mitten in deinem Laufe gefallen? Das Herz der Alten schlägt über dir. Ich sehe deine künftigen Schlachten: ich sehe die Schlachten, die kommen sollten, aber sie sind von deinem Ruhme abgeschnitten. Wenn wird die Freude zu Selma wohnen? Wenn wird das Klaglied über Morven aufhören? Meine Söhne fallen nach einander dahin, Fingal wird der letzte von seinem Geschlechte seyn. Der Ruhm, den ich erlangt habe, wird vergehen. Mein Alter wird ohne Freunde seyn. Ich werde wie eine graue Wolke in meiner Halle sitzen; und ich werde nicht mehr die Zurückkunft eines Sohnes mit seinen klingenden Waffen erwarten. Wei-

*) Lathmon.

net, ihr Helden von Morven; Oscar wird nie wieder aufstehen *)."

Die folgenden Gedanken über die Kürze des menschlichen Lebens sind sehr rührend. „Verlassen ist die Wohnung von Moina; die Stille ist in dem Hause ihrer Väter. Erhebet den Klaggesang über die Fremden. Einmahl müssen wir fallen, und sie sind nur vor uns gefallen. — Warum baueſt du die Halle, Sohn der geflügelten Tage? Heute sieheſt du von deinen Thürmen herab; bald wird der Wind der Verwüstung kommen. Er heulet in deinem leeren Hofe, und sauſet über deinem halb abgetragenen Schilde **)." „Wo sind unsere Väter, o ihr Krieger, die Helden der alten Zeiten! Sie sind untergegangen wie Sterne, die geschienen haben: wir hören nur den Schall von ihrem Lobe. Aber sie waren in ihren Tagen berühmt, und das Schrecken anderer Zeiten. Also werden wir vergehen, o ihr Krieger! an dem Tage unseres Falles. Laßt uns berühmt seyn, so lange wir es noch können, und unsern Ruhm hinter uns lassen, wie die letzten Strahlen der Sonne, wenn sie ihr rothes Haupt in Westen verbirgt ***)."

---

*) Temora.

**) Carthon.

***) Temora.

Zu den Zeiten des Homers waren die Helden raubbegierig, und wie Räuber geneigt, den überwundenen Feind zu verspotten. Nach dem Ossian wußten die alten Caledonier nichts vom Raube; und da sie nur für den Ruhm fochten, so war ihre Menschenliebe gegen die Überwundenen sehr groß. Die Amerikanischen Wilden sind zwar auch nicht zum Raube geneigt, und geben gern einem jeden, der zuerst kommt, die Kleinigkeiten, die sie dem Feinde abnehmen. Allein sie wissen auch nichts von einer ordentlichen Schlacht, noch von einem Zweykampfe; sondern sie rühmen sich, daß sie ihre Feinde durch Überraschung erschlagen können, ohne ihre Personen in Gefahr zu setzen. Wir finden nach dem großmüthigen Charakter, den Ossian von seinen Landsleuten gibt, die Menschenliebe mit dem Muthe in allen ihren Thaten vereinigt. „O Oscar! beuge den Starken im Streite, aber schone der schwachen Hand. Sey du ein Strom vieler Fluthen wider die Feinde deines Volks; aber sey gleich dem Winde, der das Gras bewegt, gegen diejenigen, die dich um Hülfe bitten. Suche niemahls die Schlacht, aber fliehe sie nicht, wenn sie kommt. So lebte Trenmor; so war Trathal; und so ist Fingal gewesen. Mein Arm war die Stütze der Beleidigten; und die Schwachen ruheten hinter dem Blitze meines Stuhls *)."

*) Fingal B. III.

Die Menschenliebe gegen die Überwundenen zeigt sich sehr deutlich in folgender Stelle. Nach der Niederlage des Swaran, Königs von Lochlin, sagt Fingal: „Ullin, erhebe den Gesang des Friedens, und lindere meine Seele nach der Schlacht, damit mein Ohr das Geräusch der Waffen vergessen möge. Und laß hundert Harfen in der Nähe seyn, um den König von Lochlin fröhlich zu machen; er muß von uns mit Freuden scheiden; noch keiner ging jemahls traurig von Fingal. Oscar, das Blitzen meines Schwerts ist wider die Starken; aber ruhig hangt es an meiner Seite, wenn sich die Krieger in der Schlacht ergeben *)."

Nach den oben vorgestellten Scenen wird man wohl nicht glauben, daß Ossian von den Sitten abweicht, die er vorstellet, indem er die Gastfreyheit seiner Heerführer beschreibt. „Rathmor war ein Held von Clutha. Die Schwachen wohnten in seiner Halle. Die Thore Rathmors wurden niemahls geschlossen: sein Tisch war allezeit gedeckt. Die Söhne des Fremden kamen, und segneten den großmüthigen Helden von Clutha. Die Barden erhoben den Gesang, und schlugen die Harfe: die Freude breitete sich aus auf dem Gesichte der Traurigen. Dunthalmo kam in seinem Stolze, und lief in den Streit mit Rathmor. Der Held von Clutha überwand. Die Wuth des Dunthalmo stieg auf: er kam mit seinen Krie-

*) Fingal B. VI.

gern bey der Nacht, und der mächtige Rathmor fiel: er fiel in seiner Halle, wo oft sein Tisch für Fremde war gedeckt gewesen*)." Es scheint nicht, daß es die Großmuth seiner Heerführer übersteigt, die nur nach Ruhme strebten, daß sie sogar ihre Feinde vor einer Schlacht bewirtheten. Cuchullin sagt nach dem ersten Treffen mit Swaran, dem Könige von Lochlin oder Scandinavien, zu dem Carril, einem von seinen Barden: „Ist dieses Mahl für mich allein und den König von Lochlin an Ullins Ufer bereitet, entfernt von dem Wildbret seiner Hügel, und den tönenden Hallen seiner Mahlzeiten? Stehe auf, Carril, und bringe meine Worte dem Swaran; sage ihm von dem Brüllen der Wasser, daß Cuchullin sein Mahl hält. Hier kann er auf den Schall meiner Wälder mitten unter den Wolken der Nacht horchen: denn kalt und bleich fahren die sausenden Winde über den Schaum seiner Seen. Hier kann er die zitternde Harfe rühmen, und die Gesänge der Helden hören*)." Der Scandinavische König, der weniger höflich war, nahm die Einladung nicht an.

Die Grausamkeit wird überall als ein schändliches Laster verworfen. So heißt es in der Rede von den Barden: „Cairbar fürchtete sich, sein Schwert gegen die Barden aufzuheben, obgleich

---

*) Calthon und Colmal.

**) Fingal B. I.

seine Seele ganz finster war; aber er verschloß uns mitten in der Finsterniß. Drey Tage seufzeten wir allein; am vierten aber kam der edle Cathmor. Er hörte unsere Stimme aus der Hölle, und richtete das Auge seines Zornes auf Cairbar. Held von Atha, sagte er, wie lange willst du meine Seele quälen? Dein Herz ist wie der Fels der Wüsten, und deine Gedanken sind finster. Aber du bist der Bruder des Cathmor, und er wird deine Schlachten ausmachen. Cathmors Seele ist nicht wie die deinige, du schwache Hand im Kriege. Das Licht meines Busens ist mit deinen Thaten befleckt. Die Barden werden nicht von meinem Ruhme sagen: sie mögen sagen, Cathmor war tapfer, aber er focht für den finstern Cairbar; sie werden in der Stille vor meinem Grabe vorbey gehen, und man wird meinen Ruhm nicht hören. Cairbar, laß die Barden los; sie sind die Söhne von andern Zeiten: man wird ihre Stimme in andern Menschenaltern hören, wenn die Könige von Temora verschieden sind *)."

Die ächten Sitten werden weder vom Tacitus noch Shakespear besser nach dem Leben gemahlet. Ein solches Gemählde kann die bloße Erfindung nicht erreichen, und muß das Werk der Kenntniß und des Gefühles seyn.

Me[illegible]ann die Sitten einer Nation aus dem

---

*) Temora.

Ansehen entdecken, welches ihre Weiber haben. Unter den Wilden werden die Weiber wie Sclaven gehalten; und sie erlangen nicht eher das Ansehen, welches dem schönen Geschlechte gebühret, bis die Sitten merklich verfeinert sind. Nach den oben beschriebenen Sitten müssen die Weiber unter den alten Caledoniern eine ansehnliche Figur gemacht haben. Wir wollen den Ossian in diesem Stücke untersuchen, um zu urtheilen, ob er eben den Ton der Sitten bis auf einen jeden besondern Umstand fortführet. Man sieht aus folgenden Stellen, daß die Weiber in großer Hochachtung standen. „Tochter von der Hand des Schnees! ich war nicht so traurig und blind; ich war nicht so finster und verlassen, da Everallin mich liebte, Everallin mit dem dunkelbraunen Haare. Tausend Helden verlangten das Mädchen, aber sie versagte tausenden ihre Liebe; die Söhne des Schwerts wurden verachtet; denn Ossian war anmuthig in ihren Augen. Ich ging, um das Mädchen zu erlangen, bis an Logos schwarze Wellen; zwölf von meinem Volke waren da, Söhne des strömigen Morven. Wir kamen zu Branno, dem Freunde der Fremden. — Woher, sagt er, sind die Waffen von Stahl? Nicht leicht ist das Mädchen zu gewinnen, welches die blauäugigen Söhne des Erin ausgeschlagen hat. Aber gesegnet bist du, o Sohn Fingals, glücklich ist das Mädchen, das auf dich wartet. Hätte ich zwölf Töchter von Schönheit, so solltest du, Sohn des Ruhmes, die Wahl haben. Dann öffnete er die Halle des Mädchens, der schwarzhaarigen Everallin. Die Freude erwachte in unsern stählernen

Busen, und segneten die Tochter des Brauno*)."
„Ossian, König der Schwerter, antwortete der Barde, du erhobest am besten den Gesang. Lange bist du, Carril, bekannt gewesen, du Anführer der Schlachten. Oft habe ich die Harfe für die liebenswürdige Everallin geschlagen. Auch du hast oft meine Stimme in Brannos Halle begleitet; und oft ließ sich auch unter unsern Stimmen die sanfteste Everallin hören. Eines Mahles sang sie von Cormacs Falle, des Jünglinges, der um ihrer Liebe willen starb. Ich sah die Thränen auf ihren Wangen, und auch auf deinen, du Held der Menschen. Ihre Seele war wegen des Unglücklichen gerühret, ob sie ihn gleich nicht liebte. Wie schön unter tausend Mädchen war die Tochter des großmüthigen Branno **)."

Die Liebe macht nebst dem Kriege das größte Aufsehen; und dieses kann sie auch wohl thun; denn in Ossians Gedichten athmet sie alles sanft, zärtlich und erhaben. „Sie fochten an Lubars grasigen Ufern, und Grudar fiel. Der wilde Gairbar kam in das Thal des wiederhallenden Tura, wo Brassolis, die schönste seiner Schwestern, ganz allein den Klaggesang erhob. Sie besang die Thaten des Grudar, des Jünglings ihrer geheimen Seele: sie beklagte ihn in dem Felde des Bluts; aber immer hoffte sie noch auf seine Zu-

*) Fingal B. IV.

**) Fingal B. V.

rücklunft. Ihr weißer Busen zeiget sich durch ihr Gewand, wie der Mond durch die Wolken der Nacht; ihre Stimme war sanfter als die Harfe, um den Klaggesang zu erheben: ihre Seele war auf den Grudar gerichtet; der geheime Blick ihres Auges war sein." — „Wenn willst du in deinen Waffen kommen, du Mächtiger im Kriege? Nimm Brassolis, sagte Cairbar, nimm diesen blutigen Schild: häng ihn auf in meiner Halle, die Rüstung meines Feindes. Ihr sanftes Herz schlug gegen ihre Seite: sie floh ganz verwirrt und blaß, und fand ihren Jüngling in seinem Blute. — Sie starb in Cromlas Gefilde. Hier ruhet ihr Staub, Cuchullin; und diese zwey einsamen Eichen, die aus ihren Gräbern gewachsen, wünschen in der Höhe zusammen zu kommen. Schön war Brassolis im Thale, und Grudar auf dem Hügel. Die Barden sollen ihre Nahmen erhalten, und sie künftigen Zeiten wiederhohlen *)." „Fingal kam in seiner Sanftmuth, und freuete sich in geheim über die Thaten seines Sohnes. Mornis Antlitz erheiterte sich vor Freuden, und seine bejahrten Augen sahen schwach durch die Thränen der Freude hindurch. Wir kamen zu den Hallen von Selma, und saßen rund um das festliche Mahl herum. Die Mädchen des Gesangs kamen zu uns, und auch die sanft erröthende Everallin. Ihr schwarzes Haar breitete sich über ihren schneeweißen Nacken aus, und ihr Auge sah in geheim nach dem Ossian herum. Sie schlug

*) Fingal B. I.

die Harfe, und wir segneten die Tochter des Branno *)."

Hätten die Caledonier ihre Weiber als Sclaven gehalten, und eben so niedrig von ihnen gedacht, wie die Wilden gemeiniglich zu thun pflegen, so würde es dem Ossian niemahls eingefallen seyn, ihnen so viele Annehmlichkeiten zuzuschreiben, welche das weibliche Geschlecht erhöhen, und viele von ihnen zu Gegenständen der reinen und erhabenen Liebe machen. Ein Wilder hätte ohne Hülfe der Eingebung solche verfeinerte Sitten sich niemahls vorstellen können. Ja ich sage noch mehr: gesetzt auch, ein Wilder hätte eine göttliche Eingebung gehabt, so würden seinen Landsleuten die Sitten, die mit ihren eigenen so wenig überein kommen, nicht gefallen haben. Und doch ist es gewiß, daß man sie hoch geschätzet hat, indem sie unter allen Ständen allgemein ausgebreitet waren, und sich viele Jahrhunderte hindurch ohne Schriften bloß mündlich erhalten hatten. Hier trifft der oben erwähnte Beweis mit doppelter Stärke ein, um darzuthun, daß die Sitten der Caledonier wirklich müssen so gewesen seyn, wie sie Ossian beschreibt.

Catharina Alexewna, Kaiserinn von Rußland, errichtete Assembleen von Mannspersonen und Frauenzimmern, als ein Mittel, die Sitten ihrer Unterthanen zu verfeinern, und sie mächte zur

---

*) Lathmon.

Erhaltung des Wohlstandes in solchen Gesellschaften eine Verordnung bekannt, wovon das folgende eine Probe ist. „Die Damen, welche mit Fragen und Befehlen spielen, sollen nicht lärmend noch zänkisch seyn. Kein Herr darf es wagen, einen Kuß zu erzwingen, noch eine Frau in der Gesellschaft zu schlagen, unter der Strafe der Ausschliessung. Die Damen sollen sich unter keinem Vorwande nicht betrinken; noch die Herren vor neun Uhr." Man vergleiche die Sitten, die eine solche Verodnung. erforderten, mit den oben beschriebenen Sitten Kann man wohl annehmen, daß die Damen und Herren in den Gedichten des Ossians sich jemahls nach dem Alter von zwölf Jahren mit der blinden Kuh, Fragen und Antworten, oder dergleichen kindischen Spielen belustigten? Kann man sich wohl vorstellen, daß Bragela oder Malvina so oft betrunken waren, daß dazu eine öffentliche Verordnung erfordert wurde? oder daß ein Held des Ossians jemahls eine Frau von Stande im Zorne geschlagen hat?

Die Unsterblichkeit der Seele war ein Hauptartikel in dem Celtischen Glauben, den die Druiden eingeschärft hatten *). Und wir finden im Valerius Maximus folgende Stelle: „Man sagt, daß die Gallier oft Geld ausliehen, welches in den unterirdischen Gegenden wieder sollte bezahlt werden, nach einer gewissen Überzeugung, daß die Seelen der Menschen unsterblich wären. Ich

*) V. Pompon. Mela, Ammian. Marcell.

würde sie Narren heissen, wenn diese Hosenträger nicht eben so wie Pythagoras, der einen Mantel trug, gedacht hätten *)." Alle Wilden haben einen Begriff von der Unsterblichkeit; aber wenige, sogar die weisesten vor der Herrschaft der Christlichen Religion hatten den geringsten Begriff von andern Beschäftigungen in einem zukünftigen Leben, als von solchen, zu welchen sie in diesem Leben gewöhnt waren. Sogar Virgil mit seiner ganzen poetischen Erfindung weiß keine andern Belustigungen für seine abgeschiedenen Helden, als diejenigen, die sie in ihrem Leben liebten: eben die Liebe zum Kriege, eben den Geschmack an Jagen, und eben die Neigung zu ihren Freuden. Da wir keine Ursache haben, mehr Erfindung im Ossian zu erwarten, so kann diese Bemerkung als ein Schlüssel zu den von ihm eingeführten Geistern, und zu seiner ganzen Maschinerie, wie es die Kunstrichter nennen, behülflich seyn. Seine Beschreibung von diesen Geistern ist ganz deutlich aus dem Glauben seines Landes hergenommen.

Es würde allerdings in einer historischen Nachricht von dem Fortgange der Sitten eine grobe Unempfindlichkeit anzeigen, wenn man die oben erwähnten Sitten hätte übergehen wollen. Diese Materie ist mir zwar wider Vermuthen unter der Hand angewachsen; aber sie ist auch nicht

---

*) B. II.

wenig interessant. Sind diese Sitten wirklich so ächt, so sind sie in der Geschichte des Menschen ein sonderbares Phänomen; sind sie aber von der Erfindung eines ungelehrten Barden, der unter den Wilden solche Sitten gar nicht kannte, so ist das Phänomen nicht weniger sonderbar. Man mag annehmen was man will, so muß man eine Art von Wunder zulassen. In den oben angeführten Beyspielen ist eine so schöne Mischung von Simplicität und Würde, und so viel Leben, welches man den beschriebenen Sitten gegeben hat, daß man die wirklichen Sitten niemahls mit einem stärkern Scheine der Wahrheit vorgestellet hat. Sind diese Sitten erdichtet, so sage ich noch einmahl, daß der Verfasser eine Eingebung muß gehabt haben; sie übersteigen augenscheinlich die Erfindung eines Wilden; ja sie übersteigen die Erfindung eines jeden bekannten Schriftstellers. Ein jeder wird hierüber selbst am besten urtheilen; vielleicht macht bey mir die allzu große Liebe zu solchen verfeinerten Sitten, daß ich mehr zur Wirklichkeit als zur Erdichtung derselben geneigt bin.

Jedoch ich merke auch zu gleicher Zeit, daß so reine und erhabene Sitten in dem ersten Stande der Gesellschaft nicht so leicht zu erklären sind. Die Caledonier waren kein ursprünglicher Stamm, um eine Vermuthung zu bestärken, daß sie besondere Sitten gehabt hätten: sie waren ein Zweig von den Celten, und hatten eine Sprache, die ihnen mit den Einwohnern von Gallien und England gemein war. Die Sitten von allen die-

sen Völkern waren ohne Zweifel einerley, oder beynahe eben dieselbigen; und wenn wir zur Erklärung der Caledonischen Sitten einiges Licht erwarten, so muß es aus diesen Gegenden seyn: wir haben wirklich keine andere Zuflucht. Diodor von Sicilien *) berichtet von den Celten, daß sie zwar kriegerisch, aber in ihren Handlungen aufrichtig, und von Betrug und Falschheit weit entfernt gewesen. Und Cäsar **) sagt: „die Gallier sind offenherzig und gar nicht hinterlistig; und im Gefechte verlassen sie sich auf ihre Tapferkeit, und nicht auf Kriegslist." Sie waren zwar gegen ihre Feinde grausam, doch meldet Pomponius Mela ***), daß sie gegen die Bittenden und Unglücklichen gütig und mitleidig gewesen. Strabo †) beschreibt die Gallier als ein kriegerisches und zum Fechten munteres, sonst aber unschuldiges, und von aller Bosheit entferntes Volk. Er saget, daß sie drey Ordnungen von Menschen hätten, nähmlich Barden, Priester und Druiden; daß das Geschäft der Barden darin bestehe, die Dichtkunst zu treiben, und zum Lobe ihrer abgeschiedenen Helden Gesänge zu ver-

---

*) B. V.

**) de bello Afric.

***) B. III.

†) B. IV.

fertigen; daß die Priester dem Gottesdienste vorstünden; und daß die Druiden sich auf die Moral und Physik legten, alle Streitigkeiten entschieden, und sogar eine Anführung im Kriege hätten. Cäsar, der auf die bürgerlichen Angelegenheiten nicht weniger aufmerksam war, faßt diese drey Ordnungen unter dem Nahmen der Druiden zusammen, und bemerket dabey, daß die Druiden ihren Schülern eine große Anzahl von Versen vorsagten, die sie auswendig lernen mußten. Diodor von Sicilien sagt, daß die Gallier unter dem Nahmen der Barden ihre Dichter hätten, welche zum Lobe von einigen, und zum Tadel von andern Arien singen, die sie mit der Harfe begleiteten. Lucan redet ebenfalls von diesen drey Ordnungen, und sagt unter andern: „Auch ihr Barden, die ihr eure tapfern und im Kriege gebliebenen Seelen als Dichter der Nachkommenschaft anpreiset, habet ganz ruhig viele Gedichte verfertiget."

Was die Celtischen Frauenzimmer überhaupt anbetrifft, so sagen alle Schriftsteller einmüthig, daß sie ausnehmend schön gewesen *). Sie waren auch wegen ihres Verstandes eben so merkwürdig, als wegen ihrer Schönheit. Wenn man dem Diodor glauben kann, so hatten die Weiber in Gallien eben so viel Muth als die Männer. Tacitus sagt in dem Leben des Agricola, daß die Brittischen Weiber sich oft mit den Männern

*) Diod. Sic. lib. 5. Athenaeus lib. 13.

vereinigten, wenn sie von einem Feinde angegriffen würden. Ja sie wurden so hoch geachtet, daß man sie zu der höchsten Befehlshaberstelle für fähig hielt. Eben dieser Schriftsteller sagt: „sie machen keinen Unterschied des Geschlechts in Ertheilung der höchsten Macht *).“ Und diesem zu Folge war auch in dem Kriege, den Caractacus, ein tapferer Brittischer König, wider die Römer führte, die Cartismandua Königinn der Briganten. Die Boadicea wird in den Römischen Annalen als eine Königinn von kriegerischem Geiste erwähnt. Sie führte eine große Armee an wider die Römer, und indem sie ihr Volk ermahnte, sich tapfer zu verhalten, so machte sie die Anmerkung, daß es gar nicht ungewöhnlich wäre, eine Brittische Armee von einem Frauenzimmer zur Schlacht geführet zu sehen, wobey Tacitus sein Zeugniß hinzusetzt, „daß die Britten sogar den Frauenzimmern als Anführern in der Schlacht zu folgen pflegten **).“ Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Celtischen Frauenzimmer, die eben so viel Muth als Schönheit hatten, bey jeder öffentlichen Unterhaltung eine Hauptfigur machten ***).

Die Gallischen Celten brachten ohne Zweifel

---

*) Vita Agric. c. 16.

**) Annal. I. 24.

***) Athenaeus lib. 10.

ihre Sitten und Gebräuche mit sich nach Brittanien, und breiteten sie nach und nach von Süden gegen Norden aus; und da die Caledonier, welche in den nördlichen Theilen der Insel ein bergiges Land bewohnten, wenig Umgang mit andern Nationen hatten, so behielten sie viele Celtische Gewohnheiten, besonders den Gebrauch der Barden, lange Zeit in ihrer Reinigkeit. Alle Heerführer hatten Barden in ihrem Solde, welche zum Lobe ihrer Vorfahren Lieder verfertigen, und sie mit der Harfe begleiten mußten. Diese Unterhaltung entflammte ihre Liebe zum Kriege, und milderte zu gleicher Zeit ihre Sitten, welche, wie Strabo berichtet, von Natur unschuldig, und von aller Bosheit entfernt waren. Es hatte außerdem einen wunderbaren Einfluß in die Bildung tugendhafter Sitten. Die Barden wählten natürlicher Weise zum Ruhme der abgeschiedenen Helden ihre tugendhaften Thaten, welche sich in Heldengedichten am besten ausnehmen, und am meisten dazu beytragen, den Held des Gesanges berühmt zu machen: man kann zwar dem Laster schmeicheln; aber man lobet doch nicht gern eine andere als eine tugendhafte und heldenmüthige That. Daher bemerket Ammianus Marcellinus *), daß die Barden in ihren Gesängen die Tugend und lobenswürdigen Thaten einschärften. Die Barden, welche in großer Hochachtung standen, nahmen dadurch in der Dichtkunst sehr zu; wovon wir ein deut,

*) B. XV.

liches Beyspiel an den Werken des Ossians haben. Ihre vornehmsten Gedichte wurden von den Mitgliedern ihres eigenen Ordens fleißig studirt, und von allen ausnehmend bewundert. Die Gesänge der Barden machten in der Begleitung der Harfe einen tiefen Eindruck auf den jungen Krieger, erhoben einige zu Helden, und beförderten die Tugend bey jedem Zuhörer *). Ein anderer Umstand trug ebenfalls vieles dazu bey, die Caledonischen Sitten zu bilden, die sie mit einer jeden Nation in dem ersten Stande der Gesellschaft gemein hatten, nähmlich daß der Geitz unter ihnen ganz unbekannt war. Die Leute in diesem Stande haben keine beständigen Bedürfnisse, und können leicht alles erlangen, was die Natur erfordert; sie wissen wenig vom Eigenthume, und denken gar nicht daran, die Glücksgüter zu sammeln; und deßwegen sind sie auch allezeit redlich und uneigennützig. Wenn nun das weibliche Geschlecht, welches in Ossians Gedichten eine große Figur macht, wegen dem Muthe

---

**) Polydor Virgil sagt: „die Irrländer sind in der Musik sehr geschickt." — Irrland wurde aus Brittanien bevölkert, und die Musik dieses Landes muß von Brittischen Barden herrühren. Die Barden von Wallis waren die großen Verfechter der Unabhängigkeit, und thaten besonders Eduard dem I. einen hartnäckigen Widerstand, da er seine Waffen gegen Wallis richtete. Und daher rühret die Sage, daß die Barden in Wallis von diesem Könige insgesammt wären erschlagen worden.

und der Schönheit so berühmt war, wie es die besten Schriftsteller vorstellen; so ist es nicht zu verwundern, daß Ossian die Frauenzimmer als Gegenstände der reinsten und zärtlichsten Liebe schildert. Man muß hierbey auch dieses nicht unbemerkt lassen, daß die sanften und zärtlichen Töne der Harfe einen Reitz haben, die Sitten zu reinigen, und die Liebe zu verfeinern.

Man kann zwar vielleicht zweifeln, ob die hier angegebenen Ursachen der Celtischen Sitten völlig zureichend sind; allein so bald als man sich auf die ächte Geschichte verlassen kann, so ist auch nicht mehr zu zweifeln, daß die Sitten der Gallischen und Brittischen Celten, nebst den Caledonischen, wirklich so gewesen sind, wie wir sie oben beschrieben haben. Da nun die Sitten, welche Ossian seinen Landsleuten, den Caledoniern, zuschreibt, in allen Stücken mit den erwähnten Sitten übereinstimmen; so folget deutlich, daß Ossian kein Erfinder war, sondern seine Gemählde der Sitten aus dem wirklichen Leben hernahm. Dieses wird durch den innern Beweis noch wahrscheinlicher, indem es eben derselbe ist, den wir oben so weitläufig geführet haben; und nun wird diese Wahrscheinlichkeit durch die ächte Geschichte so sehr erhöhet, daß kein Raum zu einem Zweifel mehr übrig bleibt.

Unsere gegenwärtigen Hochländer sind nur ein kleiner Theil von den Einwohnern Brittaniens; und sie haben seit der Zeit, da Künste und Wissenschaften blüheten, und friedliche Sitten herrsch-

ten, ihr Ansehen sehr verloren. Und doch findet man noch bey diesem Volke viele übrig gebliebene Züge ihrer Vorfahren, der Caledonier. Sie haben bis auf den heutigen Tag noch eine Neigung zum Kriege, und sind nach einer guten Abrichtung vortreffliche Soldaten, mäßig, munter und gehorsam. Sie sind vorzüglich gastfrey; und der Charakter, den Strabo von den Gallischen Celten gibt, daß sie unschuldig und ohne Bosheit wären, läßt sich vollkommen auf sie anwenden. Dieses aber ist leicht zu erklären, daß sie nicht mehr die Großmuth und Heldenmuth der Caledonier besitzen. Die letztern waren ein freyes und unabhängiges Volk, welches keine höhere Macht fürchtete, und unter der sanften Regierung ihrer eigenen Oberhäupter lebte, so daß allerdings die gegenwärtigen Hochländer in Vergleichung mit ihren Vorfahren eine sehr unbedeutende Figur machen; ihr Land ist dürre und unfruchtbar, und überhaupt nur ein kleiner Theil eines mächtigen Königreichs; und ihre Sprache beraubet sie des Umgangs mit ihren gesitteten Nachbarn.

Man hat gewiß nie in der Litteratur eine außerordentlichere Entdeckung gemacht, als die Werke des Ossians. Anfänglich schien es eine sehr schlecht erdachte Betrügerey zu seyn, die Scene der Handlung unter den Jägern in den ersten Stand der Gesellschaft zu setzen, und einem solchen Volke ein System von Sitten beyzulegen, welches dem gesittetesten Staate Ehre machen würde. Allein wenn es eine Betrügerey

ist, warum ist sie so kühn und unwahrscheinlich? Warum erfindet man nicht Sitten, die sich für den wilden Stand besser schicken? Und da das Werk gewiß große Verdienste hat, warum verschwieg der Verfasser seinen Nahmen? Diese Betrachtungen erregten meine Aufmerksamkeit, und brachten die vorhergehende Untersuchung hervor, die ich beschloß, weil ich mir einbildete, daß man hierüber nicht mehr Licht erlangen könnte. Allein nach einer langen Zeit fiel mir ein, daß, da die Caledonier ehemahls mit den Scandinaviern verbunden gewesen, die Sitten der letztern bey der gegenwärtigen Untersuchung vielleicht einiges Licht geben könnten. Ich spannte meine Segel in einem weiten Ocean aus, und hoffte köstliche Waaren einzuführen. Ich durchlas viele Bände von der Scandinavischen Geschichte, besonders wo die Sitten der Einwohner in dem ersten Stande der Gesellschaft beschrieben werden; und nun fahre ich fort, meinem Leser die Früchte meiner Arbeit vorzulegen.

„Die Dänen, sagt Adam von Bremen, sind wegen ihrem erhabenen Gemüthe vorzüglich merkwürdig; die Todesstrafe wird bey ihnen weniger gefürchtet, als die Strafe der Geißel." „Die Philosophie der Cimberer, sagt Valerius Maximus, ist munter und muthig: sie springen vor Freuden in eine Schlacht, und hoffen auf ein rühmliches Ende; und in Krankheit klagen sie aus Furcht des Gegentheils." Ihr Muth wurde durch eine Meinung verstärket, daß diejenigen, welche in der Schlacht tapfer fechten und um-

kommen, sogleich in die Halle Odins versetzt werden, um aus der Hirnschale eines Feindes Bier zu trinken. Ihre Großmuth war so stark, daß sie es für schändlich hielten, einen Sieg durch Überraschung zu erlangen. Man findet sogar in ihren seeräuberischen Feldzügen Beyspiele, daß sie alle Schiffe, welche die Anzahl der feindlichen überstieg, zurück ließen, damit man den Sieg nicht der überlegenen Anzahl zuschreiben möchte. Man hielt es für unanständig, ein Gefecht auszuschlagen, so ungleich es auch seyn mochte; denn man glaubte, der Muth machte alle Menschen gleich. Es war unrühmlich, sogar über den Tod der Freunde Thränen zu vergießen.

Die Scandinavier waren in hohem Grade gegen das Lob und den Tadel empfindlich; denn die Liebe zum Ruhme war ihre Lieblingsleidenschaft. Olav, König von Norwegen, stellte drey von seinen Scalden oder Barden in einer Schlacht um sich herum, und sagte: „Ihr sollt nicht allein erzählen, was ihr gehöret habt, sondern auch, wovon ihr Augenzeugen seyd." Wir finden, daß sie bey jeder Gelegenheit auf Ruhm, Ehre, und Verachtung des Todes als Hauptgrundsätze drangen. Der bloße Verdacht der Feigheit war mit einer allgemeinen Verachtung begleitet; ein Mann, der seinen Schild verloren, oder eine Wunde auf dem Rücken bekommen hatte, durfte niemahls wieder öffentlich erscheinen. Frotho, der König von Dännemark, der in einer Schlacht gefangen war, wollte weder die Freyheit, noch sein Leben erhalten. „Wozu, sagte er, sollte ich die

Schande überleben, ein Gefangener gewesen zu seyn? Und wenn ihr mir auch meine Schwester, meinen Schatz, und mein Königreich wieder geben wolltet, würden alle diese Güter mir wohl meine Ehre wieder herstellen? Die zukünftigen Zeiten werden doch allezeit sagen, daß Frotho von seinem Feinde ein Gefangener gewesen." Wir haben oben den Gesängen der Caledonischen Barden eine große Wirksamkeit zugeschrieben; und nun finde ich mit Vergnügen, daß meine Bemerkungen in einer jeden Scandinavischen Geschichte bestätiget werden. Die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden werden in den alten Chroniken vorgestellet, wie sie beständig mit Scalden oder Barden umgeben waren, welche mit großer Hochachtung, besonders von Fürsten, im Kriege behandelt worden. Harold Harfager setzte sie bey seinen Mahlzeiten über alle seine Offiziere, und brauchte sie in Unterhandlungen von der größten Wichtigkeit. Die Dichtkunst, die in großer Achtung stand, wurde von Männern vom ersten Range bearbeitet. Rochvald, Graf von Orkeney, wurde für einen geschickten Dichter gehalten. Der König Regnar war eben so sehr wegen der Dichtkunst, als im Kriege berühmt. Es war das eigene Geschäft der Barden in Scandinavien, wie in andern Ländern, die Thaten der abgeschiedenen Helden in Oden zu besingen. Sie wurden oft gebraucht, die Truppen vor einer Schlacht anzufeuern. Hacon, Graf von Norwegen, hatte in seinem berühmten Treffen wider die Krieger von Jomsburg fünf berühmte Dichter, von welchen ein

jeder den Soldaten vor dem Anfange des Treffens eine Ode sang. Saxo der Grammatiker, welcher eine Schlacht zwischen Waldemar und Sueno beschreibt, erwähnt einen Scalden, der dem erstern gehörte, welcher vor die Fronte der Armee trat, und den letztern in einer rührenden Ode als den Mörder seines eigenen Vaters ausschalt.

Die Oden der Scandinavischen Barden haben eine besondere Stärke, welche nicht schwer zu erklären ist. Die Neigung der Scandinavier zum Kriege, ihre Liebe zum Ruhme, ihr unbefleckter Muth, und ihre kriegerischen Thaten brachten natürlicher Weise erhabene Empfindungen, und einen erhabenen Ton der Sprache hervor; und beydes zeigte sich in der Verherrlichung heldenmäßiger Thaten. Man merke hiervon nur folgende Beyspiele. In einer Sammlung alter historischer Denkmähler des Nordens, welche Biorner, ein gelehrter Schwede, heraus gegeben hat, ist folgende Stelle befindlich. „Grunder, welcher sah, daß Grymer wüthend durch die feindlichen Batallions rannte, schrie laut: Du allein bist noch übrig, mit mir einen Zweykampf zu wagen. Es ist jetzt die Reihe an dir, die Schärfe meines Schwerts zu fühlen. Ihre Säbel hängen wie schwarze und drohende Wolken schrecklich in der Luft. Grymer fällt wie ein Donnerkeil hernieder; ihre Schwerter schlagen wüthend; sie selbst baden im Blute. Grymer spaltet den Helm seines Feindes, hauet seine Rüstung in Stücken, und öffnet seinen Busen. Grunder

sinkt zu Boden; und Grymer erhebt ein schreckliches Siegesgeschrey." Dieses Gemählde ist von einer Meisterhand gemacht. Die Hauptumstände sind wohlbedächtig gewählt; und die Erzählung ist gedrungen und fortreissend. Man erlaube mir, daß ich dieses Gemählde mit einem oder zweyen in Ossians Manier vergleiche. „Wie des Herbsts finstre Stürme sich von zwey wiederhallenden Hügeln herabgießen; so nähern sich die Helden einer dem andern. Wie von hohen Felsen zwey trübe Ströme sich vermischen, und in der Ebene brüllen; so kommen Lochlin und Innis-Fail laut, rauh, und finster in der Schlacht zusammen. Ein Held vermischt seine Schläge mit dem Helden, und Mann mit Mann; Stahl klingt gegen Stahl, und Helme werden in der Höhe gespalten. Blut bricht hervor, uud rauchet umher. Sehnen brummen an dem glatten eichnen Holze. Pfeile fahren dahin durch die Luft. Lanzen fallen wie Feuerfunken, welche das stürmige Antlitz der Nacht vergolden. Wie das Geräusch des unruhigen Oceans, wenn die Wellen hoch daher rollen, wie der letzte Schlag des donnernden Himmels, so ist das Geräusch der Schlacht. Obgleich Cormacs hundert Barden da waren, so war doch die Stimme von hundert Barden zu schwach, die Erschlagenen den zukünftigen Zeiten zu überliefern; denn der Helden war eine große Anzahl, die fielen, und weit ergoß sich das Blut der tapfern Streiter." Ingleichen: „Wie tausend Wellen gegen die Felsen rollen, so kam Swarans Heer heran; wie ein Fels gegen tausend Wellen steht, so stand auch Innis-Fail ge-

gen Swaran. Die Stimme des Todes wird rund umher gehöret, und vermischt sich mit dem Schalle der Schilde. Jeder Held ist ein finsterer Pfeiler, und das Schwert ein Feuerstrahl in seiner Hand. Von einem Flügel zum andern wiederhallet das Feld, wie hundert Hammer, die sich abwechselnd auf der rothen Sonne des glühenden Eisens erheben. Wer sind jene auf Lenas Gefilde, so dunkel und finster? Sie sind wie zwey Wolken, und ihre Schwerter blitzen in der Höhe. Wer ist es anders als Ossians Sohn, und der auf Wagen getragene Held Erin?" Diese zwey Beschreibungen machen einen tiefern Eindruck, und erheben das Herz mehr als die erstern: sie sind durch kurze und fein eingewebte Gleichnisse noch poetischer, und die Bilder weit erhabener. Und doch ist des Ossians vornehmstes Talent die Empfindung, worin die Scandinavischen Barden ihm weit nachstehen: er hat in der Großmuth und Zärtlichkeit der Empfindungen seines gleichen nicht.

Die alten Scandinavier waren ohne Zweifel, in Vergleichung mit den südlichen Nationen von Europa, ein barbarisches Volk; aber daß sie keine groben Wilden gewesen, kann man aus einem Gedichte, welches noch unter dem Nahmen Havamaal, oder die erhabene Rede Odins, vorhanden ist, deutlich wahrnehmen. Obgleich dieses Gedicht sehr alt ist, so enthält es doch viele gute Lehren und vernünftige Betrachtungen, wovon folgende eine Probe sind.

Glücklich ist derjenige, welcher den Beyfall und Zuneigung der Menschen gewinnet.

Liebet eure Freunde, und liebet auch ihre Freunde.

Wo ist der tugendhafte Mann, der nicht einen Fehler hat? Wo ist der böse Mann, der nicht eine gute Eigenschaft hat?

Reichthümer bekommen Flügel: Anverwandte sterben: ihr selbst werdet sterben. Nur ein Ding kann das Schicksal nicht erreichen: nähmlich das Urtheil, welches über die Todten ergehet.

Es ist keine Krankheit härter, als wenn man nicht mit seinem Loose zufrieden ist.

So lange wir leben, laßt uns wohl leben: ein Mann zündet sein Feuer an; aber ehe es verbrannt ist, kann der Tod herein kommen.

Wir haben bisher gesehen, daß die Sitten der Scandinavier in vielen Hauptumständen mit den in Ossians Werken beschriebenen Sitten überein stimmen. Jedoch ich lege selbst kein groſses Gewicht auf diese Ähnlichkeit, weil man solche Sitten auch unter verschiedenen andern kriegerischen Nationen in dem ersten Stande der Gesellschaft findet. Der Umstand, welcher den gröſsten Zweifel wider Ossians System der Sitten erreget hat, ist die groſse Figur, welche seine Frauenzimmer machen. Andere wilde Na-

tionen halten sie für Wesen von einem geringern Range, und begegnen ihnen deßwegen mit keiner großen Achtung: hingegen bey dem Ossian haben sie ein großes Ansehen, und werden von den Männern sehr hoch geschätzt. Ich kann mein Vergnügen mit Worten nicht genug ausdrücken, da ich entdeckte, daß das weibliche Geschlecht in alten Zeiten unter den barbarischen Scandinaviern ebenfalls in so großem Ansehen stand. Eine so vollkommene Ähnlichkeit in Absicht auf eine unter den Barbaren höchst sonderbare Sache muß auch den hartnäckigsten Ungläubigen bekehren, und Ossians Wahrhaftigkeit außer allen Zweifel setzen. — Jedoch ich darf wohl nichts im Voraus annehmen. Man kann nicht eher ein Urtheil sprechen, als bis der Beweis geführet ist; und daher fahre ich fort, diese Arbeit mit der gewissen Hoffnung eines guten Erfolgs zu unternehmen.

Es ist eine von vielen Schriftstellern bestätigte Wahrheit, daß die Weiber in dem nördlichen Europa wegen ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit vorzüglich berühmt gewesen. Cäsar sagt in dem ersten Buche seiner Commentarien, in der Beschreibung einer Schlacht von den Helvetiern, daß die Weiber mit einem kriegerischen Muthe ihre Männer zur Standhaftigkeit vermahnet, und die Karren zur Vermeidung ihrer Flucht in eine Reihe gestellet hätten. Florus und Tacitus melden, daß verschiedene Schlachten dieser barbarischen Nationen durch ihre Weiber wären erneuert worden, indem sie ihre bloßen Busen dargestellet, und ihren Abscheu vor der Ge-

fangenschaft bezeuget hätten. Flavius Vopiscus sagt, indem er von Proculus Cäsar schreibt, daß man hundert Sarmatische Jungfrauen in einer Schlacht gefangen bekommen hätte. Die Longobardischen Weiber ergriffen die Waffen ihrer erschlagenen Männer, und erhielten den Sieg *). Die Weiber der Galactophagi, eines Scytischen Stammes, waren eben so kriegerisch, als die Männer, und zogen oft mit ihnen in den Krieg **). In vorigen Zeiten beschäftigten sich viele Weiber in Dänemark mit den Übungen in den Waffen ***). Jornandes beschreibt die Weiber der Gothen eben so muthig und in Waffen geübt wie die Männer. Johannes Magnus, Erzbischof von Upsal, sagt eben dieses, und erwähnt ins besondere einen Feldzug der Gothen gegen ein benachbartes Land, in welchem mehr Weiber unter den Männern in Krieg zogen, als zu Hause blieben †). Verschiedene Scandinavische Weiber trieben sogar Seeräuberey ††). Die Cimberer waren allezeit in Gesellschaft ihrer Weiber, sogar bey den entfernten Feldzügen, und fürchteten sich mehr vor ihren Vorwürfen, als vor den Schlägen der Fein-

---

*) Paulus Diaconus.

**) Nicol. Damascenus.

***) Saxo Grammat.

†) B. I.

††) Olaus Magnus.

de. Die Gothen, welche die Hungersnoth nöthigte, die Stadt Ravenna dem Belisarius zu übergeben, mußten von ihren Weibern wegen ihrer Feigheit bittere Vorwürfe anhören *). In einer Schlacht zwischen Regnar, König von Dänemark, und Fro, König von Schweden, waren viele Weiber auf Seiten des erstern, besonders die Langertha, die mit ihren herumfliegenden Haaren focht. Renegar fragte nach erlangtem Siege, wer diese Frauensperson wäre, die sich so tapfer gehalten hätte; und als er vernahm, daß sie eine Jungfrau von edler Geburt war, so nahm er sie zur Gemahlinn. Er ließ sich hernach wieder von ihr scheiden, um sich mit einer Tochter des Königs von Schweden zu vermählen. Da sich nun Regnar unglücklicher Weise in einen bürgerlichen Krieg mit dem Harald einließ, der nach dem Throne von Dänemark strebte; so vergaß Langertha das ihr angethane Unrecht, und führte ihrem vorigen Gemahle aus Norwegen ein ansehnliches Corps zu Hülfe, und hielt sich so tapfer, daß Regnar nach aller Meinung ihr den Sieg zu danken hatte.

Es ist ein sonderbares Phänomen, daß Weiber in vielen Ländern ihre furchtsame Natur ablegen, und es den Männern in ihrer Haupteigenschaft des Muthes gleich thun. Dieses Phänomen muß nothwendig seine zureichende Ursache haben; allein es ist besser, unsere gänzliche

*) Proc. Hist. Goth. I. 2.

Unwissenheit hiervon zu bekennen, so kränkend es auch immer ist, als Muthmaßungen hervor zu bringen, die keine Untersuchung aushalten.

Bey den rohen Nationen wurden die Propheten und Wahrsager für eine höhere Classe von Menschen gehalten: wie angesehen müssen daher die Vandalischen Weiber gewesen seyn, da bey dieser Nation, wie Procopius sagt, alle Propheten und Wahrsager vom weiblichen Geschlechte waren? In Scandinavien sollen die Weiber, ebensowohl als die Männer, in den magischen Künsten erfahren gewesen seyn. Tacitus berichtet, daß die Deutschen keine Ärzte, als ihre Weiber, hatten. Diese folgten den Armeen, um das Blut zu stillen, und die Wunden ihrer Männer auszusaugen *). Er erwähnt eine Begegebenheit, welche den Deutschen Weibern Ehre macht, nähmlich, daß die weiblichen Geißeln die Deutschen genauer an ihre Versprechungen, als die männlichen Geißeln, gebunden hätten. Er setzt hinzu: „Sie glauben, daß in ihrem Charakter etwas Heiliges sey, und daß sie eine Einsicht in die Zukunft haben; deßwegen werden ihre Rathschläge niemahls verachtet, noch ihre Meinungen verworfen." Die Historien und Romanen des Nordens stellen die

---

*) Der Ausdruck des Tacitus ist schön: „Sie bringen ihre Wunden zu den Müttern und Weibern; und diese scheuen sich nicht, sie zu zählen und auszusaugen. Sie bringen den Streitenden Speise, und ermuntern sie durch ihre Vermahnungen."

Weiber, und so gar die Prinzessinnen vor, wie sie als Ärzte im Kriege handeln.

Die Vielweiberey entstand in den Ländern, wo man die Weiber für geringere Wesen hielt; sie kann aber niemahls Statt finden, wo beyde Geschlechter von gleichem Range sind. Deßwegen war auch die Vielweiberey unter den nördlichen Nationen von Europa niemahls bekannt. Saxo der Grammatiker, welcher die Dänische Geschichte im zwölften Jahrhunderte beschrieb, gibt nicht die geringste Nachricht von der Vielweiberey, nicht einmahl unter Königen und Fürsten. Cranz *) in seiner Geschichte der Sachsen versichert, daß die Vielweiberey niemahls unter den nördlichen Nationen von Europa bekannt gewesen sey; und eben dieses wird auch von einem jeden andern Schriftsteller bestätiget, der die Geschichte jener Nationen beschrieben hat. Schäffer insbesondere, der die Geschichte von Lappland beschrieben hat, bemerket, daß man weder von der Vielweiberey noch Ehescheidung in diesem Lande, nicht einmahl während des Heidenthums, etwas gehöret habe.

Wir haben das Zeugniß des Procopius **), daß die Weiber in jenen Ländern wegen ihrer Schönheit merkwürdig wären, und daß die Weiber der Gothen und Vandalen die schönsten wä-

*) B. I. K. 2.

**) Hist. Goth. lib. 3.

ren, die man jemahls in Italien gesehen hätte; und eben so bezeuget Cranz, daß die Keuschheit unter den Dänen, Schweden und andern Scandinaviern in großer Achtung gewesen wäre. Setzet man nun diese wirklichen Begebenheiten zu den oben erwähnten hinzu; so wird man es nicht für seltsam halten, daß die Liebe zwischen beyden Geschlechtern, und sogar unter dem rohen Volke, eine reine und erhabene Leidenschaft gewesen ist. Es ist gewiß, daß sich die Sache wirklich so verhalten habe, wenn man anders der Geschichte glauben kann, oder wenn die Gesinnungen eines Volkes in ihren poetischen Werken wirklich ausgedrückt sind. Ich fange mit dem letztern an, als einem Beweise, auf welchen man sich am meisten verlassen kann. Die alten Gedichte von Scandinavien enthalten die wärmsten Ausdrücke der Liebe und Achtung für das weibliche Geschlecht. Man findet in einer Ode des Königs Regnar Lodbrog, einem sehr alten Gedichte, folgende Gedanken. „Wir fochten mit Schwertern auf einem Vorgebirge von England, da ich 10000 von meinen Feinden im Staube sich wälzen sah. Ein Thau vom Blute träufelte von unsern Schwertern: die Pfeile, welche nach unsern Helmen fuhren, zischten durch die Luft. Das Vergnügen dieses Tages war gleich den Umarmungen einer schönen Jungfrau." Ingleichen: „Ein junger Mann sollte bey Zeiten in den Streit gehen; worin der Ruhm des Kriegers besteht. Der, welcher nach der Liebe einer Gattinn strebet, sollte in dem Geklirre der Schwerter unverzagt seyn." Man sieht, daß die nördlichen Völker bey Zei-

ten gelernet hatten, die Begriffe von Liebe und kriegerischer Tapferkeit mit einander zu verbinden; und dieses erhellet noch deutlicher aus einer Ode Haralds des Tapfern, die nicht so alt ist. Dieser Fürst, welcher in der Mitte des eilften Jahrhunderts ein großes Aufsehen machte, durchkreuzte alle nordischen Seen, und trieb sogar an den Küsten des Mittelländischen Meeres seeräuberische Streifereyen. Er klaget in dieser Ode, daß der Ruhm, den er erlangt hätte, keinen Eindruck auf Elissir, die Tochter Jarislas, Königs von Rußland, machte. „Ich habe die Reise nach Sicilien gethan. Mein braunes Schiff, voll von Seeleuten, machte eine schnelle Reise. Ich glaubte, mein Lauf würde niemahls ermatten, — und doch verachtet mich ein Russisches Mädchen. Die Truppen von Drontheim, die ich in meiner Jugend angriff, überstiegen die unsrigen an der Zahl. Schrecklich war der Streit: ich ließ ihren jungen König todt auf dem Schlachtfelde, — und doch verachtet mich ein Russisches Mädchen. Ich kann acht Leibesübungen verrichten: ich fechte tapfer: fest ist mein Sitz zu Pferde: ich bin zum Schwimmen abgehärtet: schnell ist meine Bewegung auf den Schlittschuhen: ich werfe die Lanze: ich bin erfahren im Rudern, — und doch verachtet mich ein Russisches Mädchen. Kann sie läugnen, dieses junge und liebenswürdige Mädchen, daß ich nahe bey einer Stadt in Süden eine Schlacht lieferte, und immerwährende Denkmahle meiner Thaten zurück ließ? — Und doch verachtet mich ein Russisches Mädchen. Meine Geburt war in dem rohen Lande von Norwegen,

welches wegen seiner Schützen berühmt ist: aber die Schiffe waren mein Vergnügen; und fern von den Wohnungen der Menschen, habe ich die Seen von Norden gegen Süden durchkreuzet, — und doch verachtet mich ein Russisches Mädchen."
In dem oben erwähnten alten Gedichte von Hayamaal sind viele Ausdrücke der Liebe gegen das schöne Geschlecht. „Derjenige, welcher die Liebe eines Mädchens gewinnen will, muß sich mit glatten Worten, und reichen Geschenken an sie wenden. Es erfordert einen guten Verstand, ein geschickter Liebhaber zu seyn." Ingleichen: „Wenn ich nach der Liebe der keuschesten Jungfrau strebe, so kann ich ihr Gemüth beugen, und machen, daß sie sich meinen Wünschen ergibt." Die alten Scandinavischen Chroniken stellen uns oft junge Krieger vor, die sich bemühen, die Gunst ihrer Geliebten zu gewinnen, indem sie ihre Vollkommenheiten rühmen, z. B. ihre Geschicklichkeit im Schwimmen, und auf Schlittschuhen zu fahren, ihre Talente in der Dichtkunst, ihre Einsicht in das Schachspiel, und ihre Kenntniß der Sterne, die sie bey Nahmen nennen. Mallet, in der Einleitung zu seiner Geschichte von Dännemark, erwähnt viele alte Scandinavische Mährchen, welche auf die Liebe und den Heldenmuth gerichtet sind. Man kann diese mit Recht für ächte Beweise von den Sitten des Volks halten: es ist gewöhnlich, Begebenheiten zu erdichten: aber es ist nicht gewöhnlich die Erfindung der Sitten zu versuchen.

Es ist noch ein hinzu kommender Beweis von

der großen Achtung, die man in Scandinavien gegen die Frauenzimmer hat, daß in der Edda, als der Scandinaviſchen Bibel, die weiblichen Gottheiten eben ſo viel Anſehen, als die männlichen haben.

Es war alſo den beſchriebenen Sitten zu Folge unter den alten Scandinaviern eine allgemeine Meinung, daß die Schönheit eine Belohnung des Muthes und der Erfahrung im Kriege ſeyn müßte. Ein Krieger hatte das Recht ein jedes junges Frauenzimmer, ſogar vom höchſten Range zur Ehe zu verlangen, wenn er ſeine Nebenbuhler im Zweykampfe überwand; und man hielt es auch für keine Härte gegen die junge Dame, daß ſie ſich dem Sieger ergeben mußte. Die Damen waren nicht allezeit ſo geſinnet; denn der ſtärkſte Fechter iſt nicht allezeit der ſchönſte noch einnehmendſte Mann; und in den Hiſtorien von Dänemark, Schweden und Norwegen kommen viele Beyſpiele von Männern vor, die es großmüthig unternahmen, junge Schönheiten von dummen Menſchen zu befreyen, die keine andere Vollkommenheit, als Stärke und Kühnheit, hatten. Solche Hiſtorien haben ein fabelhaftes Anſehen; und viele von ihnen ſind ohne Zweifel bloße Fabeln. Jedoch einige davon haben einen ſtarken Schein der Wahrheit: es werden Männer eingeführet, die in der wirklichen Geſchichte des Landes groß ſind; und man erzählet viele Umſtände, welche von der Kette dieſer Geſchichte wirkliche Glieder ausmachen. Man ſehe nur folgende Probe davon an. Die Geſandten des Frotho, Königs von Dä-

nemark, welche den Auftrag hatten, die Tochter eines Königs der Hunnen zur Ehe zu verlangen, wurden drey Tage herrlich bewirthet, wie es die Gewohnheit in alten Zeiten war; und als sie zu der jungen Prinzessinn kamen, so verwarf sie das Anerbiethen, und sagte: „Weil euer König keinen Ruhm im Kriege erworben hat, sondern seine Zeit ganz weibisch zu Hause zubringt." In Biorners Sammlnng alter historischer Denkmahle steht folgende Geschichte. „Carl, König von Schweden, hielt eine Armee auserlesener Leute auf den Beinen. Seine Gemahlinn hatte ihm eine Tochter mit Nahmen Inguegerda geboren, deren lebhafte und anmuthige Eigenschaften mehr als ihre Geburt bewundert wurden. Der König freuete sich ungemein über sein Glück. Grymer, ein Jüngling von edler Geburt, wußte sein Schwert in dem Blute seiner Feinde zu färben, über rauhe Felsen zu laufen, zu ringen, im Schache zu spielen, und die Bewegungen der Sterne auszuspüren. Er bemühete sich, seine Geschicklichkeit in dem Zimmer der Jungfrauen vor der liebenswürdigen Inguegerda zu zeigen. Endlich wagte er es, seine Gesinnung zu entdecken. „Willst du, „o Prinzessinn! mich als einen Gemahl anneh„men, wenn ich die Einwilligung des Königs erhalte?" Geh, sagte sie, und bitte meinen Vater. Der artige Jüngling gieng ehrerbiethig zu dem König, und sagte: O König! gib mir deine schöne Tochter zur Gemahlinn. Er antwortete mit einer ernsthaften Miene: Du hast zwar gelernet deine Waffen zu führen; du hast auch einige ansehnliche Vorzüge erlangt; aber hast du

jemahls einen Sieg gewonnen, oder den wilden Thieren, die sich am Blute erfreuen, ein Mahl zugerichtet? Wo soll ich hingehen, o König! daß ich mein Schwert in Blute färbe, und mich selbst würdig mache dein Schwiegersohn zu seyn? Hialmar, der Sohn Harecs, sagte der König, welcher Biarmland regieret, ist durch ein scharfes Schwert fürchterlich geworden; er hauet die stärksten Schilde in Stücken, und überhäuft seine Nachfolger mit Beute. Geh und versuche deine Tapferkeit durch den Angriff dieses Helden: lege ihn in den Staub, und dann soll Ingueger-da deine Belohnung seyn. Grymer, der zu seiner Schönen zurück kehrte, begrüßte sie mit feurigen Blicken der Liebe. „Was für eine Antwort hast du vom König erhalten?" Um dich zu erlangen, muß ich dem stolzen Hialmar das Leben nehmen. Inguegerda rief mit Betrübniß aus, „Ach! mein Vater hat dich dem Tode geweihet." Grymer erwählte sich einen Haufen tapferer Krieger, die begierig waren ihm zu folgen. Sie lassen ihre Schiffe in das weite Meer auslaufen; sie spannen die Segel auf, welche den Wind auffassen; die Mastseile rasseln; die Wellen schäumen und schlagen wider die Schiffe; sie richten ihre zahlreichen Schiffe gegen die Küste von Gothland, und sind begierig, den hungrigen Raben zu mästen, und den Wolf mit Raube zu füttern. Also landete Grymer in Gothland, und also verursachte ein schönes Mädchen den Tod vieler Helden. Hialmar fragte, wer die Fremden wären. Grymer sagte seinen Nahmen, und setzte hinzu, daß er ihn den ganzen Sommer aufge-

sucht hätte. Eure Ankunft, antwortete Hialmar, sey glücklich, und Gesundheit und Ehre begleite euch. Ihr sollt mein Gold nebst dem unvermischten Safte der Traube bekommen. Dein Anerbiethen, sagte Grymer, kann ich nicht annehmen. Rüste dich zum Streit, und laß uns eilen, den Raubthieren ein Mahl zu geben. Hialmar legte seinen weißen Küraß, sein Schwert und seinen Schild an. Grymer zerschlug Hialmars Schild mit einem heftigen Säbelhiebe, nnd schnitt ihm seine linke Hand ab. Hialmar voll Wuth schwung sein Schwert, und indem er Grymers Helm und Küraß abschlug, so stach er ihn in seine Brust und Seite: ein Strom von Blut floß aus den Wunden. Grymer hob seinen Säbel mit beyden Händen auf, und legte den Hialmar zu Boden; und er selbst sank auf den todten Körper seines Feindes nieder. Er wurde auf das Schiff gebracht, und schien in letzten Zügen zu seyn, als er wieder anlandete. Die betrübte Prinzessinn unternahm seine Cur, und machte ihn wieder gesund. Sie wurden mit großer Feyerlichkeit vermählet; und die schöne Braut des Grymer erfüllte das Herz ihres Helden mit unverwelklicher Freude."

Nach den rohen Sitten jener Zeiten wartete ein Liebhaber nicht allezeit auf die Einwilligung seiner Geliebten. Johannes Magnus, Erzbischof von Upsal, bemerket in seiner Geschichte der Gothen, daß das Entführen der Weiber ehemahls unter den Scandinaviern eben so gewöhnlich, als unter den Griechen gewesen. Er erzählet, daß

Gram, der Sohn des Königs von Dänemark, die Tochter des Königs von Schweden entführet habe, deren Schönheit in Versen gerühmt werde, die noch zu seiner Zeit vorhanden gewesen. Er gibt ein anderes Beyspiel vom Nicolaus, König in Dänemark *), der die Uluilda, eine edle und schöne Norwegische Dame, liebte, und ihre Einwilligung erhielt. Es war nichts mehr übrig, als die feyerliche Vollziehung der Hochzeit, da sie von Suercher, dem Könige in Schweden, entführet wurde. Saxo der Grammatiker bezeuget, daß Skiold, einer von den ersten Königen in Dänemark, um ein schönes junges Frauenzimmer in einem Zweykampfe focht, und sie zur Gemahlinn bekam. Eben dieser Verfasser erzählet viele Duelle von der Art. Es war in der That unter den Scandinaviern gewöhnlich, ehe sie Christen wurden, um eine Frau zu fechten, und den verlangten Gegenstand durch Gewalt der Waffen zu entführen. Es war zwischen benachbarten Königen keine Ursache zum Kriege häufiger. Fridley, König von Dänemark, schickte eine feyerliche Gesandtschaft an Hasmund, König von Norwegen, um seine Tochter zur Ehe zu verlangen. Hasmund hatte einen eingewurzelten Haß gegen die Dänen, welche in seinem Lande großen Schaden gethan hatten: „Gehet, sagte er zu den Gesandten, und suchet eine Frau, wo man euch weniger, als in Norwegen, haßt.“ Die junge Prinzessinn, die keinen Widerwillen gegen

*) B. XVIII.

diese Heurath hatte, bath um Erlaubniß zu reden. „Es scheint, sagte sie, daß ihr die Wohlfahrt eures Königreichs nicht bedenket, indem ihr einen so mächtigen Schwiegersohn ausschlaget, der dasjenige, was er jetzt durch Bitten zu erlangen sucht, mit Gewalt entführen kann." Jedoch der Vater blieb halsstarrig, und schickte die Gesandten fort. Fridlev schickte andere Gesandten, und verdoppelte seine Bitte um eine geneigte Antwort. Hasmund sagte, daß eine abschlägige Antwort schon genug seyn könnte; und ließ die Gesandten in der Hitze seines Zorns umbriugen. Fridlev griff Norwegen mit einer mächtigen Armee an, und führte nach einer hartnäckigen Schlacht die Prinzessinn im Triumphe davon.

Das Ansehen, welches die Frauenzimmer in dem nördlichen Europa wegen ihres Muthes, ihrer Schönheit und Keuschheit hatten, mußte nothwendig eine gegenseitige Hochachtung und Liebe zwischen beyden Geschlechtern hervor bringen, und es konnte nicht fehlen, daß diese Liebe nicht in die zärtlichste Neigung sich verfeinerte, da ihre rohen Sitten in dem Fortgange der Gesellschaft sich milderten. Wenn die Liebe zwischen beyden Geschlechtern in Lappland eben so sehr als in andern Ländern herrschet, welches Schäffer in seiner Geschichte dieses Landes versichert, so muß es aus einer von der jetzt erwähnten sehr verschiedenen Ursache herrühren. Die Männer in Lappland, welche sehr feige sind, haben nicht Ursache, die Weiber wegen ihrer Furchtsamkeit zu verachten; und in jedem Lande, wo die Wei-

ber den Männern gleich sind, findet auch natürlicher Weise eine gegenseitige Hochachtung und Liebe Statt. Zwey Lappländische Oden, die uns der erwähnte Schriftsteller mitgetheilet hat, lassen hierbey keinen Zweifel übrig, indem sie voll von den zärtlichsten Empfindungen sind, welche die Liebe nur einflößen kann. Das folgende ist eine wörtliche Übersetzung beyder Oden.

Erste Ode.

Kulnasatz, mein Rennthier, wir haben eine lange Reise vor uns, das bergige Land ist weit, wir müssen eilen; sonst wird uns, wenn wir langsam sind, unsere Stärke fehlen, und unsern Gesängen wird es eben so gehen.

Kaige, das sumpfige Land, ist mir angenehm, ob es gleich lang und weit ist; da es mich zu meiner Geliebten führet, die ich anbethe, so will ich die Gegend von Kilwa niemahls wieder betreten.

Gedanken erfüllten mein Gemüth, da ich durch Kaige fuhr schnell wie der Wind, und beflügelten mein Verlangen mit ungeduldigem Feuer; mein Rennthier, laß uns eilen.

So werden wir unsere angenehme Bemühung bald endigen: ich werde meine Geliebte dort sehen, wie sie mit anständiger Bewegung über die Ebene gehet. Kulnasatz, mein Rennthier, sieh

dort hin, wo sie sich in der Lache wäscht; sieh, indessen daß sie schwimmt, so bekommt das Wasser von ihren reinen Gliedern eine neue Klarheit.

Zweyte Ode.

Die Sonne mag mit den hellesten Strahlen auf die Gegend von Orra scheinen; wäre ich versichert, daß ich von dem Gipfel der hohen Fichte Orra sehen könnte, so wollte ich auf den höchsten Ast steigen, und mit mühsamem Fleiße versuchen, meine Geliebte zu entdecken, ob sie es dort wäre.

Könnte ich nur wissen, unter was für Blumen, oder in welchen Schatten sie verweilte, so wollte ich die bunten Lauben mit aller ihrer grünen Pracht, ihre Blüthen und ihre Zweige, die meine Geliebte verdecken, und sie in neidischer Dunkelheit verbergen, mit den Wurzeln und der Erde ausreissen.

Ich will auf der Flöße der Wolken fahren, welche nach Orra fliehen; ich wollte gern Flügel von Raben und von allen! gefiederten Einwohnern der Luft borgen; aber leider sind mir die Flügel versagt; der Storch und der Schwan werden mir ihre Flügel nicht leihen; es ist niemand, der mich nach Orra bringt, oder mir durch diese gütige Führung als Freund dienen will.

Genug, genug! du hast so viele Sommertage verweilet, die besten Tage, welche das Jahr krönen, welche das Licht auf die Augenlieder herab schiessen, und schmelzende Freude ins Herz bringen; aber da du so lange ausgeblieben bist, so sind sie in unangenehmer Dunkelheit verschwunden; doch du vergissest mich vergebens, ich will dir nacheilen, und dich einhohlen.

Was ist stärker als die Riegel von Stahl? was kann wohl fester binden? Die Liebe ist doch weit stärker; sie sitzet im Triumphe auf dem Haupte, fesselt das Gemüth, und widersetzet sich den Gedanken und der Seele.

Der Wunsch des Jünglings ist der Wunsch des Windes; alle seine Versuche sind lange Verzögerungen: sie können kein Ende finden. Hinweg, ihr zarten Rathgeber, hinweg, und dringt mir keinen Rath mehr auf! ich will lieber der Führung der blinden Liebe mich überlassen; euch zu folgen, heißt sich verirren: ein einziger Rath, ob er gleich thöricht ist, ist gut.

Man entdecket in den hier beschriebenen Scandinavischen Sitten eine einleuchtende Ähnlichkeit mit den von Ossian beschriebenen Sitten. Und da die Sitten der Scandinavier in dem ersten Stande der Gesellschaft schon so beschaffen waren; so ist es nicht mehr zu verwundern, daß die Sitten in Caledonien in eben den frühen Zeiten gleich rein waren. Und nun hat der oben angeführte Beweis für den Ossian, als einen

ächten Geschichtschreiber, sein völliges Gewicht. Die Caledonischen Sitten bey dem Ossian scheinen zwar artiger und feiner zu seyn, als die Scandinavischen; aber dieser Unterschied kann von vielen Ursachen herrühren, welche die Zeit in der Vergessenheit begraben hat.

Ich entschuldige mich gar nicht, daß ich mich so lange bey den Scandinavischen Sitten aufgehalten habe; denn sie dienen vorzüglich dazu, das Ansehen des Ossians zu unterstützen, und folglich auch die höchst wichtige Wahrheit zu bestätigen, daß unsere Vorfahren keines Wegs solche Barbaren waren, wofür man sie gemeiniglich gehalten hat. Alle Einwohner von Brittanien waren von Celtischer Abkunft; und wir haben Ursache zu glauben, daß die Sitten von Caledonien auch die Sitten eines jeden Theils der Insel waren, ehe die Einwohner in den Ebenen von den Römern überwunden wurden. Der einzige besondere Umstand bey den Caledoniern ist ihre bergige Lage; indem sie der Unterdrückung der Fremden weniger ausgesetzt, und vom Umgange mit andern Nationen weiter entfernt waren, so behielten sie auch länger als ihre südlichen Nachbarn ihre reinen und unbefleckten Sitten.

Ich habe bisher die Gedichte des Ossians in einem historischen Lichte betrachtet. Ein Schriftsteller von vorzüglich gutem Geschmacke *) hat

*) Doctor Blair, Professor der Rhetorik in dem Collegio zu Edinburg.

sie auch mit kritischen Augen untersucht; und so verwegen es scheinen mag, sich in ein Feld zu wagen, wo er bereits Lorbern eingeärndet hat, so stelle ich mir doch vor, daß noch einige Kleinigkeiten zu einer Nachlese für mich übrig sind. Zwey von diesen Gedichten, Fingal und Temora, sind ordentliche epische Gedichte, und vielleicht die einzigen Beyspiele der epischen Dichtkunst, welche in die Form einer Oper gebracht sind. Wir haben in diesen zwey Gedichten so wohl das Recitativ als auch die Arie einer Italienischen Oper, welche man in der Übersetzung wegen der Schwierigkeit der Nachahmung hat fahren lassen. Die Gedichte des Ossians waren alle zur Musik verfertiget; ob es gleich bey den erwähnten langen Gedichten wahrscheinlich ist, daß nur die Arien mit der Harfe begleitet waren, und das Recitativ bloß der Stimme überlassen wurde. Die Gedichte des Ossians sind auch in einer andern Absicht sonderbar; indem sie ohne Zweifel das einzige noch vorhandene Werk sind, welches in dem Jägerstande verfertiget worden. Es können zwar noch einige Gesänge, aber kein regelmäßiges Werk aus jenen frühen Zeiten übrig seyn. Man kann noch einen Schritt weiter gehen, und mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß Fingal und Temora die einzigen epischen Gedichte sind, die man jemahls in diesem Stande verfertiget hat. Wie groß müssen die Talente des Verfassers gewesen seyn, der außer den Sitten seines Vaterlandes alle Hindernisse des Genies antraf; ein kaltes, unbewohntes Klima, nebst einer solchen Unförmlichkeit des Lan-

des, welches kaum einen angenehmen Gegenstand liefert; und er selbst ohne alle Wissenschaften! Ja, man kann noch weiter gehen, und kühn behaupten, daß ein solches Gedicht, wie Fingal oder Temora, niemahls in einem andern Theile der Welt unter so nachtheiligen Umständen ist verfertiget worden.

Obgleich die beständig dauernden Sitten der Ordnung nach zu dem gegenwärtigen Versuche eigentlich nicht gehören; so will ich doch noch einige wenige Worte über den Einfluß des Erdbodens auf die Gemüthsart des Menschen hinzu setzen, um die Weisheit der Vorsehung zu zeigen, welche den Boden, den wir betreten, nicht allein zur Ersetzung unserer Bedürfnisse, sondern auch zur Verbesserung unserer Sitten eingerichtet hat. Die Dummheit der Einwohner von Neu-Holland, deren wir oben gedacht haben, wird durch das dürre Erdreich verursachet, welches nichts liefert, was eine Speise für Menschen oder Vieh seyn könnte. Sie sind bloß bey Tage und bey Nacht auf die Ebbe aufmerksam, um kleine Fische aus dem Sande aufzufangen; und sie schlafen in den Zwischenstunden, ohne einen Augenblick zu einer andern Beschäftigung anzuwenden. Die Leute in diesem Zustande müssen immer unwissend, und wie das Vieh bleiben. Wäre die ganze Erde so dürre und unfruchtbar wie Neu-Holland, so würden alle Menschen eben so unwissend und dumm, wie die Einwohner von Neu-Holland seyn. Wäre hingegen die ganze Erde von Natur so fruchtbar, daß sie alle Ein-

wohner freywillig ernährte, welches das goldene Zeitalter der Poeten ist, was würde daraus erfolgen? Der Mensch würde nach der erstern Voraussetzung ein mageres, geduldiges und furchtsames Geschöpf seyn; nach der letztern Voraussetzung aber würde er fett, träge und weibisch seyn. In beyden Fällen würde er entsetzlich unwissend und unfähig zu einer jeden männlichen Handlung der Seele und des Leibes seyn. Allein unser Erdboden ist auf eine weisere Art für den Menschen, als dessen vornehmsten Bewohner, eingerichtet. Die Erde ist überhaupt genommen weder so fruchtbar, daß sie keine Arbeit erforderte, noch so dürre, daß sie unsere ganze Arbeit verlangte. Die mühsame Beschäftigung des Jagens um der Speise Willen brachte anfänglich einen Grad des Fleißes hervor; und obgleich der ganze Fleiß des Menschen zuerst erfordert wurde, um sich Speise, Kleider und Wohnung zu verschaffen; so brachte doch der Erdboden, durch die Einsicht in den Ackerbau, mit weniger Arbeit einen Überfluß hervor, der vielen eine müßige Zeit übrig ließ, um auf Bequemlichkeiten zu denken. Eine auf diese Weise erlangte Fertigkeit im Fleiße ermunterte viele, ihre müßigen Stunden auf die Künste zu wenden, und von den nützlichen zu den schönen Künsten, und von diesen zu den Wissenschaften fort zu gehen. Der durch Fleiß gesammelte Reichthum hat einen wunderbaren Einfluß auf die Sitten; die Streitigkeiten und Kriege, als die Wirkungen des Reichthumes, erwecken eben so wohl die Freundschaft, den Muth, und eine jede gesellige

Tugend, als viele eigennützige Laster. Wie bringen wir doch unsere Zeit zu, ohne einmahl an die weise Regierung der Vorsehung zu denken, die sogar unter unsern Füßen wirksam ist.

Die Verschiedenheit der Sitten gehöret eben so wohl als die Verschiedenheit der Talente, der Empfindungen und der Meinungen zu dem Plane der göttlichen Vorsehung. Unser Schöpfer hat uns einen Geschmack an der Abwechslung gegeben; und er hat Gegenstände in Menge zu seiner Befriedigung angeschafft. Einiges Erdreich, welches von Natur fruchtbar ist, erfordert wenig Arbeit; einiges aber, welches von Natur unfruchtbar ist, erfordert die mühsamste Arbeit. Allein die Vortheile eines solchen Bodens sind mehr als hinlänglich, seine Unfruchtbarkeit zu überwiegen; die Einwohner sind mäßig, arbeitsam und stark, und folglich auch muthig, in so fern als der Muth von der körperlichen Stärke abhangt *). Der Schaden eines fruchtbaren Bodens hingegen ist mehr als zurei-

---

*) Man sieht an Venedig und Genua in Italien, Nürnberg in Deutschland, und Limoges in Frankreich, daß ein unfruchtbares Land ein großer Sporn zum Fleiße ist. Die Unfruchtbarkeit von Holland erforderte den ganzen Fleiß seiner Einwohner, um sich die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen; und um deßwillen werden sie vorzüglich arbeitsam. Cambden schreibt den guten Fortgang der Stadt Halifax in der Tuchfabrik dem dürren Boden zu.

chend, seine Vortheile zu überwiegen: die Einwohner werden träge, schwach und feige gemacht. Hindostan scheint eine Ausnahme zu seyn: denn ob es gleich ausnehmend fruchtbar ist, so sind doch die Leute arbeitsam, und führen die Manufacturen in großer Menge zu einem sehr geringen Preise aus dem Lande. Allein Hindostan ist eigentlich keine Ausnahme. Die Indier, denen es nach ihrer Religion verbothen ist, ein lebendiges Geschöpf zu tödten, müssen den Thieren einen großen Theil des Landes zu ihrer Nahrung überlassen; und dieses nöthiget sie, das übrige mit doppeltem Fleiße zu bearbeiten, um sich selbst Speise zu verschaffen. Die starke Bevölkerung ihres Landes trägt auch vieles bey, sie arbeitsam zu machen. Arragonien war ehemahls das eingeschränkteste Königreich in Europa: die Unfruchtbarkeit des Bodens war die Ursache, welche die Einwohner hart und muthig machte. Die Stände bezeugen in dem Eingange von einem ihrer Gesetze, daß, wenn sie nicht freyer wären als andere Nationen, so könnte sie die Unfruchtbarkeit ihres Landes wohl antreiben, es zu verlassen. Egypten ist Arragonien gerade entgegen gesetzt, und die Fruchtbarkeit desselben macht die Einwohner sanft und weichlich, und folglich auch zu einem leichten Raube eines jeden Feindes*). Die Fruchtbarkeit der Provinz Quito

---

*) Die Furcht, welche durch seltene und unvermuthete Zufälle verursachet wird, ist die mächtigste Ursache des Aberglaubens. Was machten

in Peru, und der niedrige Preis aller Bedürfnisse, der durch die Entfernung von der See verursachet wird, haben die Einwohner zu einer trägen Unempfindlichkeit und ausnehmenden Schwelgerey gebracht. Die Leute in der Stadt Quito besonders haben sich allen Arten von Unordnungen und Ausschweifungen überlassen. Die Zeit, welche sie vom Weine und Weibern abmüßigen, wird in beständigem Spielen zugebracht. Eben so hat auch das Land auf die Sitten eines Volkes in andern Absichten einen Einfluß. Ein großer Theil von Calabrien, der ehemahls volkreich und fruchtbar war, ist gegenwärtig mit

---

denn die alten Egyptier so abergläubisch? Kein anderes Land ist seltenen und unvermutheten Zufällen weniger unterworfen: kein Donner, kaum einiger Regen, eine vollkommene Gleichheit in den Jahreszeiten, und in dem Steigen und Fallen des Flusses. Die Egyptier wußten so wenig von veränderlicher Witterung, daß sie sich wunderten, daß die Flüsse von Griechenland nicht wie der Nil überflössen. Sie konnten nicht begreifen, wie ihre Felder gewässert würden: der Regen, sagten sie, wäre sehr unordentlich; und wie wenn es dem Jupiter einfallen sollte, ihnen gar keinen Regen zu schicken? Die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Unthätigkeit der Einwohner während der Überschwemmung des Flusses, entkräfteten die Seele und den Körper, und machten sie furchtsam und verzagt. Der Aberglaube ist die Wirkung dieses Charakters, so wie er auch seltene und unvermuthete Zufälle in andern Ländern hervor bringt.

Bäumen und Gesträuchen, wie die Wildnisse von Amerika, bedecket; und die Wildheit seiner Einwohner stimmt mit den rauhen Feldern überein. Eben dieses sieht man an den Bewohnern des Berges Ätna in Sicilien: das Land und seine Einwohner sind beyde gleich rauh und unbearbeitet.

Achter Versuch.

Das Wachsthum und die Wirkungen des Luxus.

Die Weisheit der Vorsehung zeiget sich vorzüglich darin, daß die Leibesbeschaffenheit des Menschen nach seinen äußerlichen Umständen eingerichtet ist. Die Speise ist in dem Jägerstande sehr ungewiß, bisweilen überflüssig bey geringer Mühe, und bisweilen mangelhaft nach großer Beschwerlichkeit. Ein Wilder hat wie andere Raubthiere einen Magen, der nach dieser Abwechslung eingerichtet ist: er kann lange fasten, und auch gefräßig essen, wenn er einen Überfluß hat, ohne deßwegen schlimmer daran zu seyn. Daher rühret es, daß die Barbaren, die kaum einige Empfindung vom Wohlstande haben, gro-

ße und starke Esser sind *). Sie sind auf gleiche Weise der Trunkenheit ergeben, und lieben besonders starke Getränke. Das starke Trinken war ein gewöhnliches Laster in Griechenland, da Menander, Philemon und Diphilus schrieben, wenn wir uns anders auf die Übersetzungen oder Nachahmungen jener Schriftsteller durch den Plautus und Terenz verlassen können. Diodor von Sicilien berichtet, daß zu seiner Zeit die Gallier, wie andere Barbaren, dem Trinken sehr ergeben gewesen. Die alten Scandinavier waren, wie andere Wilden, im Essen und Trinken sehr unmäßig, und trunken große Becher zu Ehren ihrer Götter und ihrer Landsleute, die in der Schlacht tapfer gefochten, und darin geblieben waren. Wir sahen aus der 25sten Fabel der Edda, welche ihr heiliges Buch war, daß man es für eine heldenmäßige Tugend hielt, viel Getränke zu sich zu nehmen. Contarini, der Venetianische Gesandte, der im Jahre 1473 schrieb,

---

*) In der Iliade des Homers im 9ten Buche stellet Agamemnon des Nachts einen Kriegsrath in seinem Zelte an. Man gehet noch vor dem Anfange der Berathschlagungen zum Abendessen. Sodann wird eine Gesandtschaft an den Achilles beschlossen. Die Gesandten speisen wieder des Abends bey dem Achilles. Achilles verwirft das Anerbiethen des Agamemnons; und in eben der Nacht reisen Ulysses und Diomedes in das Trojanische Lager ab, und als sie vor Tages Anbruch wieder zurück kamen, so hatten sie eine dritte Abendmahlzeit.

saget, daß die Russen der Trunkenheit sehr ergeben wären; und daß die ganze Nation würde ausgestorben seyn, wenn nicht der Monarch die starken Getränke abgeschafft hätte. Die Einwohner von Kamtschatka lieben das Fette; und der Mann unterhält seine Gäste, indem er ihnen fette Stücke von einem Meerschweine oder Wallfische in den Mund stopfet, und mit seinem Messer abschneidet, was noch davon heraus hangt.

Eine Gewohnheit lange zu fasten, die man in dem Jägerstande erlangt hatte, verursachte, daß Mahlzeiten in dem Hirtenstande nicht so häufig, wie gegenwärtig, waren, ob es ihnen gleich nicht an Speise fehlte. In alten Zeiten aßen die Leute nur einmahl des Tages; eine Gewohnheit, die man noch alsdann beobachtete, da der Luxus schon in andern Stücken eingerissen war. In dem Kriege des Xerxes wider Griechenland sagten die Abderiten sehr scherzhaft, da sie des Königes Tafel versorgen mußten, daß sie es den Göttern dankten, daß Xerxes keine Neigung hätte, zweymahl des Tages zu essen. Plato hielt die Sicilianer für Schwelger, weil sie zweymahl in einem Tage aßen. Arrian*) bemerket, daß die Tyrrhenier die schlimme Gewohnheit hätten, zweymahl des Tags zu essen. Unter der Regierung Heinrichs VI. aßen die Leute in England nur zweymahl des Tages. Hektor Boyes in seiner Geschichte von Schottland tadelt die zunehmen-

*) B. IV. K. 18.

de Schwelgerey seiner Zeitgenossen, und sagt, daß einige Personen so gefräßig wären, daß sie drey Mahlzeiten in einem Tage hätten.

Der Luxus und die Liebe zur Gesellschaft vermehrten ohne Zweifel die Anzahl der Mahlzeiten über das, was die Natur verlangt. Hingegen ist auch auf der andern Seite eine Ursache, welche die Anzahl auf einige Zeit abkürzte, nähmlich die Einführung der Maschinen. Die körperliche Stärke ist einem Wilden ganz unentbehrlich, weil sie sein einziges Werkzeug ist, womit er Wunder verrichtet. Die Maschinen haben die körperliche Stärke von geringerm Nutzen gemacht; und da die Menschen weniger als anfänglich arbeiteten, so aßen sie verhältnißmäßig auch weniger *). Man lese nur, was Hollinsched, der Englische Geschichtschreiber, über diesen Punct schreibet: „Man hat ehemahls mehr Zeit mit Essen und Trinken zugebracht, als jetzt gewöhnlich ist; denn da wir ehemahls Frühstücke des Vormittags, Collationen des Nachmittags, und Abendmahlzeiten in der Nacht hatten; so sind diese wunderlichen Mahlzeiten, Gott sey Dank! jetzt abgekommen, und ein jeder begnüget sich mit der Mittags- und Abendmahlzeit."

---

*) Vor der Erfindung der Schießgewehre rühmten sich die Leute ihrer Geschicklichkeit und körperlichen Stärke, und fochten gemeiniglich nur im Handgemenge. Allein die heftigen Leibesübungen, welche immer weniger nothwendig wurden, kamen auch unvermerkt aus der Mode.

Auf diese Weise geschah es, daß ein mäßiger Appetit, der durch die Verminderung der körperlichen Arbeit verursacht wurde, vor der Einführung der Kochkunst und des Luxus weniger verlangte, als ehemahls. Allein die Bewegung blieb nicht lange rückgängig; die gute Küche und das Vergnügen an Essen in der Gesellschaft nahmen bald überhand, und die Leute essen jetzt weniger auf einmahl, aber desto öfter.

Die Gastereyen waren in vorigen Zeiten ganz übertrieben. William von Malmsbury, der zu den Zeiten Heinrichs II. schrieb, saget, „daß die Engländer überhaupt der Trunkenheit ergeben wären, bey ihren Bechern Tag und Nacht säßen, das Haus offen hielten, und die Einkünfte ihrer Güter in Gastereyen verschwendeten, wobey das Essen und Trinken ohne allen Geschmack bis zum Übermaße getrieben würde." Leute, die in einem Winkel leben, bilden sich ein, daß ihnen alles eigen sey. Was Malmsbury von den Engländern sagt, ist allen Nationen gemein, die von dem Eigennutze der Wilden zu einem Geschmacke an Gesellschaft gekommen sind, aber noch nicht gelernet haben ihre Begierden im Zaume zu halten. Leland*) erwähnt eine Gasterey, welche der Erzbischof von York bey seiner Einweihung unter der Regierung Eduards IV. angestellet hat; das folgende ist eine Probe davon: 300 Viertel Weitzen, 300 Ton-

*) Collectanea.

nen Bier, 100 Tonnen Wein, 1000 Schafe, 104 Ochsen, 304 Kälber, 304 Schweine, 2000 Gänse, 1000 Kapaune, 2000 Ferkel, 400 Schwane, 104 Pfauen, 1500 warme Wildbretpasteten, 4000 kalte, und 5000 warme und kalte Milchpasteten. Solche Gastereyen sind ein wahres Gemählde der Sitten. In jener frühen Zeit fand man noch kein anderes Vergnügen in der Gesellschaft, als daß man zum Jagen und Schmausen zusammen kam. Das feine Vergnügen des Umgangs, welches in der Mittheilung der Meinungen, Gesinnungen und Wünsche besteht, war ihnen ganz unbekannt. Jedoch es zeigte sich auch schon zu jener Zeit ein schwacher Anfang der schönen Künste. Es wurde bisweilen bey den oben erwähnten Gastereyen ein artiger Nachtisch aufgesetzt, den man futteitie nannte, nähmlich eine Pastete in Gestalt der Thiere geformt. An dem Tage eines Heiligen wurden Engel, Propheten und Patriarchen in Menge auf den Tisch gesetzt. Eine Gasterey, welche Trivultius dem Könige Ludwig XII. von Frankreich in der Stadt Mayland gegeben hat, macht in der Italienischen Geschichte ein großes Aufsehen. Es waren nicht weniger als 1200 Damen eingeladen: und die Cardinäle Narbon und St. Severin nebst vielen andern Prälaten waren unter den Tänzern befindlich. Nach dem Tanze folgte die Mahlzeit, zu deren Einrichtung nicht weniger als 160 Haushofmeister gebraucht wurden; 1200 Officiere in einer Uniform von Sammet oder Atlas trugen die Speisen auf, und warteten bey der Tafel auf. Eine jede Tafel ohne Un-

terschied wurde mit silbernen Tellern bedienet, auf welchen das Wapen des Hausherrn eingegraben war; und außer einer erstaunlichen Anzahl Italienischer Herren, wurde der ganze Hof, und der ganze Hofstaat des Königs herrlich bewirthet. Der Küchenzettel von einer Gasterey, welche Sir Watkin Williams Wynn einer Gesellschaft von 1500 Personen gegeben hat, da er mündig geworden, ist ein Beyspiel von alter Englischer Gastfreyheit, welche nichts anders, als bloß Essen und Trinken, zur Absicht hatte. Die folgende Stelle ist aus dem Hollinsched: „Die lange Dauer und Kostbarkeit der Gastereyen, die ehemahls gewöhnlich waren, sind in England noch nicht ganz abgekommen, ungeachtet es für die Ärzte sehr zuträglich ist, die am häufigsten sind, wo die meiste Ausschweifung und üble Regierung unserer Körper Statt finden." Er setzt hinzu, daß Claret und andere Französische Weine verachtet, und nur starke Weine gesucht würden. Die besten, sagt er, wären in Klöstern zu finden; denn der Kaufmann würde geglaubt haben, seine Seele führe gerades Weges zum Teufel, wenn er den Mönchen nicht das Beste gäbe. Unsere Vorfahren hatten einen Gefallen am starken Weine, um eben der Ursache willen, als ihre Vorfahren den Branntwein liebten. In Schottland waren köstliche Gastereyen bey Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen gewöhnlich. Unter der Regierung Carls II. mußte deßwegen eine Verordnung gegeben werden, um sie in gemäßigte Gränzen einzuschränken.

Ehemahls aß man viel, aber mit weniger Abwechslung; gegenwärtig ist eine große Mannigfaltigkeit, aber mehr Mäßigung. Man sieht aus einem Haushaltungsbuche des Grafen von Northumberland, unter der Regierung Heinrichs VII., daß seine Familie im Winter meistens eingesalzenes Fleisch und eingesalzene Fische speiste; und deßwegen wurden auch 160 Fäßchen Senf dazu verwilliget. An Fleischtagen war das ganze Jahr hindurch für die Herrschaft zum Frühstücke ein Laib Brot, zwey Semmeln, ein Quart Bier, ein Quart Wein, ein halber Schöpsrücken, oder ein Rücken von gekochtem Rindfleische. An Fasttagen ein Laib Brot, zwey Semmeln, ein Quart Bier, ein Quart Wein, ein Teller voll Butter, ein Stück von gesalzenem Fische, oder eine Schüssel voll weiche Eyer. Während der Fastenzeit ein Laib Brot, zwey Semmeln, ein Quart Bier, ein Quart Wein, zwey Stücke von gesalzenem Fische, sechs gespickte Häringe, vier weiße Häringe, oder eine Schüssel voll Sardellen. Es war eben keine große Abwechslung bey den andern Mahlzeiten, außer an Festtagen. Diese Lebensart war damahls ein großer Luxus der vornehmen Personen; gegenwärtig aber würde eine Kammerfrau mit einer solchen Tafel nicht zufrieden seyn. Man sieht aus eben diesem Buche, daß der Graf nur zwey Köche hatte, um die Speisen für mehr als zweyhundert Bedienten zuzurichten. In jenen Zeiten wurden die Hennen, jungen Hühner, Kapaunen, Tauben, Rebhüner, für solche Delicates-

sen gehalten, daß sie nur auf die Herrentafeln kamen.

Allein der Luxus schleicht sich immer mehr ein, und die Delicatessen breiten sich auch immer mehr aus. Hollinsched bemerket, daß frisches Fleisch, Milch, Butter und Käse, als die ehemahlige Kost seiner Landsleute, zu seiner Zeit die Kost der geringen Leute geworden wären; und daß die Reichen Fleisch und Fische speisten. Man sieht auch aus einer Rechnung von des Königs in Schottland Haushaltungsausgaben im Jahre 1378, daß die Kunst das Vieh zu verschneiden damahls schon bekannt gewesen. Dieser Aufsatz ist im Lateinischen geschrieben, und die verschnittenen Schweine werden darin Porcelli eunuchi genannt. Es werden auch darin die jungen Hühner erwähnt, welche damahls auf Englischen Tafeln nicht gewöhnlich waren. Olivenöhl wird auch angeführet.

Bey diesem Fortgange der Kochkunst fingen die Köche an, eine größere Figur zu machen. Hollinsched bemerket, daß der Adel seine eigene Art zu kochen verwarf, und Französische und andere fremde Köche brauchte. Er sagt auch, daß sogar Kaufleute, wenn sie ein Gastmahl gäben, das gemeine Fleisch für ihre Tafeln zu geringe hielten, und Gallerte von allen Farben und in allen Figuren hätten, welche Blumen, Bäume, vierfüßige Thiere, Fische, Vögel, und Früchte vorstellten. Heinrich Wardlav, Erzbischof von St. Andreas, welcher die Verfeinerungen in

der Kochkunst bemerket, die Jacob I. in Schottland eingeführet hatte, der achtzehn Jahre als ein Gefangener in England gewesen war, redete heftig wider diesen Mißbrauch in einem Parlemente, welches zu Perth 1433 gehalten wurde; er brachte es auch dahin, daß ein Gesetz zur Einschränkung der überflüssigen Kost gegeben, und der Gebrauch der gebacknen Speise einem jeden, der kein Edelmann war, verbothen, und nur den Edelleuten an Festtagen erlaubet wurde; indem man die gebacknen Speisen, wie der Bischof sagt, niemahls vorher in Schottland gesehen hätte. Die Bauern in Sicilien bewirthen einander im Sommer mit Gefrornem. Sie sagen, daß eine Theurung an Schnee betrübter für sie seyn würde, als eine Theurung an Getreide oder Weine. So weit hat sich der Luxus sogar unter dem Pöbel ausgebreitet. Leute von Stande in London und Paris, die alle ihre Gedanken auf die schwelgerische Lebensart wenden, würden sich wundern, wenn man ihnen sagte, daß ihnen in dieser Kunst noch etwas fehlte. Es sollte aber, um die Verschwendung der Tafel bis zur Höhe der Vollkommenheit zu bringen, ein Koch für jedes Gericht seyn, wie ehemahls in Egypten ein Arzt für jede Krankheit war.

Die barbarischen Nationen, welche große Esser sind, haben gern auch große Stücke von Fleisch; und die Liebe zur Pracht erhält immer noch die großen Stücke in der Mode, ungeachtet die Mahlzeiten immer mäßiger werden. Ein wildes Schwein wurde zu einer Abendmahlzeit für den

Antonius und die Cleopatra ganz gebraten, und wenn es mit Federvieh und wildem Geflügel ausgestopft war, so wurde es zu Rom für ein Leibgerichte gehalten, welches man, zur Anspielung auf das Trojanische Pferd, den Trojanischen Eber nannte. Die Gastfreyheit der Angelsachsen zeigte sich bisweilen darin, daß ein ganzer Ochse gebraten wurde. Die großen Stücke sind nach und nach aus der Mode gekommen, da die Leute im Essen immer delicater werden. In Frankreich sind jetzt die großen Stücke weniger gebräuchlich als ehemahls, und in England sind die großen Rinderbraten, welche ehemahls der Stolz der Nation waren, jetzt in artigen Familien nur auf den Nebentischen zu sehen. In China, wo die Sitten zu einem hohen Grade der Verfeinerung gestiegen sind, werden die Schüsseln bloß mit klein geschnittenem Fleische angefüllt.

In alten Zeiten waren die Leute in ihren Häusern eben so simpel, als in ihrer Speise. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, da Hollinsched schrieb, fingen die Leute in England an, mit Ziegelsteinen und andern Steinen zu bauen. Ehemahls wurden die Häuser nur von zusammen gesetzten Pfosten gemacht, und mit Leim beworfen, um die Kälte abzuhalten; das Dach war von Stroh oder Rohr. Ein Spanier machte zur Zeit der Königinn Maria die Anmerkung: „Diese Engländer haben Häuser von Stecken und Koth, aber sie leben so gut wie der König.“ Hollinsched, welcher viele vor Kurzem errichtete Camine erwähnt, bemerket nach der Aus-

sage einiger alten Männer, daß in ihrer Jugend in den ansehnlichsten Städten des Königreichs, außer den Klöstern und Landhäusern ihrer Herren, nicht über zwey oder drey gewesen wären; und daß ein jeder sein Feuer an der hintern Wand in der Halle gemacht habe, wo er gespeist und seine Kost zugerichtet habe. Man sieht aus des Lord Northumberland Haushaltungsbuche, daß die Roste damahls unbekannt waren, und daß sie ihre Kohlen auf dem Heerde brannten; es wird darin eine gewisse Summe zur Anschaffung des Holzes verwilliget; weil die Kohlen, wie dieses Buch sagt, ohne dasselbe nicht brennen wollen. Es ist auch eine gewisse Summe zur Anschaffung der Holzkohlen ausgesetzt, damit der Rauch der Steinkohlen den gewirkten Tapeten nicht schaden möge. Im vierzehnten Jahrhunderte waren die Häuser der Privatpersonen in Paris und London alle von Holz. Die Straßen in Paris, welche nicht gepflastert waren, wurden mit Leim bedeckt; und doch hielt man es für einen Artikel des Luxus, wenn ein Frauenzimmer auf diesen Straßen in einem Karren fuhr, so daß es von Philipp dem schönen sogar verbothen wurde. Paris ist seit dem Tode Heinrichs IV. um zwey Drittheile erweitert worden, ob es gleich damahls vielleicht nicht weniger volkreich als gegenwärtig war.

Sie waren auch eben so simpel in ihren Meublen. So lange das Geld noch selten war, so bekamen die Knechte anstatt des Lohnes ein Stück Landes. Ein altes Landgut in England

verbindet den Vasallen, Stroh für des Königs Bette, und Heu für sein Pferd zu liefern. Man sieht aus des Lord Northumberlands erwähntem Haushaltungsbuche, daß das Leinenzeug auf ein ganzes Jahr nicht mehr als siebenzig Ellen betrug; wovon acht Tischtücher (keine Servietten) für die Herrentafel, und zwey Handtücher, sein Gesicht und Hände zu waschen, gemacht wurden. Zinnernes Geschirr war verbothen, außer an Weihnachten, Ostern, St. Georgstage und Pfingsten. Hollinsched erwähnt seine Unterredung mit alten Leuten, die sich vieler Veränderungen in England erinnern konnten; daß ihre Väter und sie selbst ehemahls nichts anders zum Schlafen, als eine Streu und ein Stück Holz zum Kopfküssen, gehabt hätten, indem man ein wirkliches Kopfküssen, wie sie sagten, nur für eine Frau im Kindbette für schicklich gehalten hätte; und daß ein Mann, wenn er in sieben Jahren nach seiner Heurath ein Bett von Flocken, und einen Spreusack zum Kopfküssen sich anschaffen könnte, sich für eben so gut gebettet hielt, als ein Herr in der Stadt, der vielleicht selten auf einem ganzen Federbette schlief. Diese Leute bemerkten noch eine andere Sache, nähmlich eine Veränderung der hölzernen Teller in zinnerne, und der hölzernen Löffel in zinnerne oder silberne.

Sie waren auch nicht weniger simpel in der Kleidung. Nach einer Parlementsacte in Schottland im Jahre 1429 wurde es niemanden erlaubt, Seide oder köstliche Pelzwerke zu tragen.

als den Rittern und Herren, die jährlich 200 Mark Einkünfte hatten. Allein die Verschwendung in Kleidern nahm so geschwinde zu, daß nach einer andern Acte vom Jahre 1457 eben diese Kleidung den Rathsherren, Amtleuten und andern guten würdigen Leuten in der Burg erlaubt wurde; und nach einer dritten Acte vom Jahre 1472 wurde sie den Herren erlaubt, die 100 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hatten. Nach einem Kleidermandate in Schottland vom Jahre 1621 wurden goldene und silberne Zeuge, goldene und silberne Tressen, Sammet, Atlas und andere seidene Stoffe verbothen, so daß nur die Edelleute, ihre Weiber und Kinder, die Parlementsherren, Prälaten, geheime Räthe, Herren der Güter, Richter, Stadtobrigkeiten, und alle diejenigen, welche 6000 Mark jährlicher Einkünfte hatten, sie tragen durften. Solche Unterschiede, besonders in Absicht auf die Landrenten, sind verhaßt, und können nicht lange Bestand haben. Jacob, der erste Brittische Monarch, wurde in seiner Kindheit der Sorgfalt der verwittweten Gräfinn von Mar anvertrauet, die in Frankreich war erzogen worden. Als nun der König des Nachts von einer Kolik plötzlich einen Anfall bekam, so liefen alle seine Hausbedienten, Männer und Weiber, ganz nackend in sein Schlafzimmer, und die Gräfinn allein hatte ein Hemde an.

Während der Regierung Eduards III. waren die Einfuhren in England nicht der siebente Theil von den Ausfuhren. Unsere Ausfuhren

waren damahls nicht der siebente Theil unserer jetzigen Ausfuhren; und doch ist unser Luxus so groß, daß bey allen unsern politischen Einrichtungen die Berechnung des Handels kaum zu unserm Vortheile ist.

Die Menschen sind zu verschiedenen Zeiten in ihren Begriffen von dem Luxus auch sehr weit von einander unterschieden; ein jeder neuer Gegenstand der sinnlichen Befriedigung, eine jede Nachsicht, die man sich in dem, was nicht gewöhnlich ist, verstattet, werden Üppigkeit genannt; und hören auf es zu seyn, wenn sie zur Gewohnheit werden. Auf diese Weise wundert sich ein jeder alter und neuerer Geschichtschreiber, indem er wider die Verschwendung seiner eigenen Zeiten redet, über die vorigen Geschichtschreiber, daß sie etwas als eine Verschwendung beschreiben, was er bloß als Bequemlichkeiten, oder gar als vernünftige Verbesserungen ansieht. Man lese nur, was der Römische Geschichtschreiber Livius *) von dem Krieg sagt, den seine Landsleute wider den Antiochus, König in Syrien, mit großem Glücke führten: „Die Asiatischen Soldaten brachten zuerst die fremde Schwelgerey nach Rom. Sie waren die ersten, welche Bettstellen, die mit ehernen Figuren gezieret waren, köstliche Decken, Vorhänge und Tapeten, und was damahls noch als ein prächtiger Hausrath angesehen wurde, nähm-

*) B. XXXIX. K. 6.

lich Tische mit einem Fuße, nach Rom brachten. Sodann wurden zu der Schwelgerey unserer Gastmahle nach Sängerinnen, Lautenspielerinnen und Tänzer hinzugefüget; man wendete größere Sorgfalt und Unkosten auf unsere Mahlzeiten; der Koch, den unsere Vorfahren für den niedrigsten Sclaven hielten, kam jetzt in großes Ansehen; und was man ehemahls für eine sclavische Bedienung gehalten hatte, wurde jetzt zu einer Wissenschaft erhöhet. Jedoch alle diese Dinge, welche man damahls sah, waren kaum der Saame der darauf folgenden Schwelgerey." Die Meublen in Rom müssen damahls ausnehmend simpel gewesen seyn, da ein Tisch mit einem Fuße als ein Artikel des Luxus angesehen wurde. Eben so wurde ohne Zweifel das Verschneiden der Ochsen und Widder bey der ersten Einführung als eine abscheuliche Schwelgerey betrachtet. Galvanus Fiamma, der im vierzehnten Jahrhunderte eine Geschichte von Mayland, als seinem Vaterlande, schrieb, klaget, daß zu seiner Zeit die simple Lebensart der Üppigkeit und Ausschweifung hätte weichen müssen. Er wünschet noch immer die Zeiten Friedrichs des Rothbarts, und Friedrichs des II. zurück, da die Einwohner von Mayland, einer großen Hauptstadt, nur dreymahl Fleisch in der Woche hatten, da der Wein noch eine Seltenheit war, da die angesehenen Leute noch getrocknetes Holz anstatt der Lichter brauchten, und da ihre Hemden noch von wollenem Zeuge waren, und die Leinwand nur von Personen vom höchsten Range getragen wurde. „Die Sachen,

sagt er, haben sich wunderlich verändert: die Leinwand ist eine gemeine Tracht: die Frauenzimmer kleiden sich in Seide, und sind oft noch mit Gold und Silber gezieret, und tragen goldene Ohrgehänge." Ein Geschichtschreiber der gegenwärtigen Zeiten würde über den Fiamma lachen, daß er solche Dinge für Artikel des Luxus hält, die jetzt für einen Kaufmann und seine Frau kaum eine anständige Tracht sind. Johann Musso, aus der Lombardey gebürtig, der auch im vierzehnten Jahrhunderte schrieb, eifert sehr wider die Verschwendung seiner Zeit, und besonders wider den Luxus der Bürger von Piacenza, seiner Landsleute. „Die Schwelgerey der Tafel, sagt er, der Kleidung, der Häuser und Meublen in Piacenza fingen an nach dem Jahre 1300 sich einzuschleichen. Die Häuser haben jetzt Säle, Zimmer mit Caminen, bedeckte Gänge, Brunnen, Gärten, und viele andere Bequemlichkeiten, die unsern Vorfahren unbekannt waren. Ein Haus, das jetzt viele Caminen hat, hatte im letztern Jahrhunderte noch gar keinen. Man legte das Feuer mitten in das Haus, ohne einen andern Ausgang für den Rauch als durch das Dach; die Familie saß rund um dasselbe herum, und die Speisen wurden dabey zugerichtet. Die Ausgabe für die Meublen ist jetzt zehnmahl größer, als sie vor sechzig Jahren war. Der Geschmack an solchen Ausgaben kommt aus Frankreich, Flandern und Spanien zu uns. Die Speisetische, die ehemahls nur zwölf Zoll lang waren, sind jetzt von achtzehn Zoll. Sie haben Tischtücher mit Bechern, Löffeln, und

Gabeln von Silber, und groſse Messer. Die Betten haben seidene Decken und Vorhänge. Sie haben Lichter von Talk oder Wachs, in Leuchtern von Eisen oder Kupfer. Fast überall sind zwey Feuer, eins für das Wohnzimmer, und eins für die Küche. Das Confect ist jetzt sehr gewöhnlich, und die Leckerhaftigkeit scheuet keine Unkosten." Hollinsched redet wider die Üppigkeit und Weichlichkeit seiner Zeit. „In vergangenen Zeiten, sagt er, waren die Leute zufrieden in Häusern zu wohnen, die von Weiden, Pflaum- oder Ulmbäumen gebauet waren; so daſs der Gebrauch der Eichen nur zu Kirchen, Klöstern, fürstlichen Palläſten, adeligen Wohnungen, und zur Schiffahrt gewidmet war. Aber jetzt werden diese verworfen, und nichts als Eichen geachtet. Aber man sehe nur die Veränderung; denn da unsere Häuser von Weiden gebauet wurden, so waren unsere Leute wie Eichen; aber jetzt, da unsere Häuser von Eichen gemacht werden, sind unsere Leute nicht nur Weiden geworden, sondern viele sind durch eine Persische Weichlichkeit, die sich bey uns eingeschlichen hat, ganz und gar von Stroh, welches eine betrübte Veränderung ist. In jenen Zeiten war der Muth des Eigenthümers eine hinlängliche Beschützung, um das Haus in Sicherheit zu erhalten; aber jetzt müssen starke Balken, doppelte Thüren, Schlösser und Riegel den Menschen vor dem Raube beschützen. Jetzt haben wir viele Komine, und unsere Zärtlinge klagen über Schnupfen. Damahls hatten wir nichts als Feuerheerde, und unsere Köpfe thaten uns niemahls

weh. Denn wie man damahls glaubte, daß der Rauch eine hinlängliche Abhärtung des Holzes im Hause wäre; so wurde er auch für eine weit bessere Arzeney gehalten, den Hausvater nnd seine Familie vor dem Schnupfen zu verwahren, den damals sehr wenige kannten." Vor funfzig Jahren wurde der Französische Wein in den Speisehäusern zu Edinburg den Gästen in einem kleinen zinnernen Gefäße vorgesetzt, welches ungefähr eine Englische Pinte oder Nösel war. Ein einziges Trinkglas diente den ganzen Abend für eine Gesellschaft; und die ersten Personen, welche mit jeder neuen Pinte ein reines Glas haben wollten, wurden der Schwelgerey beschuldiget. Eine Gesellschaft von Hochländern, welche die Nacht überfiel, hüllten sich in ihre Mäntel, und legten sich auf den Schnee nieder, um zu schlafen. Ein junger Herr machte einen großen Schneeball, und brauchte ihn zum Kopfküssen. Sein Vater *), welcher den Ball mit seinem Fuße wegstieß, sagte zu ihm: „Wie, willst du denn weibisch werden?" Cranz, welcher das Königreich Norwegen und die Sitten des Volks beschreibt, hat folgende Anmerkung. „Es bringt die stärksten Leute hervor, welche durch keine Schwelgerey der Speisen entkräftet sind, und öfter andere angreifen, als von andern angegriffen werden." Auf der bergigen Insel Rum, einer von den westlichen Inseln Schottlands, dienet das erbauete Getreide den Einwohnern

*) Sir Evan Cameron.

nur wenige Monathe im Winter zum Unterhalte. Die übrige Zeit des Jahres leben sie vom Fleische, Fischen und Milch, und sind gesund, und werden alt. Im Jahre 1768 starb daselbst ein Mann von 103 Jahren, der erst in seinem funfzigsten Jahre das Brot gekostet hatte. Dieser alte Mann redete oft von der geringen Kost der vorigen Zeiten, und tadelte seine Nachbarn, daß sie sich zum Brote hielten, und lachte sie aus, daß sie wie Sclaven zur Hervorbringung eines so unnöthigen Artikels der Schwelgerey so viele Mühe anwendeten.

Auf diese Weise redet ein jeder wider den Luxus der gegenwärtigen Zeiten, und urtheilet immer besser von den vergangenen; nicht anders als ob dasjenige, was jetzt Schwelgerey ist, aufhörte es zu seyn, wenn es gewöhnlich wird. Was ist der Grund von einer so allgemeinen Meinung? In Ansehung der Würde sind die körperlichen Vergnügungen unter allen die niedrigsten, die zu unserer Natur gehören; und deßwegen lassen sich die Personen von feinem Geschmacke das Vergnügen nicht merken, welches sie an Essen und Trinken haben. Wenn man dem körperlichen Vergnügen bis zum Übermaße nachhängt, so ist es nicht allein niedrig, sondern auch schändlich. Allein da bey dem Urtheile von Dingen, die Stufen haben, die Vergleichung die gewöhnliche Stütze ist, so wird eine jede Verfeinerung in den körperlichen Vergnügen, die über das gewöhnliche geht, für ein Übermaß gehalten, welches als eine Sache, die unter der Würde der mensch-

lichen Natur ist, getadelt wird. Auf diese Weise wird eine jede Verbesserung in der Lebensart für Schwelgerey gehalten, so lange sie neu ist, und sie verliert diesen Charakter, so bald sie überall gewöhnlich wird. Eben deßwegen wird dasjenige, was in der Hauptstadt Mäßigkeit ist, in einer Landstadt für Schwelgerey gehalten. Allein beruhet denn der Luxus gänzlich auf der Vergleichung? Und ist denn kein anderer Grund, die Mäßigkeit von dem Übermaße zu unterscheiden? Dieses wird man schwerlich behaupten.

Diese Materie ist durch die verschiedenen Bedeutungen, die man dem Worte Luxus gegeben hat, ziemlich dunkel geworden. Ein Französischer Schriftsteller hält alle Arten von Speisen für Schwelgerey, außer dem rohen Fleische und den Eicheln, welche die ursprüngliche Speise der Wilden waren; und alle Arten von Bedeckung, außer den Fellen, welche ihre ursprüngliche Kleidung waren, sollen ebenfalls zum Luxus gehören. Nach dieser Beschreibung sind der Pflug, der Spaten und der Weberstuhl insgesammt Werkzeuge des Luxus; und in dieser Betrachtung erhebet er mit Recht den Luxus bis an den Himmel. Jedoch ein jeder mag den Worten seine eigene Bedeutung geben, welche ihm gut dünken: wenn ein Mensch einmahl von ihrer gewöhnlichen Bedeutung so weit abweichet, so ist die Vernachlässigung in ihrer Erklärung nicht zu entschuldigen. Im gemeinen Sprachgebrauche und nach der allgemeinen Vorstellung enthält der Luxus allezeit ein fehlerhaftes Übermaß, und

wird daher von allen Schriftstellern verworfen, außer solchen, die gern sonderbar seyn wollen.

Dieses ist ganz deutlich ein Hauptstück in der Beschreibung des Luxus. Ein anderes besteht darin, daß das Übermaß muß zu einer Gewohnheit geworden seyn; eine einzige unmäßige That, so fehlerhaft sie auch an sich seyn mag, wird doch nicht Luxus genannt: die Wiederhohlung davon muß so häufig seyn, daß sie eine bestätigte Gewohnheit und Fertigkeit wird.

Es sind dieses auch noch nicht alle besonderen Stücke, welche die Beschreibung des Luxus ausmachen. Es gibt noch viele Vergnügungen, so unmäßig oder gewöhnlich sie auch seyn mögen, welche mit diesem verhaßten Nahmen nicht belegt werden. Das Vergnügen des Verstandes, welches aus der innern Empfindung oder dem Urtheile entsteht, gehöret nicht zum Luxus, und wenn es auch noch so übertrieben wäre. Nennet man es eine Wollust, wenn man das Verdienst in der Noth unterstützet, so geschieht es nur in einem verblümten Verstande; eben so wenig wird es bey einem Mädchen von funfzehn Jahren für eine Wollust gehalten, wenn sie die Liebesgeschichten von Morgen bis auf den Abend liest. Der Luxus ist nur auf die äußerlichen Sinne eingeschränket; und er gehöret auch nicht einmahl zu einem jeden derselben; die schönen Künste haben keine Verbindung mit dem Luxus. Man sagt niemahls, daß ein Mensch bloß deßwegen verschwenderisch sey, weil er an Kleidern oder

schönen Meubeln einen Gefallen hat. Hollinsched redet heftig wider die Trinkgläser, als einen Artikel des Luxus. Auf diese Weise würde ein Haus, welches mit schönen Gemählden oder Statuen gezieret ist, eine Vergehung des Besitzers seyn. Und so findet man bey der Untersuchung eines jeden Vergnügens der äußerlichen Sinne, daß sich nach dem Sprachgebrauche das Wort Luxus nicht auf ein jedes Vergnügen der Augen und Ohren anwenden läßt. Diese Benennung ist nur auf die Vergnügungen des Geschmacks, Gefühls und Geruchs eingeschränkt, die in dem Werkzeuge des Sinnes wirklich vorhanden sind, und deßwegen für bloß körperliche gehalten werden.

Da wir nun auf diese Weise unserer Materie ihre gehörigen Gränzen gesetzt haben, so besteht der wichtige Punct, der noch auszumachen übrig ist, darin, ob wir eine Regel haben zu bestimmen, was für ein Übermaß in dem körperlichen Vergnügen mit Recht fehlerhaft könne genannt werden. Wir sind aber in diesem Stücke in keiner Verlegenheit. Ob gleich unser gegenwärtiges Leben ein Stand der Prüfung ist; so hat uns doch unser Schöpfer ein jedes Vergnügen verstattet, welches weder dem Gemüthe noch dem Körper schädlich ist; und daher kann nur das schädliche Übermaß den Tadel des Luxus verdienen. Es ist fehlerhaft als eine Übertretung der Pflicht gegen uns selbst; und als ein solches wird es auch nur durch das moralische Gefühl verworfen. Der heftigste Redner wider den Luxus wird doch nicht behaupten, daß das Brot, oder

ein Schneeball anstatt eines Kopfküssens zum Luxus gehöre; denn diese Dinge sind unschuldig, weil sie keinen Schaden thun. Eben so wenig wird man behaupten, daß größere Wohnhäuser, als man anfänglich bauete, als eine Verschwendung zu verwerfen wären, indem sie so wohl zur Fröhlichkeit, als auch zur Gesundheit vieles beytragen. Die Pest war vor einigen Jahrhunderten in London sehr gewöhnlich, und wurde durch die eingeschlossene Luft in den engen Straßen und kleinen Häusern befördert. Nach dem großen Feuer im Jahre 1666 wurden die Häuser und Straßen erweitert, und die Pest ist seit der Zeit in London nicht mehr bekannt gewesen.

Der Mensch bestehet aus Leib und Seele, die so genau verbunden sind, daß das eine nicht ruhig seyn kann, wenn das andere leidet. Es ist zur Erhaltung einer gesunden Seele in einem gesunden Körper sehr nöthig, auf die Gesundheit von beyden Fleiß zu wenden: die körperliche Gesundheit unterstützet die Seele; und nichts ist zur Unterstützung des Körpers zuträglicher, als die Heiterkeit der Seele, sogar in einer Krankheit. Zur Erhaltung dieser verwickelten Maschine sind gewisse Übungen für den Körper, und gewisse andere für die Seele sehr zuträglich; wovon aber das eine dem andern niemahls hinderlich seyn sollte. Viele Bewegung und körperliche Übung können uns stark machen; aber die Seele wird unterdessen geschwächt: vieles Lesen und Nachdenken stärken die Seele, aber der Körper wird dabey abgemattet. Und dieses ist noch nicht alles:

das Übermaß in einem von beyden ist auch für beyde verderblich; indem eine zu heftige Übung der Seele oder des Körpers die ganze Maschine verdirbt. Die Trägheit hingegen erschlaffet die Maschine, und macht sie schwach oder matt. Die körperliche Trägheit erzeuget das Podagra, den Stein, und viele andere Krankheiten; und die Trägheit der Seele ist nicht weniger schädlich, denn sie erzeuget ein mürrisches Wesen und Kleinmüthigkeit. Daher wird die Gesundheit des Leibes und der Seele am besten durch eine mäßige Übung erhalten. Und hieraus folget ein allgemeiner Satz, daß eine jede Nachsicht in dem körperlichen Vergnügen, welche eine zu heftige oder zu schwache Übung des Leibes oder der Seele befördert, schädlich ist, und folglich auch ein Luxus in seiner eigentlichen Bedeutung kann genannt werden. Es ist kaum nöthig hinzu zu setzen, daß eine jede solche Nachsicht durch das moralische Gefühl verworfen wird; indem ein jeder dasjenige, was er hiervon selbst fühlet, bezeugen kann.

Eine allzu große Nachsicht in dem körperlichen Vergnügen verschaffet selten eine heftige Übung; hingegen sind unzählige Beyspiele vorhanden, daß sie sogar den mäßigen Grad der Übung schwächet, der dem Leibe und der Seele zuträglich ist. Dieses ist ins besondere der Fall bey einer allzu großen Nachsicht im Essen und Trinken; eine solche Nachsicht erwecket einen beständigen Appetit, der mehr verlangt, als die Natur fordert, den Magen überladet, die Lebensgeister unter-

drücket, und eine beständige Trägheit und Unthätigkeit zu Wege bringt, welche die Menschen feige und weibisch macht*). Und was gewinnet der Epikuräer durch eine solche Unmäßigkeit? In dem größten Pallaste nimmt der Herr keinen größern Raum ein, als sein geringster Bedienter, und bringt zu seiner köstlichen Mahlzeit vielleicht weniger Appetit, als einer von seinen Gästen. Die Sättigung machet, daß er sogar an Seltenheiten, die andern ein großes Vergnügen verschaffen, keinen Geschmack mehr findet. Was für ein Vergnügen haben nun die Reichen vor andern Menschen? Sie mögen dagegen ihren Reichthum hergeben, um andere glücklich zu machen; eine solche Wohlthätigkeit wird ihre eigene Glückseligkeit verdoppeln, erstlich durch die unmittelbare Handlung des Wohlthuns, und hernach durch die Betrachtung des Guten, das sie gethan haben, welches gewiß die schmackhafteste Mahlzeit ist.

Wären die Engländer Heiden geblieben, so würden sie eine neue Gottheit erfunden haben,

---

*) Der Luxus und der Eigennutz machen die Menschen feige und weibisch. Leute, die den Reichthum und das sinnliche Vergnügen lieben, können nicht ohne Schrecken daran denken, sie zu verlassen. Ein tugendhafter Mensch glaubt, daß er hier in die Welt gesetzt sey, um dem Willen seines Schöpfers zu gehorchen; er beobachtet seine Pflicht, und ist bereit, seinen Posten zu verlassen, so bald er dazu aufgefordert wird.

welche man über die Kochkunst hätte setzen müssen. Ich sage es ungern, aber ich muß es sagen, daß eine schwelgerische Tafel, die mit allen Leckerbissen angefüllet ist, ihr Leibgötze zu seyn scheinet. Ein Staatsminister bleibt niemahls von einem Gastmahle weg; und das Band, welches die Gegner vereiniget, besteht darin, daß einer den andern herrlich bewirthet *). Ich werde mich nicht wundern, wenn ich höre, daß die Gastereyen die gewöhnlichste Art der Anwerbung um eine Geliebte geworden sind. Diese Art der Schwelgerey ist auf ihren Universitäten nicht unbekannt, und es ist vielleicht das einzige Stück der Erziehung, welches selten unwirksam ist. Man hat wohl bemerket, daß zwischen dem Jahre 1740 und 1770 nicht weniger als sechs Mayors von London in diesem Amte gestorben sind, welches eine größere Anzahl ist, als in den vorher gegangenen 500 Jahren zusammen; eine solche Niederlage macht die Schwelgerey im Essen und Trinken unter den Söhnen Albions. Wie verschieden waren doch die Sitten ihrer Vorfahren! Bonducha, ihre Königinn, ermunterte ihre Armee vor einem Treffen mit den Römern durch eine nachdrückliche Rede, und machte dabey besonders folgende Betrachtung: „Der große Vortheil, den wir über sie haben, besteht darin, daß sie nicht, wie wir, Hunger, Durst, Hitze, noch Kälte ausstehen können. Sie müssen seines

*) Dieses wurde im Jahre 1770 geschrieben.

Brot, Wein, und warme Häuser haben; ein jedes Kraut und jede Wurzel befriediget unsern Hunger; das Wasser ersetzt den Mangel des Weins; und jeder Baum ist für uns ein warmes Haus *).

Das Vergnügen an weichen Federbetten, sanften Küssen, und weichen Stühlen, ist eine Art von Luxus, weil es den Körper entkräftet, und ihn zur mühsamen Arbeit ungeschickt macht. Einige Damen in London brauchen einen Menschen, der ihnen ihre Nägel abschneidet. Zwey junge Frauenzimmer von hohem Stande, die Schwestern waren, brauchten eine Magd mit weichen Händen, um sie des Morgens ganz sanft aus dem Bette zu heben. Nichts anders als die mächtige Eitelkeit kann es dahin bringen, daß sich solche Personen der Beschwerlichkeit bey einem Nachttische unterwerfen; wie können sie jemahls wohl daran denken, sich den schrecklichen Schmerzen der Schwangerschaft zu unterwerfen? In den heißen Gegenden von Asien werden die Leute von Stande zweymahl des Tages gerieben; wel-

---

*) Die Vorsehung hat das Podagra als ein Zeichen auf den Felsen des Vergnügens gesetzt, um zu einer Warnung zu dienen. Allein es ist alles vergebens; so lange der Schmerz dauert, werden immer Gelübde der Mäßigkeit gethan; und wenn der Schmerz aufhöret, so sind auch die Gelübde vergessen. Der Luxus hat auf dieser Insel zu sehr überhand genommen, als daß er sich durch Vermahnungen vermindern ließe.

ches außerdem, daß es angenehm ist, auch zur Gesundheit höchst nöthig ist, indem es in einem heißen Lande, wo Trägheit und Müßiggang herrschen, das Blut in Bewegung bringt. Die Griechen und Römer wurden täglich gerieben, gebadet, und mit Öhle gestrichen; ob sie gleich nicht eben diese Entschuldigung wegen dieser Gewohnheit hatten; es war bey ihnen Luxus, aber nicht bey den Asiatischen Einwohnern.

Was die Leibesübung anbetrifft, so machen die verschiedenen Maschinen, die man zur Vollziehung einer jeden Art von Arbeit erfunden hat, die körperliche Stärke von geringerer Wichtigkeit als ehemahls. Diese Veränderung ist für die Wirkungen des Verstandes ohne Nachtheil der körperlichen Gesundheit zuträglich. Das Reisen zu Pferde, ob es gleich weniger Stärke erfordert als das Gehen, ist kein Luxus, weil es eine gesunde Leibesübung ist. Ich wage es nicht, eben so viel für das Fuhrwerk zu sagen: eine Kutsche, die in Riemen hängt, und nur auf einem ebenen Wege fährt, verschafft eben keine Leibesübung, oder doch so wenig, daß sie keine Krankheit verhindert: sie dienet nur zur Entkräftung des Leibes, und gewißer Maßen auch der Seele. Die Vermehrung des Fuhrwerks in einem Jahrhunderte ist ein starker Beweis von dem Wachsthume der Weichlichkeit und Trägheit. Während der Regierung Jakobs des I. ritten die Englischen Richter nach Westmünster, und wahrscheinlicher Weise geschah dieses noch viele Jahre nach seinem Tode. Carl der I. ließ eine Verord-

nung ergehen, worin der Gebrauch der Miethkutschen in London verbothen wurde, außer bey denen, die wenigstens drey Meilen aus der Stadt reiseten. Bey der Wiedereinsetzung machte Carl der II. seinen öffentlichen Einzug in London zu Pferde, zwischen seinen zwey Brüdern, dem Herzog von York und Glocester. Rouschworth bezeuget, daß in London vor hundert Jahren nur zwanzig Miethkutschen waren, welche damahls nicht auf den Straßen hielten, sondern zu Hause blieben, bis man sie verlangte. Er setzt hinzu, daß der König und der geheime Rath eine Verordnung wider sie bekannt gemacht hätte, weil sie den Preis des Futters für die Pferde des Königs und des Adels erhöheten. Gegenwärtig halten mehr als tausend Miethkutschen auf den Straßen in London, außer einer großen Anzahl von Reisekutschen von London in alle Theile des Königreichs. Die erste Kutsche mit Gläsern in Frankreich wurde im Jahre 1660 durch den Prinz Conte von Brüssel nach Paris gebracht. Die Portchaisen waren in England vor dem Jahre 1634 noch nicht bekannt. Die Kochkunst und die Kutschen haben den kriegerischen Geist des Englischen Adels zu einer großen Trägheit gebracht. Die erstere hat sie durch Überladung des Magens mit schwermüthigen Krankheiten angesteckt; und die letztern haben, durch Unterhaltung der Ruhe und Trägheit, die Arbeit als das einzige Gegengift wider solche Übel vertrieben. Ein allzu großer Hang zu den schönen Künsten nimmt einen Theil der Zeit weg, die man auf die wichtigen Pflichten des Lebens wen-

den sollte; allein die schönen Künste, wenn man sie auch zu viel treibt, bringen doch eine gute Wirkung hervor, nähmlich sie mildern und verfeinern unsere Sitten, und sie schaden auch nicht dem Körper, wenn sie den Grad der Leibesübung, die zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist, nicht zu sehr vermindern.

Die entkräftenden Wirkungen der Schwelgerey auf den Körper zeigen sich am meisten im Kriege. Die Officiere von Alexanders Armee wurden bald von den Asiatischen Sitten angesteckt. Die meisten von ihnen hatten auch nach dem Baden solche Bedienten, die sie reiben mußten, und anstatt des bloßen Öhls brauchten sie allerhand köstliche Salben. Leonatus ins besondere ließ aus Egypten den Puder kommen, den er brauchte, womit verschiedene Kamehle beladen wurden. Alexander machte ihnen deßwegen auf eine liebreiche Art diese Vorwürfe: „Ich wundre mich, daß Männer, die so viele Beschwerlichkeiten im Kriege ausgestanden haben, nicht aus der Erfahrung wissen, daß die Arbeit einen sanftern und gesündern Schlaf, als die Trägheit hervor bringt. Wollüstig zu seyn ist ein niedriger und sclavischer Zustand. Wie kann ein Mann für sein Pferd sorgen, oder seine Waffen glänzend erhalten, der sich weigert, seine eigenen Hände bey demjenigen zu brauchen, was ihm das Liebste ist, nähmlich sein eigener Körper?"

Wenn wir die Seele besonders betrachten, so sind die schrecklichen Wirkungen des Luxus man-

nigfaltig. Die körperlichen Vergnügungen, welche insgesammt eigennützig sind, machen bey einem allzu großen Hange zu denselben den Eigennutz zum herrschenden Grundsatze. Das wollüstige Leben daher, welches eine jede sympathetische Neigung vermindert, führet zu einer viehischen Eigenliebe, die von dem Menschen nichts, als die äußerliche Gestalt übrig läßt. Über dieses macht der Luxus das Gemüth so weibisch, daß es von einer jeden Noth unterdrückt wird; der geringste Schmerz des Leibes oder der Seele ist ein wirkliches Übel; und ein jeder höherer Grad wird eine harte Marter. Die Franzosen sind in dieser Krankheit schon weit gegangen. Die Gemählde von schweren Leiden, welche die Englischen Zuschauer gern sehen, sind den Franzosen unerträglich; ihr Abscheu vor dem Schmerz überwindet die anziehende Kraft der Sympathie, und vertreibt von der Bühne ein jedes Leiden, welches einen tiefen Eindruck auf das Herz macht. Die Engländer sinken nach und nach in eben diese Schwäche des Gemüths. Das gerettete Venedig bringt nicht mehr so viele Zuschauer zusammen, als es ehemahls that; und man würde es jetzt kaum mehr vertragen, wenn nicht unsere Sympathie durch die allzu große Bekanntschaft mit diesem Stücke geschwächet wäre; ein neues Schauspiel nach einem ähnlichen Plane würde gewiß keinen Beyfall finden. Die stufenweise Abnahme der Männlichkeit in Brittanien erhellet auch aus ihren Leichenbegängnissen. Ehemahls wurden die Verstorbenen von Anverwandten und Freunden beyderley Geschlechts zum Grabe begleitet; und der

Tag ihres Todes wurde mit feyerlichen Klagen eben so, wie der Tag ihrer Geburt, mit erfreuenden Bechern im Andenken erhalten. In England wurde ein Mann zuerst der Mühe überhoben, seine verstorbene Frau zum Grabe zu begleiten; und hernach geschah es auch bey seinen verstorbenen Kindern; und nun ist diese Weichlichkeit des Gemüths daselbst so groß, daß der Verstorbene sogleich nach dem letzten Hauche von einem jeden Verwandten verlassen, und einem Manne überliefert wird, der es zu seiner ordentlichen Profession macht, die Gebräuche bey den Begräbnissen nachzuahmen. In Schottland hat eine solche Verfeinerung noch keinen Eingang gefunden; ein Mann wird zwar entschuldiget, wenn er seine Frau nicht zum Grabe begleitet; aber er verrichtet diese Pflicht persönlich bey einem jeden andern Anverwandten und auch bey seinen eigenen Kindern. Man hat mir gesagt, daß die Leute von hohem Stande in England anfangen, die Sorge für ihre kranken Anverwandten gemietheten Wärterinnen zu überlassen; und daß sie glauben ihre Pflicht zu thun, wenn sie dieselben von Zeit zu Zeit besuchen. Ich habe bisher den Luxus nur in Absicht auf diejenigen betrachtet, die damit angesteckt sind; und wenn die giftigen Wirkungen desselben sich nicht weiter erstreckten, so würde der Fall auch noch weniger beklagenswürdig seyn. Allein unglücklicher Weise leidet da, wo der Luxus herrschet, der Unschuldige mit dem Schuldigen. Ein sparsamer Mann, er mag ein Kaufmann oder Fabrikant seyn, sammelt etwas für seine Kinder, und liefert dem Staate nützliche

Mitglieder. Ein Mann hingegen, der über sein Vermögen oder Gewinn lebet, gewöhnet seine Kinder zum Luxus, und überläßt sie der Armuth, wenn er stirbt. Der Luxus ist auch zu gleicher Zeit ein großer Feind der Bevölkerung; er vermehret die Ausgaben im gemeinen Leben, und nöthiget viele, im ehelosen Stande zu bleiben. Die Schwelgerey der Tafel ist besonders wegen dieser Wirkung merkwürdig. Der reiche Mann setzet seinen ganzen Ruhm darin, daß er alles verzehret, und seine ganze Größe ist diese, daß er bey seiner Tafel in einem Tage mehr aufwendet, als nöthig seyn würde, viele Familien zu unterhalten. Er mißhandelt auf gleiche Weise die Thiere und die Menschen, von denen ein großer Theil verhungert und im Elende seufzet, und nur arbeitet, um den unmäßigen Appetit und die noch unersättlichere Eitelkeit dieses Menschen zu befriedigen, der, indem er andere durch Mangel zu Grunde richtet, sich selbst durch seine Ausschweifung ins Verderben stürzt.

Wenn man den Luxus in einer politischen Absicht betrachtet, so gehöret keine Verfeinerung der Kleidung, der Tafel, der Equipage, und der Wohnung bey denjenigen dazu, welche die Unkosten bestreiten können; und das Publicum gewinnt durch die Ermunterung, die man den Künsten, Manufacturen, und dem Handel dadurch gibt. Allein eine Lebensart über das jährliche Einkommen eines Mannes schwächet den Staat, indem nicht nur die Verschwender selbst, sondern viele unschuldige und fleißige Personen, die mit

ihnen in Verbindung stehen, dadurch in Armuth gerathen. Der Luxus ist vornehmlich einem Staate, der Handel treibt, sehr schädlich. Eine Person, die noch Mäßigung besitzt, ist mit einem kleinen Gewinn zufrieden; aber die wollüstigen Verschwender denken nicht so, und verachten alle Arten von Handel, wobey kein großer Gewinn ist. Die Kaufleute in Amsterdam und auch in London lebten noch vor hundert Jahren weit sparsamer, als jetzt ihre Diener thun. Ihre Landhäuser und Gärten machten nicht den größten Theil ihres Aufwandes aus. Ein Kaufmann begibt sich anfänglich nur an Sonn- und Festtagen zu seinem Landhause; aber so bald er anfängt, an dieser trägen Einsamkeit einen Gefallen zu haben, so wird ihm der Handel beschwerlich; er überläßt alles seinen Dienern; er verliert den Zusammenhang seiner Geschäfte; er sieht nicht mehr mit seinen eigenen Augen, und er ist nunmehr auf dem Wege zu seinem Verderben. Ein jeder widriger Zufall macht ihn wankend; und bey gefährlichen Umständen geräth er in die Versuchung, alles in der Hoffnung einer Wiederherstellung zu wagen. Er verfällt zuletzt aufs Spielen; welches, wenn man das Gewissen bey Seite setzet, eine kluge Maßregel ist; er setzet nur das Geld seiner Gläubiger aufs Spiel, indem er selbst nichts zu verlieren hat; und nun heißt es bey ihm, aut Caesar, aut nihil. Ein solcher Mann aber fällt niemahls, ohne viele andere in sein Verderben zu ziehen.

Die oben erklärten schlimmen Wirkungen des Luxus sind weder die einzigen, noch die verderb-

lichsten. Der Luxus ist zu allen Zeiten das Verderben eines jeden Staats gewesen, wo er geherrschet hat. Allein dieses wichtigere Stück dieser Materie ist besondern Versuchen vorbehalten, wo es eine bessere Figur machen wird.

In dem wilden Stande ist der Mensch beynahe nur ganz Körper, und hat einen geringen Gebrauch seiner Seele. In der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft ist er an Leib und Seele ganz vollständig. In dem Stande der Verderbniß durch die Schwelgerey und Wollust hat er weder Leib noch Seele *).

---

*) In dem alten Egypten war das Verfahren wider die Person eines Schuldners verbothen. Ein solches Gesetz konnte nur unter einem mäßigen Volke Statt finden, wo der Bankerott durch Unglücksfälle, und selten durch Schwelgerey oder Ausschweifungen erfolgte.

Ende des ersten Theils.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kames, Henry Home, Lord, 1696-1782

Versuche über die Geschichte des Menschen

Bd.: 1.

Wien 1790

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 1677 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273227-1
VD18 80271162-001